Staatl. Bibliothek
Regensburg

...nn.
286/2

Garve

German. 286 (2

Verſuche

über

verſchiedene Gegenſtände

aus

der Moral, der Litteratur

und dem

geſellſchaftlichen Leben

von

Chriſtian Garve.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Zweyter Theil.

Breslau 1796.
bey Wilhelm Gottlieb Korn.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Ich habe lange gewünſcht, daß von unſrer alten Freundſchaft ein öffentliches Denkmahl vorhanden ſeyn möge; nicht nur aus der ſehr verzeihlichen Eitelkeit, daß die Welt wiſſen ſoll, daß ich, von einem würdigen Manne, durch viele Jahre ununterbrochen geliebt worden bin: ſondern auch, weil ich glaube, daß eine lang dauernde Freundſchaft unter Gelehrten ein gutes Beyſpiel giebt: da dieſe Freundſchaften, welche oft mehr der Verſtand, als das

Herz ſtiftet, durch die Eitelkeit ſo leicht getrennt werden. Sie haben überdieß ein Recht auf meine letztern, reifern Geiſtesarbeiten, da Sie meine erſten, noch unreifen, in Ihren Schutz genommen, und mich als Schriftſteller beym Publikum eingeführt haben.

Die Aufſätze, welche ich Ihnen hier widme, ſind klein und unbedeutend, und können höchſtens nur in ſo fern einigen Werth haben, als ſie etwas Selbſtgedachtes enthalten, und Gedanken bey andern veranlaſſen. Aber für Sie werden ſie dadurch eine größere Wichtigkeit bekommen, daß Sie wiſſen, unter welchen Hinderniſſen und in welcher unangenehmen Lage ich ſie ausgearbeitet habe. Sie werden ſich freuen, daß ich im Stande geweſen bin, ſie zu vollenden: und da Sie ſo lange, auch durch Briefe, wenig, oder nichts von mir erfahren haben, ſo wird es Ihnen lieb

ſeyn, mich einmahl ausführlich ſprechen zu hören.

Ich ſelbſt ergetze mich, indem ich dieß ſchreibe, an dem Gedanken, daß, in den ſchönen Tagen des bevorſtehenden Frühlings, mein Buch Sie vielleicht einige heitre Morgenſtunden auf Ihrem Landſitze beſchäftigen, und mein Andenken bey Ihnen recht lebhaft erneuern wird.

Möge der Himmel Sie dieſe unſchuldigen Freuden des Landlebens, — die Familienfreuden eines, von einer guten Gattin und wohlgerathnen Kindern, umgebnen Hausvaters, — das Vergnügen des Umgangs mit ſo vielen verſtändigen und rechtſchaffnen Perſonen, von denen Sie geliebt und aufgeſucht werden, und endlich das Vergnügen des Studirens, und einer lebhaften Theilnehmung an allen Fortſchritten der Litteratur, welches durch das

Alter bey Ihnen nicht geſchwächt worden iſt, noch lange genießen laſſen. Sehe ich auch dieß alles nicht mehr, wie ehedem, ſelbſt in der Nähe: ſo wird, auch in der Entfernung, das bloße Bild davon mein Gemüth erheitern. Leben Sie wohl.

Breßlau den 21. Merz
1796.

An den

Herrn Kreisſteuer-Einnehmer

Weiße.

Inhalt.

Seite

Ueber zwey Stellen des Herodots 1

Einige Gedanken über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über die Vorliebe insbeſondere, welche, in einem großen Staate, die Einwohner jeder Provinz für dieſe ihre Provinz haben . 127

Einige Beobachtungen über die Kunſt zu denken . . . 248

Ueber die Rollen der Wahnwitzigen in Shakespears Schauſpielen, und über den Charakter Hamlets insbeſondre 431

Ueber

I.

Ueber zwey Stellen des Herodots.

Erſte Stelle.

Die Unterredung des Solons mit dem Krŏſus, im erſten Buche des Herodots, vom 30ten bis 33ten Kap.

Die Unterredungen Solons mit dem Krŏſus, über den glückſeligen Mann, ſtehn in unſern Kinderbüchern: ſie enthalten aber auch noch unverbrauchten Stoff zum Nachdenken, für Männer und für Philoſophen.

Die Geſchichte hat ganz das Anſehn eines Mährchens: aber es iſt ein altes, und dabey ein geiſt- und charaktervolles Mährchen. Sie ſchildert doch gewiß das Zeitalter, wenn auch nicht die Perſonen. Wir mögen uns vielleicht nicht darauf verlaſſen können, daß Solon ſo gedacht, und daß er wirklich dies geſagt hat: aber das lernen wir doch daraus, wie, zu Herodots Zeiten, geſcheute Leute einen Solon ſpre-

chen ließen. Die moraliſchen Begriffe und Gefühle des Griechiſchen Alterthums ſind in einer erdichteten, oder mit Erdichtung ausgeſchmückten Erzählung, die ſich aber aus jener Zeit herſchreibt, eben ſo erkennbar, als in einer wahren.

Ich muß meinen Leſern zuerſt die Erzählung ſelbſt mit wenigen Worten eingedenk machen, damit ſie einige Betrachtungen, die ich darüber anſtellen will, beſſer verſtehen.

Solon, deſſen Lernbegierde, wie ein von ihm uns aufbehaltner Denkſpruch ſagt, mit den Jahren wuchs, *) unternahm in einem ziemlich hohen Alter eine große Reiſe, bloß um Menſchen und Völker zu ſehen. Auf dieſer kam er auch zum Kröſus nach Sardes, der ihn als einen berühmten Mann wohl aufnahm, in ſeinem Pallaſte bewirthete, und ihm, nach einem Aufenthalte von drei oder vier Tagen, alle ſeine Schätze und Koſtbarkeiten zeigen ließ.

Nachdem dieſe Beſichtigung zu Ende war: fing Kröſus eine Unterredung mit Solon auf folgende Weiſe an:

---

*) Μαθὼν γηράσκω. Ich werde lernend alt, ſagte er von ſich ſelbſt.

„Athenienſiſcher Fremdling, der Ruf ſowohl von deiner Weisheit als von deiner Reiſe, deren Beſchwerden du bloß deßwegen übernommen haſt, um Kenntniſſe zu ſammeln, iſt auch bis zu uns nach Sardes gedrungen. Von einem Manne, der ſo viele Menſchen geſehen hat, wünſchte ich zu erfahren, wen er für den glücklichſten unter allen halte?“

Herodot ſagt, daß Kröſus gewünſcht und erwartet habe, als dieſer glücklichſte genannt zu werden.

„Ja, antwortete Solon: ich kenne einen, dem ich den Preis der Glückſeligkeit zuerkenne: das iſt der Athenienſer Tellus.

Kröſ. „Nun, und was macht ihn dann ſo vorzüglich glücklich?“

Sol. „Athen, die Vaterſtadt des Tellus,
„war, zu ſeiner Zeit, in Flor und ohne Un-
„glücksfälle. Er hatte ſchöne und gute Kin-
„der. Er erlebte Kindeskinder von ihnen: und
„alle Kinder und Enkel, die ihm gebohren wur-
„den, blieben am Leben. Endlich endigte er
„ſein eignes, das er in gutem Wohlſtande zuge-
„bracht hatte, auf eine ſo glorreiche Weiſe, als
„es bey der Mittelmäßigkeit unſrer Umſtände
„möglich iſt. Die Athenienſer hatten einen

„Krieg mit ihren nächſten Nachbarn, den Ein„wohnern von Eleuſis. In einem Gefechte ge„gen dieſe ſtritt er mit, half die Feinde zum „Weichen bringen, und ſtarb nach entſchiednem „Siege. Die Athenienſer begruben ihn auf „der Stelle, wo er gefallen war, auf öffentliche „Unkoſten, und erwieſen ihm die größten Eh„renbezeugungen.“

„Krös. Wenn dann Tellus an Glückſe„ligkeit den erſten Rang hat: wem gibſt du „den zweyten?“

„Sol. Ich würde ihn zwey Argivern, dem „Cleobis und Biton, geben. Sie waren Brü„der, Söhne einer Prieſterin der Diana und „von einer außerordentlichen Leibesſtärke. Sie „hatten beyde in öffentlichen Kampfſpielen Sie„ge davon getragen. Einſt bei dem Feſte der „Diana, an welchem ihre Mutter zu einer be„ſtimmten Stunde im Tempel erſcheinen mußte, „ſpannten ſie ſich, da das Joch Ochſen, wel„ches den Wagen ihrer Mutter führen ſollte, „zu lange ausblieb, ſelbſt davor, und zogen ſie, „einen Weg von fünf und dreyßig Stadien, „bis zum Tempel. Das daſelbſt verſammelte „Volk erſtaunte über die Stärke der Jünglinge „und bewunderte ihre kindliche Liebe und ihre

„Frömmigkeit. Die Männer prieſen die Söh„ne, wegen ihrer Körperkraft, — die Frauen „prieſen die Mutter wegen ſolcher Söhne glück„lich. Stolz und freudig über die That und „über die Lobeserhebungen der Verſammlung, „gieng die Prieſterin in den Tempel, und bat „die Göttinn, der ſie diente, dieſen ihren from„men Söhnen das Beſte zu geben, was die „Gottheit den Menſchen zu geben hätte. — „Nach vollbrachtem Opfer und geendigter Opfer„mahlzeit, legen ſich die beyden, äußerſt ermü„deten Jünglinge im Tempel nieder, und ent„ſchlaſen. Da man ſie nach geraumer Zeit we„cken will, findet man ſie todt.“

Kröſus hatte umſonſt darauf gewartet ſich nennen zu hören: er mußte alſo ſchon ſelbſt die Unterredung auf ſich lenken.

„Nun, und von mir ſagſt du nichts? Das, „was du von meinem Glücke geſehen haſt, „ſcheint dir alſo ſo unbedeutend, daß du ſelbſt „den Zuſtand eines Athenienſiſchen Privat„manns dem meinigen vorziehſt?“

Die Antwort des Solons, die nun beym Herodot folgt, iſt, nach unſern Begriffen, äuſſerſt ſeltſam.

„Ich weiß, ſagt er, daß Neid gegen die „Glücklichen, und eine Neigung den Ruheſtand „der Sterblichen zu ſtören, eine Eigenſchaft „der höhern Weſen iſt, welche das menſchliche „Leben regieren. Und eben weil ich dieſes weiß, „halte ich es für ſo mißlich, über menſchliche „Schickſale, und den Werth der Güter, welche „ich jemanden beſitzen ſehe, zu entſcheiden.“

„Das Leben des Menſchen iſt lang: und in „dem Theile deſſelben, der noch zukünftig iſt, „kann er noch viele Dinge erfahren, noch viele „Uebel leiden, die das Urtheil, welches ich heute „über ſein Glück fälle, ganz abändern müſſen.“

„Sechs und zwanzig tauſend, zweyhundert „und funfzig Tage machen das Leben eines „Mannes von ſiebenzig Jahren aus. *) Von „allen dieſen Tagen iſt kein einziger dem andern „ähnlich: und das ganze Leben der Menſchen „iſt ein beſtändiger Wechſel.“

---

*) Dieſe ſo unnöthige Genauigkeit in der Berechnung der Tage, welche ein menſchliches Leben ausmachen, bey welcher, in dem Texte des Herodots ſelbſt, Solon auch die Schalttage ſorgfältig mitzählt, hat etwas kindiſches. Aber die Denkungsart und die Urtheile der ältern Zeit, und die der Kinder des erſten Alters, und des gemeinen Mannes ſind einander in vielen Puncten ähnlich.

„Was dich betrifft: ſo ſehe ich, daß du „reich biſt und über viele Menſchen herrſcheſt. „Aber das weiß ich deswegen noch nicht, was „du eigentlich von mir wiſſen willſt: ob du ein „glücklicher Mann biſt. — Dazu müßte ich „zuerſt wiſſen, wie du dein künftiges Leben „zubringen, und wie du es endigen werdeſt:"

„Es iſt aber überdieß in ſich ein Unterſchied „zwiſchen reich und mächtig, und zwiſchen „glücklich ſeyn.

„Es giebt ſehr reiche Menſchen, die das „Unglück verfolgt: und andere mit ſehr mäßi„gem Vermögen, die dem Glücke im Schooße „ſitzen.

„Der Reiche nnd Mächtige hat vor dem „glücklich Gebornen nur zwey Vortheile vor„aus, — dieſer vor jenem ſehr viele.

„Jener hat mehr Mittel in Händen, außer„odentliche und heftige Begierden, die bey „ihm entſtehen, zu befriedigen: — und außer„ordentliche Unglücksfälle, die ihm wiederfah„ren, zu überſtehen."

„Dagegen aber hat der wahrhaft Glück„liche weder ſo heftige Begierden, für deren „Befriedigung, noch ſolche Unglücksfälle, zu

„deren Ertragung er ſo große Hülfsmittel „brauchte.“

„Die erſten Anlagen zum glücklichen Manne „liegen in den Gaben, mit welchen die Natur „ſeinen Geiſt und ſeinen Körper ausgerüſtet „hat, und in der Stimmung ſeines Gemüths. „Er iſt geſund und wohlgebaut, er hat eine „angenehme andern Menſchen wohlgefällige Ge„ſtalt *) er iſt von geſundem Verſtande, er iſt „von mäßigen Wünſchen und heiterer Laune; „er weiß wenig von Krankheiten, und behält „bis ans Ende alle ſeine Sinne und Gliedma„ßen unverſtümmelt. Dazu kommt, daß ſeine „Verwandſchaften, ſeine Kinder, ſeine freund„ſchaftlichen Verbindungen, der Zuſtand ſeines „Vaterlandes, die Begebenheiten ſeiner Zeit, „alle die Dinge um ihn, unter welche ihn der „Zufall geworfen hat, beytragen ihn froh zu „machen.

„Wenn er nun ein ſolches Leben mit einem „ſanften und ruhigem Tode beſchließt, ſo iſt er „der glückliche Mann, welchen wir ſuchen.“

*) Ich glaube Verzeihung beym Leſer zu erhalten, wenn ich einen Gedanken, der in den obigen Erzählungen des Solons lag, mit in dieſe Antwort deſſelben hineinſetze, ob er gleich nicht wörtlich im Herodot ſteht.

„Zwar würde kein Menſch dieſen Nahmen „verdienen, wenn wir die Vereinigung aller „dieſer Güter dazu fordern wollten. Das iſt „das Loos keines Sterblichen. Aber wir nen„nen den glücklich, welchem die größte Anzahl „derſelben zu Theile geworden iſt. So wie „kein Land alle Früchte erzeugt; aber dasjenige „als das fruchtbarſte angeſehen wird, welches „die meiſten und beſten hervorbringt: ſo iſt „kein Menſch, dem es nicht in Geiſt, Körper „oder äußerer Lage, an gewiſſen Vorzügen „fehlt, indeß er andere genießt. Aber in dem „Beſitze der meiſten und größten zu ſeyn, und „in dieſem Beſitze ſein ganzes Leben hindurch „zu bleiben: das iſt es, was den glücklichen „Mann ausmacht. — Das Ende jedes Dinges „muß aber erſt abgewartet werden, ehe über „den Zuſtand deſſelben ein Urtheil gefällt wer„den kann. Dieß iſt am meiſten von dem „Menſchen wahr. Denn vielen hat das Schick„ſal nur den Schimmer von Glückſeligkeit ge„wieſen, um ihren gänzlichen Untergang vor„zubereiten.“

In dieſer ganzen Schilderung von menſchlicher Glückſeligkeit liegen manche Begriffe und

Grundſätze, die ſich in den Gemüthern der Weiſen bis auf unſere Zeit erhalten haben. Andre Züge ſind Ausdrücke von Meinungen, oder Leidenſchaften der Soloniſchen Zeit, die ſich mit den veränderten Umſtänden verändern mußten. Die Keime unſrer Moralphiloſophie finden wir ſchon in den Urtheilen und Ausſprüchen Solons. Aber es ſind unentwickelte Keime, die erſt, durch die mit dem Fortgange der Zeit ſich häufenden Erfahrungen, und durch das fortgeſetzte Studium der menſchlichen Natur, zu einem haltbaren und zuſammenhängenden Syſtem reifen konnten.

Daß Kröſus ſich für glücklich hielt, weil er reich und mächtig war, und daß ein weiſer Mann, wie Solon, den Reichthum nicht für Glückſeligkeit gelten laſſen wollte, das könnte unſre Aufmerkſamkeit wenig zu verdienen ſcheinen, weil dieſes ein eben ſo gemeiner Sittenſpruch in unſern Büchern und Predigten geworden iſt, als jenes von je her eine gemeine Geſinnung in dem Leben der Menſchen war. Aber was als Gemeinſpruch zu unſern Zeiten unbedeutend iſt, das iſt als Sentenz in dem Munde eines alten Weiſen wichtig. Es iſt in der That angenehm, im hohen Alterthum dieſe wi-

derſprechenden Urtheile des ungebildeten Menſchen und des Weiſen über den Reichthum, zum erſten Mahle, ſo deutlich und ſo entſchieden ausgedrückt zu ſehn.

Der erſte Schritt von der Roheit des Naturſtandes zur bürgerlichen Verfeinerung, iſt die Liebe zum Eigenthum; worauf die Achtung des Reichthums unmittelbar folgt: und der erſte Schritt der philoſophirenden Vernunft iſt die Mäßigung dieſer Begierde, und die Anerkennung des höhern Werths der Güter, die in der Natur des Menſchen ſelbſt liegen.

Aber wenn es etwas allgemeines iſt, daß Krôſus den Reichthum über alles ſchätzt: ſo iſt das etwas ihm eignes, daß er für glücklich geprieſen ſeyn will; daß er ſogar den erklärten Ehrgeitz hat, der Glücklichſte aller Sterblichen zu ſeyn. Entweder gehört dieſer Zug unter die erdichteten, wie er in der That das Anſehn hat, oder Krôſus war ein nicht gemeiner Menſch.

Nach den Erfahrungen unſrer Zeit iſt den Reichen und Großen nicht ſo viel daran gelegen, daß man ſie für glücklich, als daß man ſie für erhaben über andre Menſchen halte. Wenn Krôſus auf ſeine Schätze ſeine Hoheit

gegründet, und nun vom Solon verlangt hätte, daß er anerkennen ſolle, wie tief die ärmern Griechen unter ihm ſtänden: ſo würden mich ſeine Anſprüche nicht befremden. Aber er wollte, nach der Erzählung des Herodots, gerade zu für ein vom Glücke, über alle andre, begünſtigtes Geſchöpf gelten: und dieß würde ich bei einem Kröſus heute zu Tage nicht erwarten.

Am wenigſten iſt in der Lage, in welcher Kröſus war, in der Lage eines Landesherrn, dieß die gewöhnliche Wendung, welche der Ehrgeitz nimmt.

Im Privatleben findet man allerdings Leute, die es darauf anlegen, mit dem Scheine des Glücks, deſſen ſie genießen, andre zu täuſchen. Ein gewiſſer Prunk, in welchem der Reiche vor dem Publikum erſcheint, hat oft für ihn viel Beſchwerliches, und keine andre reizende Seite, als daß er ſich mit den Ideen des höhern Glücks ſchmeichelt, welches ihm der gaffende Pöbel zuſchreibt. In dieſem Stande aber findet ſich zugleich, — vielleicht bey einem noch größern Theile der Menſchen — die entgegengeſetzte Begierde, für unglücklich gehalten zu werden. Oder vielmehr eine gewiſſe Claſſe ſchwacher Ehrgeitzigen verbindet beides. Gegen ihre

Freunde klagen ſie: und ihre vertrauteſten Geſpräche ſind Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit. Den Fremden hingegen, von denen ſie bloß aus der Ferne geſehen werden, ſuchen ſie, wenn es möglich iſt, die Meinung, daß ſie die Glücklichern ſind, beizubringen. Die Gründe jener Klagen und dieſer Prahlerey ſind zuſammenhängend. Bey denen, die mit ihnen in Verbindung ſtehn, wollen ſie Mitleid erregen, um ſie dadurch noch ſtärker zu Dienſtleiſtungen gegen ſich aufzufordern. Zuweilen iſt ihnen auch daran gelegen, eine feinere Empfindſamkeit zu zeigen. Bey den entferntern Zuſchauern wollen ſie Neid erregen, weil dieſe Leidenſchaft die, welche ſie empfinden, zugleich demüthiget, und ſie daher zur Unterwürfigkeit geneigt macht. Durch die Klage über ſein Schickſal giebt der Menſch auf eine ſtillſchweigende Art zu erkennen, daß er ein noch beſſeres verdiene. Bey dem Prachtaufwande, der ihn dem großen Haufen als einen Glücklichen ankündigen ſoll, liegt die nähmliche Meinung von perſönlicher Erhabenheit zum Grunde: aber ſie äußert ſich nur auf eine andre Art. Beide Triebfedern erreichen, wenn ich ſo ſagen darf, nicht den höchſten Rang unter den Menſchen. — Des Prunkes, und eines

glänzenden Aufzuges von Jugend auf gewohnt, denken die Fürſten ſeltner, als reich gewordne Privatleute, an den Eindruck, den ihr Glanz auf die Menge machen wird. Was für den Menſchen alltäglich iſt, davon erwartet er keine große Wirkung auf andrer Gemüther. Ueber die Vorzüge, in welchen ſeine Ueberlegenheit ganz ausgemacht und entſchieden iſt, begehrt er nicht mehr die Urtheile andrer einzuhohlen; und es iſt ihm alſo auch weniger daran gelegen, dieſe Urtheile zu beſtimmen. — Auf der andern Seite kann zwar die Anhänglichkeit der Menſchen an ihre Freunde durch Mitleiden vergrößert werden: aber die an ihre Regenten kann nur auf Achtung beruhen. Um dieſer Urſachen willen iſt weder das Klagen des gekränkten Ehrgeitzes und der fehlgeſchlagnen Hoffnungen, noch das Prahlen mit den äußern Zeichen des Glücks in dem Geiſte und Charakter der oberſten Würde.

Die Schilderung Herodots zeigt uns im Kröſus mehr die Leidenſchaften eines Privatmanns, als die eines Königs. Kröſus beträgt ſich als ein aus der Niedrigkeit emporgekommner Menſch, der ſelbſt noch die Schätze, welche ihm das Glück zugeworfen hat, anſtaunt, nicht

als ein erbliches Oberhaupt eines großen Staats, dem es natürlich ſcheinen muß, reich zu ſeyn, und der die Reichthümer nur als Stützen ſeiner Macht ſchätzen kann. Entweder hat der Erfinder der Geſchichte die Aehnlichkeit in dieſen Zügen ſeines Bildniſſes verfehlt, und ſeine eignen Triebe den Perſonen, welche er ſchildert, untergeſchoben: oder die Fürſten der damahligen Zeit waren noch mehr, als die unſrigen, Privatleute, und in Geſinnungen, Fehlern und Schwachheiten, den übrigen Menſchen mehr ähnlich.

Doch es iſt uns nicht ſo wichtig zu wiſſen, was Kröſus verlangt und erwartet, — als was Solon, oder die Weisheit der Griechen zu ſeiner Zeit von der Glückſeligkeit gedacht, und worein ſie dieſelbe geſetzt hat. Welches ſind dann die Züge, durch welche Solon diejenigen Menſchen kenntlich macht, denen er den Preis in dem Wettſtreite um höheres Glück zuerkennt?

In dem, was er von dem erſten ſeiner Glücklichen, vom Tellus, ſagt, erkenne ich, vor allen Dingen, den Republicaner. Ich werde gewahr, daß der Grieche durch ein ſehr ſtarkes Band an ſein Vaterland geknüpft war. „Tel„lus war glücklich, ſagt Solon, denn er lebte

„eben zu einer Zeit, da ſein Vaterland im „Wohlſtande war.“ Aus dieſer Quelle floß damahls, wie es ſcheint, faſt ganz allein das Glück und das Elend der Menſchen. Die Urſache iſt begreiflich. Der eigentliche Staatsbürger, von welchem hier die Rede iſt, kannte faſt keine andere Beſchäftigung, als die ihm der Staat gab. Alle geſellſchaftlichen Vergnügungen, der ganze Genuß des Lebens, Umgang und Zeitvertreibe waren mit den öffentlichen Angelegenheiten und deren Verwaltung verwebt. Alle andern Gegenſtände der menſchlichen Wißbegierde, oder der menſchlichen Thätigkeit waren entweder noch zu unvollkommen bekannt, oder wurden zu wenig geachtet. Die Haus- und Landwirthſchaft war weit einfacher; an Handel und Gewerben nahmen die Angeſehenen wenig Antheil; die Wiſſenſchaften waren noch in ihrer Kindheit. Womit konnte ſich der Bürger beſchäftigen, als mit Krieg und Frieden, mit Volksverſammlungen und Richterſprüchen? Dazu kam, daß, da die Grauſamkeit des angenommenen Kriegsrechts das Leben und die Freiheit jeder einzelnen Menſchen in Gefahr ſetzte, ſobald der Staat, dem er angehörte, ſeinen Feinden unterlag, auch das Glück und die Siege

deſſelben eine lebhaftere Freude erwecken mußten, weil ſie dem Bürger perſönliche Sicherheit verſchaften. — Dieſe der alten Zeit eigne Anhänglichkeit des Menſchen an die Geſellſchaft, deren Glied er iſt, muß nothwendig etwas nachlaſſen, wenn er ſelbſt vollkommner wird. So wie ſein perſönlicher Wirkungskreis ſich erweitert, muß er ſich von dem, welchen ihm ſein Bürgerſtand anweiſet, etwas mehr losmachen. Mit der Vermehrung der Kenntniſſe, theilen und erweitern ſich die Beſchäftigungen. Die verſchiednen Laufbahnen werden von einander getrennt. Jeder Menſch bekömmt ſein eignes Ziel, wornach er ſtrebt: und er fängt an, auf mehrere Arten glücklich oder unglücklich ſeyn zu können, als bloß in Beziehung auf den Flor, oder den Verfall des Staats, deſſen Bürger er iſt. — Ueberdieß findet, wenn das menſchliche Geſchlecht im Ganzen, in Sittlichkeit und Cultur, Fortſchritte macht, der einzelne Bürger auch außer ſeinem Vaterlande, ſelbſt bei dem Feinde deſſelben, viele der Güter und Hülfsquellen der Glückſeligkeit wieder, um derentwillen ihm ſein Vaterland lieb war. Nur die erleuchtete Vernunft kann uns zu unſrer Zeit zu Patrioten machen, da es zu Solons Zeiten der Inſtinct

thun konnte. Das Glück des Athenienſiſchen und Spartaniſchen Bürgers hieng an dem Wohlſtande ſeines Staates, weil er außer den Gränzen deſſelben entweder ungeſittete Menſchen, oder ſolche fand, die er aus Vorurtheil zu haſſen gewohnt war, und von denen er wieder gehaßt wurde. Der Bürger in den heutigen Europäiſchen Staaten knüpft ſelbſt ſein Wohl an das Glück ſeines Vaterlandes, weil er den Beruf der Natur und der Vorſehung erkennt, derjenigen Geſellſchaft zuerſt zu dienen, in welcher er gebohren worden iſt, und von der er ſeine Geiſtes-Bildung erhalten hat.

Außer dieſem Umſtande, daß das Leben des glücklichen Mannes gerade in eine Periode traf, wo die bürgerliche Geſellſchaft, zu der er gehörte, in Flor uud ohne Unfälle war, gedenkt Solon, in der Erzählung von dem Leben des Tellus keines andern, als des häuslichen Glücks, — und zwar, wie es der alten Zeit angemeſſen iſt, des einfachſten und natürlichſten unter allen, des Glücks, viele Kinder und Enkel zu haben. Die Ideen der Menſchen haben ſich hierin nicht geändert: aber ihre Aufmerkſamkeit iſt getheilt, und die Sphäre ihrer Wünſche iſt erweitert worden; wovon die Folge iſt, daß Ein gewiſ-

ſes Gut nicht mehr mit derſelben Leidenſchaft geſucht, und, wenn man es beſitzt, nicht mehr ſo hoch im Werthe angeſchlagen wird. — Vater einer zahlreichen, geſunden und blühenden Nachkommenſchaft zu ſeyn, giebt noch jetzt, dem Manne in höherm Alter, ein angenehmes Loos, und ſelbſt eine ehrenvolle Lage unter ſeines Gleichen. Zu einer Zeit aber, wo die Familien ſelbſt kleine Staaten bildeten, die unter der Herrſchaft des Stammvaters ſtanden, war jener Vortheil von noch weit größrer Wichtigkeit. Jeder Bürger galt in der größern Geſellſchaft des Staats, mehr oder weniger, nach Maßgabe der Stärke und gleichſam der Macht, die er von der kleinen häuslichen Geſellſchaft, an deren Spitze er ſtand, in jene mitbrachte. Viele Kinder zu haben, gab damahls Anſehn und Einfluß: weil es eben ſo viele ſtimmfähige Mitglieder waren, die man zu den Volksverſammlungen, — eben ſo viele Streiter, die man zu den Kriegsheeren des Vaterlandes lieferte. Der Kinderloſe war nicht nur, wie jetzt, des Beyſtandes und der Dienſte beraubt, welche der Menſch im Alter, allein von ſo nahen und ihm verpflichteten Verwandten, erwarten kann; ſondern er ward auch überdieß, als ein dem

Staate weniger nützlicher Bürger, gering geſchätzt; er war in Zeiten der Unruhe, als ein wehrloſer Menſch, der Mißhandlung jeder ihm entgegengeſetzten Parthey ausgeſetzt.

Dieſe Kinder des Tellus waren alle ſchön und gut.

Es iſt ſchon längſt bekannt, daß die Griechen unter dieſe beyden Wörter alle die Eigenſchaften zuſammenfaſſen, welche einen menſchlichen Charakter empfehlungswerth machen. Alle die Eigenſchaften und Handlungen, welche Beyfall und Achtung erwerben, ohne daß auf ihren Nutzen Rückſicht genommen wird, von der Schönheit des Körpers an, bis zu Großmuth und Tapferkeit, ſind unter dem Nahmen des Schönen begriffen: alle die, welche den Menſchen für andre Menſchen brauchbar, zum Dienſte des Vaterlandes, oder ſeiner Freunde tüchtig machen, — es mögen Eigenſchaften des Körpers ſeyn, wie Stärke und Behendigkeit, oder Eigenſchaften der Seele, wie Gerechtigkeit und Fleiß, — ſetzen den Begriff des guten Menſchen zuſammen. Die Abſonderung dieſer beyden Claſſen von menſchlichen Eigenſchaften, oder dieſer beyden Geſichtspuncte, unter welchen ſich jede Eigenſchaft betrachten läßt, die Abſonderung des Schönen vom Guten, war

ein wichtiger Schritt in dem Fortgange der Moralphiloſophie, und hatte auf die eigne Ausbildung, welche ſie in Griechenland erhielt, einen entſcheidenden Einfluß. Aber in jener frühen Zeit, in welche die Herodotiſche Erzählung gehört, war dieſe Abſonderung weder vollſtändig noch genau. Die Gränzlinie zwiſchen dem beyderſeitigen Gebiethe ſchwebte noch im Dunkeln, und wurde mehr geahndet, als erkannt. Noch weniger waren die einzelnen Stücke aufgezählt, welche unter jede Rubrike gehören. Naturgaben und ſelbſterworbne Fertigkeiten, Tugenden, die von des Menſchen Freyheit abhängen, und Vorzüge, die ihm angebohren ſind, oder die er nur von dem Glücke empfangen kann, wurden unter einander gemiſcht, und erhielten einen gleichen Beyfall. Die Eigenſchaften des Körpers nahmen mit den Tugenden der Seele einen faſt gleichen Rang ein: ſie wurden oft mehr geſchätzt, und wurden dem Menſchen eben ſo angerechnet. Der ſchwache und übelgeſtaltete Menſch wurde eben ſo verachtet, als der feige; und der Athlete, welcher durch die Stärke ſeiner Arme, oder die Geſchwindigkeit ſeiner Füſſe, den Preis in den Olympiſchen Spielen erhalten hatte, wurde für

eine größre Zierde ſeines Vaterlandes gehalten, als der, welcher Fleiß, Verſtand, oder Recht⸗ ſchaffenheit in häuslichen, oder öffentlichen Ge⸗ ſchäften bewieſen hatte. In der That waren ſelbſt jene Wörter, durch welche die beyden Hauptclaſſen lobenswürdiger Eigenſchaften an⸗ gezeigt wurden, urſprünglich Benennungen für ſichtbare und körperliche Vorzüge. Von der Schönheit iſt es augenſcheinlich, daß ſie, von der Geſtalt und dem Angeſichte des Menſchen, auf ſeinen Geiſt, ſeinen Charakter und ſeine Handlungen übergetragen worden iſt. Aber auch das Gute, welches der Menſch kennt, iſt zu⸗ erſt Geſundheit und Stärke; und der gute, der brauchbare Menſch iſt für ihn der ſtarke. An die Stärke des Körpers ſchließt ſich die Tapfer⸗ keit und der Muth an. Tapferkeit iſt die erſte Güte oder Vollkommenheit des Geiſtes, welche den Nahmen der Tugend erhält. Später erſt breitet ſich der Sinn des Worts auf Gerechtig⸗ keit, Klugheit und Mäßigung aus.

Ob es gleich wahr iſt, daß der Menſch von einzelnen Erfahrungen ausgehn muß, um auf allgemeine Begriffe zu kommen: ſo iſt es nicht weniger gewiß, daß, beſonders im Felde der Moral und Metaphyſik, er vom Individuellen ſehr ſchnell zu der größten Allgemeinheit über⸗

ſpringt, und eher die höchſten Gattungen, als die Unterarten von einander abſondert. Einen Unterſchied zwiſchen dem, was im Menſchen des Lobes, oder des Tadels würdig iſt, Achtung, oder Verachtung erregt, werden die Menſchen ſehr bald gewahr; auch in den Urſachen dieſes Beyfalls, oder dieſer Mißbilligung erkennen ſie, bey einigem Fortgange des geſellſchaftlichen Lebens, in kurzem ſolche Verſchiedenheiten, die ſie zu einer Abſonderung mehrerer Claſſen veranlaſſen. Und man kann allerdings ſagen, daß der erſte Blick der Griechen ſcharfſichtig war, welcher ſie gerade auf dieſe Abſonderung führte, — das was nutzt, von dem, was gefällt, ohne zu nutzen, zuerſt im Körper, dann in der Seele und in den Handlungen, zu unterſcheiden. Aber erſt nach vielen geſammelten Beyſpielen von Menſchen und menſchlichen Thaten, denen durch die allgemeine Bewunderung der Stempel der Vortreflichkeit, oder durch die allgemeine Mißbilligung, der Stempel der Verwerſung aufgedrückt worden war; — erſt, nachdem die Verhältniſſe im geſellſchaftlichen Leben ſich dermaßen vervielfältigt und verwickelt hatten, daß auch die feinern Schattirungen der Charaktere ſich in ihnen zeigen konnten; erſt endlich nachdem

ſpeculative Köpfe die Empfindungen, welche ein Menſch bei andern Menſchen, durch ſeine Eigenſchaften und durch ſein Betragen erregt, zergliedert hatten — erſt nach dieſen Vorbereitungen konnten die einzelnen Tugenden, die unter jene Claſſen gehören, aufgefunden und auf beſtimmte Begriffe gebracht werden. Tellus Söhne erhielten den Beyfall ihrer Mitbürger und des Solons durch Vorzüge, die weniger genau beobachtet und unterſchieden worden waren. Sie hatten, will Solon ſagen, an Körper und Geiſt alles, oder das meiſte von dem, was, bey der Betrachtung, Wohlgefallen erweckt, und, bey dem Gebrauche, den Dank der Menſchen verdient.

Der Antheil, welchen ein Vater an dem Ruhme nimmt, den ſeinen Söhnen ihre Gaben und Tugenden zuziehn, iſt zu allen Zeiten groß: und nie iſt ein Mann ohne Achtung geblieben, der von einer ſchönen und verdienſtvollen Nachkommenſchaft umgeben geweſen iſt. Aber doch ſcheint in jenem hohen Alterthume dieſer Antheil noch größer, der Stolz auf ſchöne und gute Kinder noch allgemeiner, das Unglück, kinderlos ins Alter zu treten, noch mitleidenswürdiger geweſen zu ſeyn, als jetzt. Die Bande der Geſelligkeit, welche die Menſchen als Men-

ſchen zuſammenknüpfen, waren damahls noch verkannt, oder waren wenigſtens äußerſt loſe; die, welche zwiſchen ihnen als Bürgern eines Staats obwalten, theilten ſie gemeiniglich in große Parteyen, wobey jede ſo viel Gegner, als Freunde fand. Nur die Bande der Bluts⸗freundſchaft, und noch mehr die der kindlichen Liebe konnten dem Menſchen, beſonders für ſein höheres Alter, einen geſicherten Schutz, einen frohen Lebensgenuß, in Zeiten der Ruhe, und Beyſtand in Zeiten der Gefahr, ver⸗ſchaffen.

In Abſicht zweyer Sachen wird es vom Solon mehr angedeutet, als geſagt, daß er ſie zum glücklichen Leben rechnet. Dieſe ſind, ein langes Leben, und ein geſundes Alter. Der glückliche Tellus mußte beyde Vorzüge beſitzen. Ohne das erſte hätte er nicht von allen ſeinen Kindern wieder Kinder erleben können: und ohne das letztere hätte er nicht, als Vater ei⸗ner ſolchen Nachkommenſchaft, noch in den Krieg ziehn, und das Ende ſeiner Laufbahn in einem ehrenvollen Tode fürs Vaterland finden können.

Ich merke im Vorbeygehn an, daß das menſchliche Leben in der erſten Kindheit da⸗mahls eben ſo unſicher, und die Anzahl der

Glücklichen, welche dieſen Gefahren entkamen, verhältnißmäßig eben ſo klein geweſen ſeyn muß, als jetzt. Es würde ſonſt nicht vom Solon als ein den Tellus auszeichnendes Glück bemerkt worden ſeyn, daß alle Kinder, die ihm gebohren wurden, auch am Leben blieben.

Von der übrigen Verfaſſung und den Lebensumſtänden des Tellus ſagt uns Solon äußerſt wenig. Mit einem einzigen ſimpeln, etwas unbeſtimmten Worte, *) mit eben dem, welches er von dem Flor Athens zu Tellus Zeiten braucht, zeigt er an, daß ſein eigner Zuſtand erwünſcht und blühend war. Ohne Zweifel ſtecken unter dieſem Ausdrucke die Begriffe von Vermögen und Ehre: das beweiſt der Zuſatz, den Solon dem Wohlergehn des Tellus beyfügt, — nach *unſrer* (der Griechen) *Art*, oder, *ſo wie es bey uns ſeyn kann*, ein Zuſatz, der unverſtändlich ſeyn würde, wenn von einer andern Art des Glücks, als der gedachten, die Rede wäre. „Tellus, will Solon ſagen, war ein angeſehner und wohlhabender Mann, nach dem, was bey uns Griechen Reichthum und Anſehn heißt. Er hatte nicht die

*) ἐυ ἥκοντι τȣ̃ βίȣ.

Schätze Aſiatiſcher Reichen, und war über ſeines Gleichen nicht ſo erhoben wie ein Despote: aber in einem mittelmäßig reichen und mächtigen Freyſtaate, zeichnete er ſich doch unter ſeinen Mitbürgern durch Wohlhabenheit und genoſſene Achtung aus.“

Der Leſer wird in der Folge dieſes Aufſatzes noch eine andre Stelle des Herodots finden, aus welcher die gegenwärtige erklärt wird. Aus beyden erhellt nähmlich, daß die Griechen, wenn ſie ihre äußere, politiſche oder perſönliche, Lage mit der Lage verglichen, worinn ſie die Staaten und die Einwohner Aſiens fanden, ſie ihre Kleinheit, und das Eingeſchränkte ihres Eigenthums ſo wohl, als ihrer Herrſchaft, erkannten; daß ſie ſich aber dadurch nicht gedemüthigt fühlten, ſondern vielmehr die Urſachen von den perſönlichen Vorzügen, durch die ſie ſich über die Barbaren erhaben zu ſeyn glaubten, zum Theile dieſer glücklichen Mittelmäßigkeit zuſchrieben.

In dem Leben des glücklichen Mannes zeichneten ſich alſo, nach den Begriffen der Griechen zu Solons Zeiten, nur wenige Umſtände ſo ſehr aus, um eine beſondre Anzeige zu verdienen. Aber die Art ſeines Todes und Be-

gräbniſſes, waren ihnen zu wichtige Dinge, als daß Solon unterlaſſen konnte ihrer zu erwähnen. Das Glück des Tellus wurde erſt dadurch vollendet und gekrönt, daß er, als Schlachtopfer für ſein Vaterland und als Sieger, fiel, und daß ſeinem Leichname alle die halb gottesdienſtliche Verehrung bewieſen wurde, welche die Dankbarkeit und der Aberglaube der Griechen ihren verdienſtvollen Todten zuerkannte.

Wahrheit und Vortheile vereinigen ſich in dieſen Vorſtellungen eines glücklichen Todes.

Krieg iſt das erſte und edelſte Geſchäft in der Meinung der Menſchen; fürs Vaterland zu fechten die erſte Pflicht; Tapferkeit im Kriege bewieſen, die geſchätzteſte Tugend, Sieg über die Feinde das größte Glück. Dieß ſind Ideen der alten Welt — aber tief eingewurzelt in der menſchlichen Natur, ſo, daß ſie noch heute zu Tage ihre Zweige treiben, ob gleich ſo viele Umſtände ſich vereinigen, ſie auszurotten, oder einzuſchränken.

In dieſe Denkungsart können wir uns verſetzen. Aber die, daß es zur Glückſeligkeit des Menſchen nothwendig ſey begraben, und mit gewiſſen Ceremonien nach ſeinem Tode beehrt zu werden, iſt uns ſo fremd, daß wir Mühe haben zu begreifen, wie ſie bey einer vernünfti-

gen Nation ſo lange fortdauern konnten. Und doch überzeugt uns alles, die Geſchichte ſowohl als die Poeſie der Griechen, daß in dem Zeitraume ihrer höchſten Aufklärung, dieſe Gegenſtände den tiefſten Eindruck auf ſie machten.

Es giebt mehr als eine Tragödie der Griechen, — und unter dieſe gehört gerade die in Athen geſchätzteſte Tragödie des Sophokles *) — deren ganzes Intereſſe darauf gebauet iſt, daß einem Todten das Begräbniß von der einen Partey verweigert, von der andern erkämpft wird. Das Schickſal der zwölf ſiegreichen Athenienſiſchen Feldherrn, iſt bekannt, die mit ihrem Leben dafür büßen mußten, daß ſie, nach einer gewonnenen Seeſchlacht, durch Sturm verhindert worden waren, die Leichnahme ihrer erſchlagnen, oder im Meere ertrunknen Mitbürger aufzuſuchen und am Lande zu begraben.

In dieſem Geiſte ſchildert alſo auch Solon das Ende des erſten ſeiner glücklichſten Leute. Tellus bleibt auf der Stelle wo er gefochten hatte — und erſt, nachdem der Sieg ſeiner Landsleute entſchieden war; er wird auf öffentliche Unkoſten begraben; und ſeine Leiche und

*) Die Antigone,

ſein Grab werden mit allen den Gebräuchen beehrt, welche das Vaterland ſeinen verdienſtvollſten Bürgern gewidmet hatte.

Dieß ganze Bild trägt die Spuren eines hohen Alterthums. Die Umriſſe ſind nur durch wenige gerade Striche angezeigt; die Zeichnung iſt richtig, aber trocken; die feinern Schattirungen und die Farben fehlen.

In dem zweyten Gemählde, in dem von der Glückſeligkeit des Biton und Cleobis, denen Solon den zweyten Rang unter den Glücklichen eingeräumt, ſind einige Züge, die näher zum Herzen gehen, und eine feinere Empfindſamkeit des Beobachters oder Erfinders derſelben anzeigen. Indeß ſind dieſe ebenfalls mit rohen Vorſtellungen der Zeit vermiſcht, in die wir nicht einſtimmen können, ob es uns gleich Vergnügen macht, ſie kennen zu lernen.

Es iſt abermahls eine Familie, die durch und in ſich glücklich iſt; es iſt eine Mutter, die, vor den Augen eines zum Gottesdienſte verſammelten Volkes, von ihren Söhnen geehrt wird; es ſind Söhne, welche kindliche Liebe und Ehrfurcht gegen die Götter bewegt, die größten Beſchwerden zu übernehmen.

Sonſt

Sonſt hören wir an Kleobis und Biton keinen andern Vorzug, als ihre Leibesſtärke, und kein anderes Glück, als den Preis rühmen, den ſie in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen erhalten haben. Sie waren, ſagt Solon, beyde Athlophoren.

Die Stärke des Körpers, die Leibesübungen, und die Wettkämpfe hatten in der Achtung der Griechen einen ſehr hohen Rang. Es machte, nach ihrer Meinung, die Ehre und das Glück einer Familie, und ſelbſt eines Staats aus, wenn jene einen Verwandten, dieſer einen Bürger hatte, der auf einem der vier großen Schauplätze, wo die Nation ſich verſammelte, um über dieſe Art des Verdienſtes zu entſcheiden, — zu Olymp, bey Nemea, am Iſthmus, und in Delphi, — als Sieger gekrönt worden war. Unbegreiflich iſt es nicht, daß zu einer Zeit, wo mit Laufen, Ringen und Fauſtſchlagen diejenigen Geſchicklichkeiten zuſammenhingen, durch welche eine Nation ihre Feinde im Felde überwindet, athletiſche Wettkämpfe eine ausnehmende Wichtigkeit, in den Augen kriegeriſcher Völkerſchaften, erhielten: ſo geiſtlos auch jene Uebungen waren, und ſo leer von allem moraliſchen Werthe ein Olympiſcher Sieger ſeyn konnte. Schon der Umſtand, daß dieſe Siege vor den Augen

des verſammelten Griechenlands erfochten wurden, daß ſie zur Feyerlichkeit großer Nationalfeſte gehörten, die uralt, und der Sage nach von Halbgöttern geſtiftet worden waren, — konnte ſie zum Gegenſtande eines allgemeinen Wetteifers machen. Aber das iſt befremdlich, daß die Meinung von der Würde dieſer Spiele, auch dann unter den Griechen noch fortdauerte, als die Nutzbarkeit der Uebungen, zu welchen ſie die Veranlaſſung gaben, und der Fertigkeiten, welche in denſelben gekrönt wurden, ſchon längſt aufgehört hatte. Selbſt nachdem die Veränderung der Waffen und der Kriegskunſt, dem eignen Geſtändniſſe der Griechen zufolge, die Athleten faſt unbrauchbar zum Kriege, und vortrefliche Krieger zu ſchlechten Athleten machte, blieb doch noch an dem Nahmen eines Olympiſchen Siegers ein Schein von Erhabenheit und Ehrwürdigkeit geheftet. *)

„Kleobis und Biton waren glücklich, weil „ſie von ungewöhnlicher Leibesſtärke, und weil „ſie als Wettrenner oder Ringer gekrönt wor„den waren.“ Das ſind nicht Begriffe So-

*) Eine ausführliche, aber doch nicht gnugthuende Erörterung dieſes Gegenſtandes findet man in Lucians Dialogen, welcher Anacharſis überſchrieben iſt.

lons, des weiſen Mannes, ſondern Vorſtellungen ſeines Zeitalters und ſeines Volks, die er von Jugend auf eingeſogen hatte. Aber das iſt ihm mehr eigen, und das nähert wieder ſeinen Begriff von Glückſeligkeit dem unſrigen, daß er die beyden Jünglinge, um ſie als glücklich darzuſtellen, ihre Stärke in einer Handlung beweiſen läßt, die zugleich Frömmigkeit und Kindesliebe anzeigt. Sie ſpannen ſich an den Wagen ihrer Mutter, um ſie zu rechter Zeit zu dem Gottesdienſte, dem ſie vorſtehen ſollte, und den ſie ſonſt verſäumt haben würde, zu bringen.

Die älteſte Zeit, unter Juden und Heiden, war eine fromme Zeit. So wenig die Begriffe, welche die letztern von den Göttern hatten, und die Gebräuche, welche ihren Gottesdienſt ausmachten, fähig ſchienen, eine dauerhafte Ehrfurcht zu erwecken: ſo war doch die Idee von der weſentlichen Erhabenheit und den oberherrſchaftlichen Rechten jener unſichtbaren Weſen, und von der Heiligkeit der Pflichten, die wir ihnen ſchuldig ſind, den Gemüthern tief eingeprägt.

Es iſt merkwürdig, daß die Geſinnung, welche die Religion gegen die Gottheit einflößt, und die, welche ſich auf das Verhältniß der

Kinder gegen ihre Eltern bezieht, den Alten ſo verwandt geſchienen haben, daß ſie beyde mit demſelben Nahmen benennen, *) und daß ſie ſie noch öfter, ſo wie hier, in ihren Charakterſchilderungen als Züge, die zuſammengehören, vereinigen. Dieſe Verwandſchaft iſt nicht ohne Grund von ihnen angenommen worden. In der religiöſen, wie in der kindlichen Geſinnung, iſt Dankbarkeit der Grundſtoff. Dieſer bekommt aber, bey beyden, eine eigenthümliche Form und Farbe durch eine Miſchung von Furcht: — die, bey Kindern gegen ihre Eltern, aus ihrer Abhängigkeit von dieſen, während der erſten Jahre der Kindheit, — bey dem Menſchen gegen die Gottheit, aus der Vorſtellung von ihrer überlegnen Macht, und ſelbſt aus der Dunkelheit des Begriffes von ihr entſteht, — Urſachen, welche auf das menſchliche Gemüth, während der erſten Periode ſeiner Cultur, ſtärker, als in ſpätern Perioden, **) wirken.

---

*) Die εὐσέβεια der Griechen und noch mehr die pietas der Römer bedeutet zugleich Frömmigkeit, und kindliche Dankbarkeit.

**) In dem älteſten und roheſten Begriffe von Gott waltet die Macht vor; in ſpätern und mehr verfeinerten iſt es die Güte deſſelben, welche die Aufmerkſamkeit vornehmlich an ſich zieht. Und ob gleich die Dunkelheit des Begriffs bleibt: ſo verliert das Geheimnißvolle doch durch fortgeſetztes Nachdenken, das Anſehn des Fürchterlichen.

Das verſammelte Volk preiſt Mutter und Söhne glücklich: die Söhne bloß wegen ihrer ausgezeichneten Stärke; die Mutter, wegen der Achtung, welche ſie von ſolchen Kindern genießt.

Es iſt angenehm, ein ganzes Volk in dieſer alten Zeit zu ſehen, das die kindliche Liebe und die Ehrfurcht gegen die Götter für Tugenden erkennt und ihnen ſeinen lauten Beyfall giebt. Dieſe beyden Geſinnungen ſind in der That allenthalben, wo ſie einen gewiſſen Grad von Stärke im menſchlichen Gemüthe erreichen, Principien, aus welchen zugleich Mäßigung übelartiger Leidenſchaften, und Anſtrengung zu nützlicher Thätigkeit entſpringt. Aber ſie waren vorzüglich in einem Zeitalter unentbehrlich, wo die bürgerliche Geſellſchaft weder den Leidenſchaften ſo feſte Schranken entgegenſetzte, noch den Fleiß und die Gemeinnützigkeit durch ſo viele Belohnungen aufmunterte, als in unſerm Zeitalter. Die Achtung der Menſchen aber für gewiſſe moraliſche Eigenſchaften richtet ſich, durch einen natürlichen Inſtinct, oder durch die Folge richtiger, obgleich nicht entwickelter, Schlüſſe, nach dem Nutzen oder der Unentbehrlichkeit ſolcher Eigenſchaften für die jedesmahligen Umſtände der Geſellſchaft.

Das Ende der Geſchichte hat etwas rührendes: aber es hat zugleich einen Anſtrich von Schwermuth, — eine Farbe, die in der That in vielen Erzählungen und Mährchen der älteſten Welt durchſchimmert. — War vielleicht das Gefühl der Mühe und der Noth, welche das menſchliche Leben begleiten, allgemeiner und ſtärker, als die Menſchen noch wenigere Vergnügungen kannten, wenigere Hülfsmittel hatten, und doch mit größern Schwierigkeiten kämpfen mußten, und mehrern Gefahren ausgeſetzt waren? Oder machten die unaufhörlichen Kriege, welche die Menſchen mit Blutvergießen und Tod allenthalben umgaben, und bey denen ihr Ruhm an die unerſchrockne Aufopferung des Lebens geknüpft war, daß ſie den Gedanken des Todes bey jeder Gelegenheit vor Augen hatten, und eine gewiſſe Süßigkeit darin fanden? Die Urſache ſey, welche ſie wolle: ſo viel iſt gewiß, daß die melancholiſche Sentenz des Hindoſtaners, *) „Schlafen iſt beſſer als wachen, aber der Tod iſt über alles,—" dieſe Weisheit, die dem Nichtſeyn vor dem Seyn den Vor-

*) Man ſehe Rainal histoire des Etablissemens des Européens dans les deux Indes.

zug giebt, auch in der Geſchichte und in den Meinungen der älteſten Griechen herrſcht.

Was uns aber in dem Schickſale dieſer Jünglinge nicht bloß wehmüthig rührt, weil es uns an das, in allen Zeitaltern empfundne, menſchliche Elend erinnert, ſondern was uns auch jetzt noch als Glückſeligkeit vorkommen kann, iſt ihr ſanfter und ſchmerzensloſer Tod, der unmittelbar auf eine gute Handlung folgt; — es iſt ein Tod, der von der Gottheit ſelbſt, zur Erfüllung der gerechteſten und inbrünſtigſten Fürbitte einer frommen Mutter für die Wohlfarth ihrer Söhne, dieſen zugeſchickt wird.

Es liegt etwas tröſtliches in dieſem Ausgange der Geſchichte. Je mehr der Menſch natürlicher Weiſe den Tod fürchtet, und durch die Gewißheit deſſelben das Leben verbittert fühlt: deſto mehr wünſcht er, ſich zu überzeugen, daß der Tod kein Uebel ſey. Und hier iſt es nun die Gottheit ſelbſt, welche dieſen Ausſpruch thut. Sie begünſtigt ihre Lieblinge und ihre eifrigſten Verehrer, indem ſie ſelbige ſanft und ſchnell aus dieſem Leben hinwegnimmt. Sie erkläret alſo den Abſcheu der Menſchen vor dem Tode, und die Liebe zum Leben, wodurch ſie ſo oft beunruhiget werden, für irre geleitete Neigungen, die

nur aus der Unwiſſenheit, in Abſicht des wahrhaft Guten, entſtehn.

Wenn wir alle Züge, die Solon ſeinen verſchiedenen Glücklichen einzeln beygelegt hat, um ihr Schickſal als erwünſcht zu ſchildern, mit einander vereinigen: ſo bleibt das daraus entſtehende Bild immer noch ein roher und mangelhafter Entwurf, der davon zeugt, daß die Kunſt moraliſche Bilder zu mahlen zu ſeiner Zeit noch in ihrer Kindheit war.

Der Glückliche, nach ihm, iſt Bürger eines blühenden und ſiegreichen Staats, und Vater einer zahlreichen und ſchönen Familie. Außerordentliche Leibesſtärke, Kränze des Sieges in den Schranken der Wettkämpfe oder auf dem Schlachtfelde errungen; ein ehrenvoller Tod vor dem Feinde, oder ein ſanfter Tod in den Vorhallen des Tempels; endlich ein Leichenbegängniß und Denkmähler, die noch das Andenken des Todten ehren: das ſind die Stücke alle, welche er in dem Leben des Glücklichen bemerkenswerth gnug findet, um aufgezählt zu werden; alle übrigen faßt er in dem Ausdrucke des Wohlergehns zuſammen.

Die bisherigen Schilderungen laſſen uns nur ſchließen, was Solon über die Glückſeligkeit

denkt. Aber Kröſus fordert ihn auch auf, ſich geradezu über das, was er Glück nenne, und warum er ihn nicht für glücklich halte, zu erklären: und Solons Antwort iſt, als Denkmahl der älteſten griechiſchen Moralphiloſophie, noch merkwürdiger, als der Inhalt ſeiner Erzählungen.

Zuerſt iſt es ſehr auffallend, daß der weiſe Solon, der, welcher zuvor die Ehrfurcht vor den Göttern unter die ſchönſten Eigenſchaften des Menſchen und die Gründe ihres Glücks gezählt, — der die Götter als die Geber aller der Güter, welche Menſchen beglücken können, vorgeſtellt hatte, jetzt diejenige Eigenſchaft des Gemüths, welche wir für die niedrigſte und häßlichſte aller menſchlichen Leidenſchaften halten, — den Neid und die Schadenfreude, — recht für den eigenthümlichen Charakter erklärt, wodurch jene höhern Weſen und ihre Verfahrungsart, in Abſicht des Menſchen und ſeiner Schickſale, ſich auszeichnen.

War dieß die Frucht ſeiner langen Erfahrung? Und hatte ihm ſeine Länder- und Menſchen Kenntniß zu keinen andern Aufſchlüſſen, über die Urſachen des Glückwechſels in dem Leben ſo vieler Menſchen, verholfen?

Nichts zeigt mehr die Einfalt und Rohheit der alten Zeit an, als der Umſtand, daß Meinungen, die in dem geradeſten Widerſpruch gegen einander ſtanden, doch neben einander fortdauerten, und Geſinnungen und Leidenſchaften, die einander aufheben mußten, wenn man im mindeſten über die Vorſtellungen, die ihnen zum Grunde lagen, nachdachte, gleich ſtark die Nationen beherrſchen konnten. Homer und ſeine Zeitgenoſſen, bis auf unſern Solon herunter, ſchildern ihre Götter theils verächtlich, theils abſcheulich, und doch haben ſie Ehrfurcht vor ihnen, und halten den Dienſt derſelben für die heiligſte aller Pflichten. — Die Griechen aus dem heroiſchen Zeitalter haben die fürchterlichſte Vorſtellung von dem Zuſtande der abgeſchiednen Seelen. — Achilles, welchen Ulyſſes in der Unterwelt ſpricht, wünſcht lieber Sklave eines armen Mannes auf der Oberwelt, als unter den Schatten König zu ſeyn. In allen alten Gemählden des Orkus kommen wenigſtens zwey höchſt traurige Bilder vor, die Kraftloſigkeit ſeiner Bewohner, und die Finſterniß, die ſie umgiebt. Und deſſen ungeachtet gehen dieſe Griechen ihrem Tode beherzt entgegen, ſehen die Feigheit, welche die Todesgefahr flieht, für die

ſchändlichſte aller Eigenſchaften an, und preiſen diejenigen glücklich, welche den Ruhm der Tapferkeit und des Sieges mit ihrem Leben erkaufen.

Liegt die Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung darin, daß dieſe ungebildetern Menſchen jedesmahl ganz durch den Eindruck des gegenwärtigen Augenblicks und des vorliegenden Gegenſtandes regieret wurden, und ihrer ehemahligen Vorſtellungen ſowohl, als der abweſenden Dinge, vergaßen? Liegt es daran, daß, da jede dieſer Meinungen aus einer andern Quelle geſchöpft, jede dieſer Leidenſchaften aus einer andern Reihe von Empfindungen entſprungen war, der Widerſpruch unter ihnen verborgen blieb, ſo lange die Menſchen nicht eine Vergleichung unter dieſen verſchiedenen Gemüthslagen anſtellten, und einen Zuſammenhang zwiſchen den dadurch erhaltnen Eindrücken zu ſtiften ſuchten? Oder ſcheint uns vielleicht jener Widerſpruch größer, als er in der That iſt? Liegt er vielleicht nur in den zu beſtimmten und entwickelten Begriffen, die wir, nach der Denkungsart unſrer Zeit, den Worten jener Alten unterſchieben; und fällt er vielleicht bey dem unbeſtimmtern und ſchwankendern Sinne, den ſie in ih-

rem Munde hatten, weg? Vielleicht drückt z. B. das Wort, welches wir durch Neid überſetzen, diejenige unmoraliſche Eigenſchaft, die unſern Tadel und Abſcheu ſo ſehr verdient, bey weitem nicht mit der Schärfe und Genauigkeit aus, mit welcher wir ſie uns dabey denken.

Doch wir können uns weniger in Abſicht dieſes alten Begriffs von der Gottheit irren, da wir ihn bey mehrern Völkern der alten Welt wiederfinden; — da wir in der Geſchichte und den Denkmählern dieſer Völker den Stufen nachgehen können, durch welche er ſich nach und nach läutert und unſern vernünftigern Religionsbegriffen nähert; da wir uns endlich ſeinen Urſprung, und die Art, wie er mit den erſten Vorſtellungen der Menſchen vom göttlichen Weſen zuſammenhing, natürlich zu erklären wiſſen.

Die Erhabenheit der Götter über die Menſchen, die Macht, die ſie vor ihnen voraushaben, und die Herrſchaft, die ſie über ſie ausüben, ſind die erſten Gegenſtände und Gründe der Gottesdienſtlichen Verehrung. Zu dieſer Erhabenheit gehört aber, nach den rohern Begriffen ungebildeter Menſchen, bey den Göttern, wie bey den Königen, eben ſo ſehr die Glückſeligkeit, deren ſie

allein genießen, als die Vollkommenheit, die ihnen allein zukömmt.

Weſen, die ihren Werth im Vorzuge vor andern, und in der Gewalt über ſie haben, iſt es natürlich, daß ſie dieſe Gewalt auch behaupten, daß ſie dieſe Erhabenheit ſich nicht wollen nehmen laſſen.

Daraus folgt dann ferner, daß die Götter diejenigen Menſchen haſſen, die ſich zu einer Gleichheit mit ihnen erheben wollen. Das erſte Verbrechen, in den älteſten Religionen, iſt der Uebermuth, der den Menſchen ſeiner Sphäre vergeſſen, und ihn nach höhern Dingen ſtreben läßt, als ſeiner Natur gemäß iſt, oder die feſtgeſetzte Ordnung der Dinge erlaubt. Durch ihn fiel Siſyphus, ein ſonſt untadelhafter Fürſt, und Tantalus, der Freund und Tiſchgenoſſe der Götter, in die Ungnade derſelben. Die Hölle der Griechen iſt faſt mit keinem andern Verbrechern angefüllt, als mit Ehrſüchtigen, die mit den Göttern um die Herrſchaft ſtreiten, oder ſich ihnen nähern wollen. Die grauſame Rache, die Apoll am Marſyas nahm, weil er mit ihm in der Tonkunſt wetteiferte, Latone an der Niobe, weil ſie ſich ihrer Fruchtbarkeit und der Schönheit ihrer Kinder überhob, deutet auf eben die

Idee. Und was war, ſelbſt nach der Moſaiſchen Erzählung, das Verbrechen, wodurch die erſten Menſchen ihre Unſchuld verloren und das Paradies verwirkten, anders, als ein Verſuch, weiſer und erhabner zu werden, als ſie von der Gott beſtimmt waren, zu ſeyn?

Daraus entwickelt ſich aber noch ein andrer Begriff: daß ſelbſt, wenn den Menſchen nur das Glück, nicht ſein eigner Stolz, erhebt, — wenn er durch außerordentliche Reichthümer, durch ſchnelle Erhebung in ſeinem Stande, durch das Gelingen vieler ſeiner Entwürfe, durch einen ununterbrochnen Genuß von Geſundheit und Vergnügen, kurz durch eine Reihe gleich günſtiger Zufälle, von dem gemeinen Looſe der Sterblichen ausgenommen zu ſeyn ſcheint, die Götter ihn zu demüthigen, und durch große Unglücksfälle in ſeine Sphäre zurückzuweiſen geneigt ſind.

Dieſer Neid alſo, den Solon hier, und Herodot an mehrern Stellen, den Göttern als Eigenſchaft zuſchreibt, iſt nicht eigentlich das Mißvergnügen, welches das Glück andrer bey bösartigen oder ſchwachen Gemüthern erregt: es iſt der Unwille eines Höhern gegen den Uebermuth der Niedrigern; es iſt die Geſinnung eines auf

ſeine Macht eiferſüchtigen Regenten gegen Unterthanen, welche ſich über ihr Verhältniß erheben, und ſich der Unterwürfigkeit, zu der ſie verbunden ſind, zu entziehen trachten.

Indeß, obgleich dieſe Geſinnung, — auf ſolche Weiſe beſtimmt, — nicht geradezu moraliſch böſe iſt: ſo iſt doch auch wenig moraliſch Vollkommnes darin. Wenn es auch nicht boshafter Neid iſt, den dieſe alten, frommen Weiſen ihren Göttern, mitten unter den Ausdrücken ihrer Verehrung gegen ſie, zuſchrieben; ſo iſt es doch eine ſelbſtſüchtige Neigung, es iſt die Denkungsart unbefeſtigter und ſchwacher Regenten. In der That mußte ſchon deßwegen, mit der Erhöhung und Veredlung des Begriffs von Gott, ſich der Begriff dieſer Eigenſchaft von ihm abändern, und nach und nach verlieren.

So lange die Götter menſchenartige Weſen von großer, aber doch endlicher Macht, und auf eine gewiſſe Sphäre der Herrſchaft eingeſchränkt waren: ſo lange ließ es ſich denken, daß ſie auf das Glück oder die Hoheit einzelner Menſchen eiferſüchtig ſeyn, und ſie bloß deßhalb ſtrafen, oder verfolgen konnten, weil ſie Eingriffe in ihre Gerechtſame von ihnen befürchteten. Aber ſobald die Gottheit, in den Vorſtellungen der

Menſchen, ein unendliches Weſen und der Schöpfer der Welt wurde, einer Welt, deren Größe ſich mit jedem Schritte ihrer wachſenden Kenntniſſe erweiterte: ſo bald mußte, mit der Möglichkeit einer Gleichheit zwiſchen Menſch und Gott, auch der Gedanke verſchwinden, daß das übergroße Glück der Menſchen der Gegenſtand des göttlichen Unwillens, und die Urſache göttlicher Strafen ſeyn könne.

Aber noch weit mehr mußte dieſe Veränderung bewirkt werden, als die Vorſtellung von Gott nicht mehr aus den Merkmahlen von Macht und Erhabenheit allein beſtand, ſondern auch durch die von Güte und Weisheit beſtimmt wurde. Dieſe Fortſchritte der Vernunft und des ſittlichen Gefühls unter den Griechen waren es, welche aus dem älteſten Begriffe des Neides den ſpätern der Nemeſis hervorbrachten, einer zweydeutigen Eigenſchaft, die nicht von aller Miſchung jener bösartigen Leidenſchaft frey war, aber ſich doch ſchon weit mehr auf die Seite des Rechts und der Tugend neigte.

Nähmlich nicht das Glück und die Hoheit der Menſchen an ſich, glaubten die Griechen nun, mißfalle den Göttern: ſondern nur das unverdiente, das unwürdig erlangte, das übel angewandte,

das

das durch Uebermuth und Laſter gemißbrauchte Glück. Nicht die Aufrechterhaltung der eignen Erhabenheit und Herrſchaft, nicht die bloße Demüthigung übermüthiger Unterthanen war mehr die Abſicht der Götter, warum ſie oft die Glücklichen mit größern Trübſalen, als andre heimſuchen, Mächtige ſtürzen, und einen langen Lauf günſtiger Zufälle mit deſto traurigern Schickſalen unterbrechen: ſondern es geſchah, um Tugend und Rechtſchaffenheit unter den Menſchen aufrecht zu erhalten; beſonders um ſie diejenige Beſcheidenheit und Mäßigung zu lehren, die eine der liebenswürdigſten Eigenſchaften der Menſchheit iſt. Nach und nach wurde ſelbſt die Göttin Nemeſis gerechter und weiſer, als ſie es bey ihrer erſten Erſcheinung war. Aus einer bloßen Aufſeherin über die, welche unwürdiger Weiſe zum Glücke gelangen, oder auf eine übermüthige Weiſe daſſelbe gebrauchen, — aus einer bloßen Ausgleicherinn deſſen, was in den Schickſalen der Menſchen zu auffallend ungleich iſt, wurde ſie nunmehro die austheilende Gerechtigkeit, welche belohnt und beſtraft, und welche die menſchlichen Schickſale, in denen Glück und Unglück eine Zeitlang, ohne Rückſicht auf Verdienſt und Schuld, und ſelbſt im Widerſpruche mit

den moraliſchen Eigenſchaften der Perſonen ab-zuwechſeln ſcheint, zuletzt die Regeln der Schick-lichkeit unterwirft, und den Endzwecken einer weiſen und wohlthätigen Geſetzgebung anpaßt.

So wie im Menſchen ſelbſt Inſtinct und Leidenſchaft nach und nach in vernünftige Ue-berlegungen, zu Erreichung eben der Endzwecke, welche die Leidenſchaft ſucht, und in freye Ent-ſchlüſſe nach ihnen zu ſtreben, übergeht: ſo ver-feinern und vervollkommnen ſich, in eben der Stufenfolge, die Begriffe von denjenigen Eigen-ſchaften, welche der Menſch von ſich ſelbſt auf höhere Weſen überträgt. Der Saame der reinen und vernünftigen Gottesverehrung entwickelt ſich aus jenen rohen Vorſtellungen des Alter-thums, von welchen ſelbſt die Weisheit des So-lons nicht frey war, eben ſo natürlich, wie ſich das Syſtem unſrer moraliſchen und politiſchen Kenntniſſe überhaupt, aus den Eindrücken der Sinnlichkeit, den Phantomen der Einbildungs-kraft und den Trieben unſrer thieriſchen Natur entwickelt.

„Und eben deswegen nun," ſagt So-lon, um auf dieſen wieder zurückzukommen, „könne er über einen noch lebenden Menſchen „nicht urtheilen; ob er im Ganzen ein glückli-„cher Menſch ſey: weil er wiſſe, daß die, wel-

„che außerordentliche Glücksfälle erfahren, zum „Unglück auserſehen ſcheinen, und keiner in „größerer Gefahr ſtehe, tief geſtürzt zu werden, „als der am höchſten vom Glück erhoben „worden ſey.“

Ob die Alten das menſchliche Leben in dieſem Puncte richtig beobachtet haben mögen, weiß ich nicht: aber dieß war lange Zeit ihre feſte und unabänderliche Meinung, daß außerordentliche Glücksfälle die Vorboten von Unglück wären. In allen alten Denkmählern der Griechen, in ihrer Mythologie, in ihren Geſchichtbüchern, in den Denkſprüchen ihrer früheſten Weiſen findet ſie ſich deutlich durch Worte ausgedrückt, oder in Erzählungen eingekleidet. Ich will unter vielen Beyſpielen, dem Leſer nur die Geſchichte des Tyrannen von Samos, Polykrates, beym Herodot, eingedenk machen, dem, weil er in Allem glücklich war, ſein alter Gaſtfreund Amaſis, König von Aegypten, in einem Briefe den Rath gab, ſich des koſtbarſten ſeiner Kleinodien freywillig zu berauben, und durch irgend einen Verluſt, den neidiſchen Dämon, den er bey ſeinem großen Glücke zu fürchten hätte, zu verſöhnen. Polykrates, ſo fährt das Mährchen fort, wählte dazu einen Ring, mit einem vom Theodor

von Samos geſchnittenen Smaragd, der zugleich, als Edelſtein und als Kunſtwerk, von großem Werth war, und warf dieſen, mitten auf dem hohen Meere, in die Fluthen. Einige Zeit darauf fand Polykrates den nähmlichen Ring in dem Bauche eines Fiſches, den Fiſcher aus Samos gefangen, und wegen ſeiner ausnehmenden Größe ihm, als ihrem Fürſten, zum Geſchenke gebracht hatten. Kaum erfuhr Amaſis, daß ſeinem Freunde der Zufall auch den freywilligen Verluſt wieder erſetzt hätte: ſo kündigte er ihm Freundſchaft und Gaſtrecht feyerlich auf, weil, wie er ſagte, er mit einem Manne in keiner Verbindung ſtehen wollte, den das Schickſal ohne Zweifel zum Untergange beſtimmt hätte, da es ihm auf eine ſo wunderbare Weiſe ſchmeichelte. In der That wurde Polykrates, wenn Herodots Erzählung zu trauen iſt, kurze Zeit darauf von einem perſiſchen Satrapen Orötes, den er beleidigt hatte, aufs feſte Land gelockt, gefangen genommen und endlich gekreuzigt.

Reines Reſultat aus Beobachtungen konnte dieſe Meinung gewiß nicht ſeyn. Man hatte einige Beyſpiele von einem ſo außerordentlichen Glückswechſel wirklich vor ſich. Die Liebe zum Wunderbaren machte, daß man ſie vorzüglich bemerkte, und die Fälle der entgegenſtehenden Art

vergaß. Und nachdem man jene Maxime einmahl daraus abgezogen hatte, verfälſchte man die wahren Geſchichten, und erdichtete unwahre, um ſie zu unterſtützen.

Indeſſen iſt es allerdings wahr, daß in jener ältern Zeit, wo faſt jeder Reiche ein glücklich gewordner Abenteurer, und jeder Fürſt ein Räuber einer unrechtmäßigen Gewalt war; wo der Reichthum oder das Anſehn, das einzelne Menſchen beſaßen, größtentheils durch Gewalt, Liſt oder Zufall erworben, wenig davon ererbt, und befeſtigtes Eigenthum der Familien geworden war; wo die Kriege eine gänzliche Zerſtörung der Dinge nach ſich zogen, der Beſiegte immer Freiheit, Vermögen und Leben zugleich verlor, und dieſes Schickſal den Höchſten ſo wohl als den Niedrigſten traf: es iſt wahr, ſage ich, daß in dieſem Zuſtande allgemeiner Unſicherheit, das Glück der Menſchen noch häufiger und noch in einem höhern Grade, als zu unſrer Zeit, abwechſeln, und der Uebergang von einem glänzenden Wohlſtande zu einem tiefen Elende, der bey uns ſelten iſt, unter die gemeinen Erfahrungen gehören konnte.

An allen Verſuchen, das bloß Zufällige unter Regeln zu bringen, hat ohne Zweifel die

Einbildungs- und Dichtungs-Kraft der Menſchen einigen Antheil, und ſie können deßwegen leicht zu Aberglauben und Schwärmerey Anlaß geben. Denn wenn man eine Regel zu bemerken glaubt, wo ſich doch keine Urſache entdecken läßt, welche die Ordnung hervorbrächte, da iſt etwas geheimnißvolles. Und wo einmahl ein Geheimniß iſt, da iſt dem Betruge oder der Schwärmerey das Thor geöffnet. Doch iſt es auch in Abſicht dieſer Thorheiten der Mühe werth, die Denkungsart der alten Welt mit der unſers Zeitalters zu vergleichen.

Daß der Allzuglückliche durchaus unglücklich werden müſſe, daß ausnehmende und vielfache Begünſtigungen des Schickſals dem Menſchen geradezu ſeinen Untergang, oder ſchreckliche Unfälle verkündigen, dieſe Einbildung haben wir nicht beybehalten. Die Umſtände der Zeit haben entweder weniger Fälle der Art, woraus ſie entſtehen konnte, veranlaßt; oder eine richtigere Beobachtung des menſchlichen Lebens hat uns die Falſchheit davon gezeigt. Aber andre Meinungen, vielleicht eben ſo ungegründete, dauern noch in Abſicht des Glücks und der Glücksfälle fort, und werden durch ſcheinbare Erfahrungen unterſtützt. Viele glauben noch jetzt, daß ge-

wiſſe Menſchen einen ihnen eignen Glücksſtern, einen günſtigen, oder feindſeligen Dämon haben; weil ſie in ihren Schickſalen, vom Anfange bis zum Ende, etwas gleichförmiges wahrzunehmen glauben. In der That giebt es Perſonen, denen der Zufall, in dem Laufe ihres Lebens, öfter als andern günſtig geweſen iſt, und die, in Fällen, wo ſie ſelbſt nichts zur Beförderung ihres Glückes thun konnten, durch andre Menſchen, und durch den Zuſammenhang der Dinge, alles zu ihrem Beſten vorbereitet fanden. Andern werden, durch eine Reihe gleich zufälliger Urſachen, ſo oft ihre Entwürfe vereitelt, ihre Vergnügungen geſtört, und Unannehmlichkeiten und Beraubungen, ohne Schuld ihrer Unklugheit oder Ungeſchicklichkeit, zugezogen: daß ſie von ſich ſelbſt und von andern für Unglückliche gehalten werden.

Aber wer weiß, ob nicht in dieſer Berechnung des Glücks oder Unglücks, Unrichtigkeiten vorkommen; ob nicht, zu Begünſtigung einer Hypotheſe, oder einer Leidenſchaft, bald Unfälle und fehlgeſchlagne Entwürfe in dem Leben des vermeinten Glücklichen übergangen, bald die glücklichen Ereigniſſe in dem Leben des Leidenden vergeſſen werden? Oder wenn wirklich zwi-

ſchen den Schickſalen des einen Menſchen und den Schickſalen des andern ein ſo großer und ein ſo anhaltender Unterſchied ſtatt findet, daß der eine ſeine Endzwecke immer erreicht, der andre die ſeinen immer verfehlt: wer weiß, ob dieß am Glücke, und nicht vielmehr an den Menſchen ſelbſt liege; — ob nicht gewiſſe perſönliche Eigenſchaften, die vielleicht zu verborgen ſind, oder deren Wirkſamkeit zu ſehr ins Kleine geht, als daß ſie bemerkt werden könnten, die Maßregeln des erſtern unterſtützen, und den Unternehmungen des andern ſchaden; — ob es nicht vielleicht eine richtigere Beurtheilung der Dinge, aber ohne entwickelte Begriffe, — ein ſchicklicheres Benehmen, obgleich ohne ſichtbare Kunſt, oder ein ſchnelleres Ergreifen der Gelegenheit, und eine dreiſtere Ausführung iſt, wodurch der vermeintlich Glückliche ſich den Zufall günſtig macht?

Eine andre Meinung herrſcht, beſonders in Abſicht des Spielglücks, und iſt von da auf das Glück des ganzen Lebens angewandt worden: die, daß es periodiſch ſey; — daß Reihen von Glücksfällen, und Reihen von Unglücksfällen hinter einander zu folgen pflegen. Das Sprichwort, daß kein Unglück allein komme, drückt, in Abſicht ſchlimmer Ereigniſſe, dieſe Meinung aus.

Und in der That erinnert ſich jeder, in ſeinem Leben und in dem Leben ſeiner Bekannten, an Fälle, wo dieß Sprichwort beſtätigt zu werden ſchien. Wenn man, von den ſich zu einer und derſelben Zeit häufenden Glücksfällen, nicht einen ähnlichen Denkſpruch gemacht hat: ſo mag es vielleicht daher kommen, daß der Menſch überhaupt von dem, was ihm unerwartet widriges wiederfährt, weit mehr, als von dem, was er unerwartet Gutes empfängt, befremdet wird; — daß er ſich über die Zuſammenkunft mehrerer Unfälle wundert, und ſie alſo im Gedächtniſſe behält, die Vereinigung mehrerer Glücksfälle hingegen, als etwas natürliches und ihm gebührendes, gleichgültig aufnimmt und vergißt. Indeß geht es allen ſolchen Regeln, wenn ſie auch nur durch einige Erfahrungen unterſtützt werden, wie den Witterungsregeln. Wenn ſie eintreffen, ſo wird ihrer erwähnt, und ſie erhalten eine neue Beſtätigung. Wenn ſie nicht eintreffen: ſo gedenkt man nicht an ſie; und ſie werden alſo dadurch nicht wankend.

Die Berechnung, welche Solon von der Zahl der Tage im menſchlichen Leben macht, (mit der Sorgfalt, daß er die Schalttage noch insbeſondre

berechnet) iſt eine überflüßige Genauigkeit. Aber der Gedanke, „daß keiner von dieſen vielen Tauſenden von Tagen dem andern ähnlich ſey,“ hat etwas auffallend wahres, und enthält vielleicht, von einer gewiſſen Seite angeſehn, einen noch tiefern Sinn, als Solon in die Worte gelegt hatte. Ohne Zweifel wollte er weiter nichts ſagen, als daß der Veränderungen und Abwechſelungen im menſchlichen Leben ſo viele wären, und dieſe Veränderlichkeit ſo ununterbrochen fortgienge, daß man, aus dem gegenwärtigen Zuſtande des Menſchen, durchaus auf ſeinen künftigen nicht ſchließen könne; und daß man eben ſo das Ende des Lebens abwarten müſſe, um von der Glückſeligkeit des Menſchen zu urtheilen, wie ein unaufhörlich fließender Strom erſt abgelaufen ſeyn muß, ehe man vollſtändig wiſſen kann, was er bey ſich führe.

Aber eine andre Bemerkung, welche der Satz des Solons auch einzuſchließen ſcheint, iſt noch wichtiger: daß ſelbſt bey unveränderten äußern Umſtänden, (und in der That können dieſe nicht nur Tage, — ſondern Monate und Jahre hindurch, für unſre Wahrnehmung, unverändert bleiben,) doch der Zuſtand unſers Geiſtes, und mit demſelben der Grad von Glückſe-

ligkeit, deſſen wir wirklich genießen, ſehr merklich abwechſeln könne. „Kein Tag iſt dem andern ähnlich“: dieſer Satz kann ſo viel ſagen, daß der kleinen Veränderungen, die in unſern Vorſtellungen von den Dingen, und in den Eindrücken, welche ſie auf uns machen, vorgehn, noch weit mehrere ſind, als der großen Umwälzungen in unſern äußern Glücksumſtänden; daß jene täglich und ſtündlich von Freude zum Leide, von Verdruß zur Zufriedenheit überzugehen pflegen, wenn auch die Gegenſtände dieſelben bleiben; und daß daher das Maß der Glückſeligkeit weit mehr, von der Summe nicht zu berechnender angenehmer Vorſtellungen und Einbildungen, die die Seele eines Menſchen beherrſchen, als von der ſichtbaren Größe der Güter, welche in ſeinem Range und ſeinen Reichthümern liegen, abhängen.

In der That wird ein jeder, der auf ſein Leben etwas genauer Acht giebt, dem Solon Recht geben, daß, bey der größten Einförmigkeit der Lebensart, doch die Tage für den Menſchen, nach ihrem Werthe und ihrem Genuſſe, äußerſt ungleich ſeyn können. In einem Leben, wo es ſcheint, daß nur die Auftritte deſſelben Schauſpiels immer wiederhohlt werden, unter gleichen Arbeiten

und gleichen Zeitvertreiben, zeichnet ſich doch jeder Tag durch eine andre Gemüthsſtimmung, — durch ſeine eignen Plagen, und ſeine Freuden aus. Ich gehe heute in die Geſellſchaft eben der Freunde, unter welchen ich geſtern einen glücklichen Tag genoß; ich beſuche dieſelben Fluren, welche mich geſtern entzückten: und doch finde ich daſſelbe Vergnügen nicht wieder. Es flieht mich, wenn ich es gerade in der alten Form zu erneuern ſuche, und kommt mir vielleicht, auf einem andern Wege, unerwartet entgegen. Mitten unter dieſen kleinen täglichen Veränderungen, der Perſon ſowohl als der Lage des Menſchen, entwickeln ſich allmählig die größern: ſo wie an der Uhr der Zeiger, der Stunden und Tage bemerkt, neben dem ſchnell umlaufenden Secundenzeiger unſichtbar fortrückt.

Indeß Geſchäfte und Zerſtreuungen ihn, von Tage zu Tage, in ihrem kleinen Kreiſe umher treiben: ſchreitet er von einer Stufe des Alters zur andern fort, und ſieht, immer ſich einbildend, auf demſelben Puncte zu bleiben, in kurzem ſich ſelbſt und ſeinen Schauplatz verändert. Jeder Tag ſieht, für den flüchtigen Beobachter, dem vorhergehenden äußerſt ähnlich:

und jeder iſt doch, in dem, was das Weſentlich-ſte von dem Zuſtande des Menſchen ausmacht, — in dem, was er denkt, genießt und thut, von dem andern ſehr unterſchieden. Die ſcheinbare Einförmigkeit des Lebens quält den Menſchen oft: und doch iſt im Leben ein beſtändiger Wechſel, deſſen Folgen ihn zuletzt, durch ihre Größe er-ſchrecken. Solon ſchloß aus dieſer Verſchieden-heit der Tage und Zeitpuncte des menſchlichen Lebens weiter nichts, als die Unſicherheit ſeines Glücksſtandes, — eine mehr traurige, als lehr-reiche Wahrheit, — und auch nicht einmahl ganz Wahrheit: weil, wenn man auch das Glück bloß darein ſetzt, worin Kröſus es fand, in Reichthum und Macht, doch auch dieſes viele Menſchen durch alle Abwechſelungen ihres Le-bens begleitet. Eine nützlichere Folge, die wir daraus ziehn können, daß unſer Zuſtand nie der-ſelbe bleibt, iſt, daß unſre Natur ſelbſt in einer ſteten Entwickelung begriffen iſt; und daß daher unſer vornehmſtes Intereſſe, nicht ſowohl in den Dingen liegt, nach welchen wir trachten, als in der Geſchäftigkeit, die wir zu ihrer Erlangung anwenden. Wofern wir unſre Beſtimmung nach unſern Schickſalen zu beurtheilen haben: ſo dür-fen wir uns nicht dazu beſtimmt glauben, ir-

gend ein Gut fortdauernd zu genießen, ſondern nur dazu, immer etwas Gutes zu thun, oder einem Uebel zu ſteuern. Veränderung iſt unſer Loos: aber nur weil unſer Weſen in Kräften, und unſer vornehmſtes Seyn in Handlungen beſteht. Durch unſre Thätigkeit allein, wenn ſie mit derjenigen Thätigkeit der Natur, welche unſern Zuſtand verändert, gleichen Schritt hält, und mit ihr zu gleichem Endzwecke, — dem Wohl und der Erhaltung des Ganzen, — ſich vereiniget, können wir diejenige Glückſeligkeit genießen, die unabhängig von dem Wechſel der Zeiten iſt, und über die man abſprechen darf, daß ſie Glückſeligkeit ſey, ehe man das Lebensende des Menſchen abgewartet hat.

Der Denkſpruch des Solon, welcher dieſe zu frühzeitige Entſcheidung verbiethet, iſt noch einfacher in dem Sinne, welchen er ihm geben wollte, als in dem, in welchem er in neuern Zeiten iſt verſtanden worden. Solon ſahe nur die Glückſeligkeit des Lebens, als die Summe des Guten an, welches während deſſelben genoſſen wird: und er behauptete, daß man dieſe Summe nicht eher angeben könne, als bis die Rechnung geſchloſſen ſey. In der Folge, da ſich der Begriff eines Endzwecks, — wozu das

menſchliche Geſchlecht beſtimmt, und zu deſſen Erreichung das gegenwärtige Leben die Vorbereitung ſey, in den Gemüthern der Menſchen mehr entwickelte, — da die Religion ihre Ideen von einem künftigen Zuſtande und ihre Sanctionen von Belohnungen und Strafen hinzuthat, verſtand man die Sentenz des Solon ſo; daß man niemanden um des Guten willen, deſſen er hier genieße, für glücklich, oder um des Uebels willen, daß ihm hier wiederfahre, für unglücklich erklären könne, ſo lange man nicht wiſſe, welches der letzte und bleibende Zuſtand beyder ſeyn werde, zu welchem die abwechſelnden Schickſale dieſes Lebens ſich, wie der Weg eines Reiſenden zu ſeiner Heimath, verhalten. Solon verſtand unter dem Ende das Aufhören des Lebens: die, in moraliſchen und religiöſen Ideen weiter vorgerückte Nachwelt verſtand darunter den Endzweck deſſelben, d. h. eine neue, wichtigere Periode, welche ſich an die gegenwärtige anſchlöſſe, und die, da ſie von den Abwechſelungen derſelben frey, und mehr gleichförmig glücklich oder elend ſeyn würde, auch allein den Maßſtab der Glückſeligkeit abgeben könnte. Dieſe Vorſtellung hing allerdings mit den moraliſchen Vorſchriften und Empfindungen beſſer zuſammen, als die des So-

lons. Dieß Leben als eine Vorbereitung, und ein künftiges Leben als den Endzweck deſſelben zu betrachten, enthält wenigſtens für viele Verwirrungen der menſchlichen Schickſale Aufſchlüſſe, und für die meiſten Fälle ein Princip, aus welchem ſich die Pflichten des Menſchen herleiten laſſen. Es iſt demohnerachtet noch nicht das vollkommenſte Syſtem der Moral: nicht nur, weil es ganz auf Erwartungen gebaut iſt, welche nie zur vollen Evidenz gebracht werden können; ſondern auch weil es den Werth der Tugend in dieſer Welt zu ſehr verkleinert, und doch für die künftige kein beſſeres Gut aufſtellt. Nach den reifſten Unterſuchungen unſrer Weiſen über die menſchliche Glückſeligkeit, ſcheint ſie weder, wie Solon glaubte, aus dem Zuſammenzählen aller Vergnügungen des Lebens, nach Abzug aller Schmerzen deſſelben, am Ende berechnet, — noch auch bloß in einer Zukunft geſucht werden zu müſſen, von der wir uns doch keinen Begriff, als durch die Aehnlichkeit des gegenwärtigen Lebens, machen können: ſondern ſie iſt in jedem Augenblicke vollſtändig vorhanden, wo der Menſch, ſeiner vernünftigen Natur gemäß, wirkt oder leidet. Die Veränderlichkeit des menſchlichen Lebens iſt kein Grund, warum wir den Mann, der jetzt in einem Zuſtande

der

der Zufriedenheit, und mit irgend einem guten, oder erlaubten Zwecke dergeſtalt beſchäftiget iſt, daß ſeine geiſtigen und ſittlichen Kräfte den ihnen angemeſſenen Wirkungskreis finden, nicht jetzt ſchon für glücklich erkennen ſollten. Denn dieſe Veränderlichkeit kann dem Menſchen freylich die Gegenſtände, mit denen er ſich bisher abgab, und die Art der Beſchäftigung, in welcher er ſeine Befriedigung fand, entziehn: aber ſie kann ihm nicht alle Gelegenheit, thätig zu ſeyn, benehmen; ſie kann ihm das nicht rauben, was er durch ſeine bisherigen Uebungen gewonnen hat, — die Fertigkeit, ſich in neue Auftritte beſſer zu ſchicken, und ſelbſt in Zuſtänden, die ſeiner ſinnlichen Natur weniger angemeſſen ſind, auf eine ſeiner geiſtigen Natur gemäße Weiſe, zu handeln.

Das anziehendſte Stück von Solons Rede, und worinn wirklich ſich am meiſten der Denker und der weiſe Mann zeigt, iſt ſeine Vergleichung zwiſchen Reich ſeyn und Glücklich ſeyn.

Man bemerke aber, daß der Glückliche, (ὄλβιος) nach Solons Begriffen, noch nicht ganz der Glückſelige (εὐδαίμων) nach der

Vorſtellung der ſpätern Philoſophen iſt. Das Wort Glückſeligkeit drückt ein Ideal, — das Wort Glück einen Erfahrungsbegriff aus. Jenes iſt eine moraliſche Dichtung von dem, was der Menſch in ſeiner größten Vollkommenheit ſeyn und genießen könne: dieſes iſt eine ſinnliche Wahrnehmung von dem was einzelne Menſchen, in einem großen Theil ihres Lebens, wirklich ſind und genießen. Es war hier gar nicht Solons Abſicht, zu ſagen, worinn die wahre Glückſeligkeit des Menſchen beſtehe, oder, was der höchſte Endzweck eines verſtändigen und mit Freyheit begabten Weſens ſey: ſondern er wollte nur erklären, wen man mit Recht ein Kind des Glücks nennen könnte, oder welche Schickſale der Menſchen wirklich die beneidenswertheſten ſind. Indeſſen war es ein Schritt, den die Menſchen zur beſſern Kenntniß der Moral, und alſo zu ihrer Veredlung thaten, wenn ihre Weiſen, ſo wie hier Solon, anfiengen, den wirklichen Genuß, von dem bloßen Scheine des Vergnügens und von dem Beſitze der Mittel zum Vergnügen, zu unterſcheiden; wenn ſie anfiengen zu erkennen und zu lehren, daß zu jedes Menſchen Glücke ſeine perſönlichen Eigenſchaften, und nach dieſen, die Perſonen, mit denen er in nahen Verbindungen ſteht, das meiſte beytragen.

Und dieß iſt eigentlich der Inhalt von der Rede Solons. „Reichthum iſt das Mittel, ſich gewiſſe Vergnügungen zu verſchaffen, und gewiſſe Leiden zu mildern oder abzuwehren. Das Glück aber liegt in dem vergnügten und ſorgenfreyen Gemüthe ſelbſt. Dieſer Zuſtand wird oft dem Menſchen ohne Reichthum und Macht zu Theile; er läßt ſich oft, wenn er geſtört wird, auch durch keinen Reichthum und Stand wiederherſtellen.“

Der, welchen ſein Glücksſtern begünſtigt, ſagt Solon, hat einen ſolchen Körper, ſolche Anlagen in ſeinem Geiſte, und ſolche Verhältniſſe mit den Menſchen und Dingen um ihn her, die unmittelbar Quellen des Frohſeyns und der angenehmen Empfindungen für ihn werden.

Er iſt mit einem geſunden Körper gebohren, und es treffen ihn während ſeines Lebens keine Zufälle, die ſeine Glieder verſtümmeln, oder ihn des Gebrauchs ſeiner Sinne berauben. Er lebt in einer zahlreichen Familie, worinn Einigkeit, Geſundheit und gute Laune herrſcht. Er geräth in Verbindungen mit Menſchen, die gemacht ſind ſeine Freunde zu werden, und ihm einen Umgang, wie er ihn wünſcht, und wie er ihm

angemeſſen iſt, zu verſchaffen. Als Bürger findet er ſich in einem Vaterlande, zu deſſen Verfaſſung ſein perſönlicher Charakter paßt, mit deſſen Einrichtungen er zufrieden iſt, und das gerade zu ſeiner Zeit ihn durch angenehme Begebenheiten, an denen er Theil nimmt, erfreuet. — Alle dieſe Güter finden auch bey dem Manne vom geringem Vermögen und Stande ſtatt, ſobald er nur nicht an den Bedürfniſſen des Lebens Mangel leidet. Dahingegen läßt es ſich denken, und es geſchieht oft, daß der Reiche und Große in Abſicht aller dieſer Puncte vom Unglücke verfolgt wird. Er kann zu Krankheiten, Schmerzen und Verſtümmelungen ausgeſetzt ſeyn; er kann durch den Charakter ſeiner Verwandten, und der Menſchen, die am nächſten um ihm ſind, gequält, oder durch ihre Schickſal betrübt werden; es kann ihm an Freunden, wie er ſie nach ſeiner Gemüthsart braucht, fehlen; — und große Unglücksfälle, die auch ihn niederſchlagen, oder beunruhigen, können gerade zu ſeiner Zeit das Land, deſſen Einwohner er iſt, betreffen. —

Deſſen ungeachtet verkennt Solon den Werth des Reichthums nicht: ja er beſtimmt das, was er zum wirklichen Glücke des

Lebens beyträgt, mit einer Genauigkeit, die in ſeinen ganzen übrigen Vorſtellungen nicht zu finden iſt. Da er unter Reichthum nicht den Beſitz des Nothwendigen, — der auch dem wahrhaft Glücklichen nicht fehlen muß, — ſonndern nur den Ueberfluß und die Schätze verſteht, die zugleich mit Macht verbunden ſind: ſo hat er Recht, daß dieſe hauptſächlich nur zu zwey Endzwecken dienen können. Sie geben ihrem Beſitzer, erſtlich, die Mittel, außerordentliche, — nicht ganz natürliche, nicht allen Menſchen gemeine, ſondern erkünſtelte und ihm eigenthümliche Begierden zu befriedigen, — die Begierden nach ſolchen Vergnügungen, wozu viele Menſchen mitwirken, viele Dinge herbeygeſchafft, viele Arbeiten verrichtet werden müſſen. Sie geben ihm, zweytens, eine Art von Waffen, zur Bekämpfung des Unglücks, in die Hände. Wenn er mächtige Feinde hat; wenn er bei ſeinen Entwürfen große Hinderniſſe findet; wenn ihn außerordentliche Unglücksfälle treffen: ſo kann Reichthum und Stand beytragen, daß er dieſen Feinden kräftiger widerſteht, dieſe Hinderniſſe eher überwindet, und den erlittenen Verluſt leichter erſetzet, oder erträgt. — Aber eben dieß, ſagt Solon, (und hier kommt der

ſchönſte Zug in dem von ihm gezeichneten Bilde) macht das Eigenthümliche des wahrhaft Glücklichen aus, da ihm ſeine Natur und ſeine Schickſale vor ſolchen Lagen, zu welchen man des Reichthums nöthig hat, bewahren, — daß er ſelbſt von ſo ausſchweifenden Begierden, und ſein Leben von ſo großen Widerſachern und Unfällen frey iſt. Dieſe Mäßigung der Begierden alſo, dieſe Stimmung des Gemühts, an wohlfeilen Freuden Geſchmack zu finden, und ſich mit den Gütern, die nicht käuflich ſind, zu befriedigen, dieſe rechnet Solon ſelbſt unter die ſchönſten Geſchenke des Schickſals. — O welche Freude macht es, zu ſehen, daß ſchon vor zweytauſend Jahren die weiſeſten Leute der klügſten Nation, als Wahrheit, erkannten, was jetzt noch die Menſchen, die ſich bloß nach der Gewohnheit und nach dem Vorurtheile richten, für Sophiſtereyen zu halten geneigt ſind!

So weit war Solon zwar noch nicht, daß er das, was vom Menſchen ſelbſt in ſeinem Zuſtande abhängt, von dem, was Werk des Zufalls, oder der Vorſehung iſt, rein abſonderte. Das Glück, wie er es erklärt, iſt immer noch aus Gütern, die dem Menſchen zufallen müſſen, und ſolchen, die er ſich durch ſeine Tugend

ſelbſt verſchafft, zuſammengeſetzt. Aber Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens machen doch ſchon einen Beſtandtheil deſſelben aus. Er ſieht doch ſchon ein, daß, bey einer veränderten Gemüthsſtimmung, gleiche äußre Umſtände eine ganz verſchiedne Wirkung, in Abſicht des Lebensgenuſſes, hervorbringen müſſen; daß, wenn der Menſch Gewalt über ſeine eignen Neigungen bekommen kann, er dadurch gewiſſermaßen Herr über ſein Schickſal wird.

Wenn wir nur wenigſtens dieſe Idee feſt halten, welche am klärſten in Solons Erzählungen und Betrachtungen ausgedrückt iſt; — daß der glückliche Menſch der iſt, welchem wirklich wohl iſt, oder, noch genauer nach Solons Sinne, der, welchem, in dem Laufe eines langen Lebens, am öfterſten wohl, und am ſeltenſten übel geweſen iſt; wenn wir nur auf die wirkliche Empfindung des Vergnügens gehn, — ſey es auch ein ſinnliches, — nicht auf die Meinung, die andre von unſerm Vergnügen haben; wenn wir nur von unſern Schätzen Gebrauch machen, nicht, wie Kröſus, bey dem Vorzeigen derſelben ſtehen bleiben wollen: ſo iſt für Unſchuld, Weisheit und Tugend ſchon ein gutes Theil gewonnen. Wahrheit und Realität iſt

doch wenigſtens alsdann, in den Gegenſtänden unſrer Wünſche, an die Stelle leerer Einbildungen getreten. In wie fern dieſes Wohlſeyn in des Menſchen Gewalt ſtehe; und, — wenn es, wenigſtens zum Theile, von ihm abhängt, — was er thun müſſe, es ſich zu verſchaffen: das ſind freylich Unterſuchungen, die noch zurück ſind, und ohne welche er keine ſicheren Regeln für ſeine Aufführung finden kann. Aber auf dieſe Unterſuchungen kann er nicht eher gerathen, als wenn er zuvor darüber mit ſich einig iſt, daß er glücklich ſeyn, nicht ſcheinen wolle. Dann aber ſtellt er ſie auch unausbleiblich gewiß an, und ſie führen ihn auf einem kurzen Wege ſicher zu dem Reſultat, daß er ſelbſt, um ein glücklicher Mann zu werden, nichts beſſers thun könne, als daß er ein guter Menſch zu werden ſuche. Bey einzelnen Menſchen, und in beſondern Fällen wird die Tugend vielleicht aus der Berechnung der Glückſeligkeit, ſo wie Solon ſie verſteht und ſchildert, ausgeſchloſſen werden können. Aber wenn man über das menſchliche Geſchlecht im Ganzen, und über das Leben jedes Menſchen im Ganzen urtheilt: ſo wird man zugeben müſſen, daß unter allen Mitteln, durch welche wir

ſelbſt unſer Glück befördern können, die Uebung unſrer Verſtandskräfte, — und Handlungen des Wohlwollens, die wirkſamſten ſind, und am ſeltenſten fehlſchlagen.

Zweite Stelle.

Unterredung des Demaratus, Königs von Sparta, mit dem Xerxes, beym Herodot. Buch 7. Kap. 101. ꝛc. und Kap. 209.

Es giebt in den ältern Geſchichtſchreibern der Griechen nur wenige eigentliche Schilderungen von National=Charaktern. Um deſto mehr iſt es billig, daß, wenn ſie irgendwo zu einem ſolchen Gemälde einige kenntliche Pinſelſtriche ziehn, wir dieſe ſorgfältig betrachten, und die dadurch angedeutete Geſtalt zu entziffern ſuchen.

Ein ſolches roh hingeworfnes Bild von dem National=Charakter der Griechen findet ſich beym Herodote, in einer Unterredung, welche der vertriebne Spartaniſche König Demaratus mit dem perſiſchen Könige Xerxes hielt, zur Zeit, da dieſer eben im Begriffe war, ſeinen Feldzug gegen Griechenland anzutreten.

Demaratus hatte, nicht lange Zeit vor dem perſiſchen Kriege, mit Kleomenes den Spartaniſchen Thron getheilt. Es iſt bekannt, daß zu Sparta immer zwey Perſonen den Titel eines

Königs — mit gewiſſen landesherrlichen Rechten verbunden, — zu gleicher Zeit führten; — beyde Nachkommen des Herkules, aber von zwey verſchiedenen Linien dieſes Hauſes abſtammend. Die Stifter dieſer Linien waren die beyden Brüder Euryſthenes und Prokles — die erſten Herakliden, welche, nach der bekannten Rückkehr dieſer Familie und ihrer Partey in den Peloponnes, von Lakonien Beſitz genommen hatten. Demaratus war aus dem Hauſe des Prokles, des jüngern Bruders, das eben deßwegen den Euryſtheniden, den Nachkommen des ältern, an Würde nachſtand. Die Geſchichtſchreiber merken an, daß jene Brüder, die erſten Beſitznehmer von Lakonien, in beſtändigen Mißhelligkeiten miteinnader lebten; und daß derſelbe Geiſt der Zwietracht auf alle ihre Nachkommen forterbte. Vielleicht wäre es natürlicher, die ſo häufigen Streitigkeiten, die zwiſchen den Spartaniſchen Königen vorfielen, aus der fehlerhaften Beſchaffenheit der Staatsverfaſſung, als aus einem ererbten Haſſe ihrer Anherrn, zu erklären. Zwey oberſte Befehlshaber, die im gemeinſchaftlichen Beſitze einer ungetheilten Macht seyn ſollten, mußten nothwendig, wenn ſie ehrgeitzig waren, oft die Veranlaſſung bekommen, ſich zu entzweyen. — Was auch die Urſache dieſer

Verbitterung zwiſchen dem Euryſtheniſchen und Prokliſchen Hauſe geweſen ſeyn mag: Demaratus empfand die traurigen Folgen davon. Er ward durch die Ränke ſeines Mitregenten Kleomenes, der eine Delphiſche Prieſterinn beſtach und ein Orakel erkaufte, um ſeine Würde gebracht und aus ſeinem Vaterlande vertrieben. So wenig vermochten die guten Geſetze und die tugendhaften Sitten, die man von den Spartanern rühmt, ſelbſt in dieſen Zeiten, wo noch die lykurgiſche Geſetzgebung in ihrer vollen Kraft war, den Ehrgeitz und den Eigennutz ihrer erſten Männer im Zaume zu halten: daß Staatsrevolutionen, die aus dieſen Urſachen entſtehen, — Könige, die deßwegen vertrieben werden, weil ſie entweder ſelbſt der Beſtechung und der Verrätherey gegen ihr Vaterland verdächtig geworden ſind, oder weil ihre Gegner Betrug und Beſtechung gegen ſie anwenden, — nirgends häufiger vorkommen, als in der ältern Geſchichte von Sparta. Wenn man auch nur dieſe Erzählung des Herodots, von den Schickſalen des Demaratus und ſeiner Mitregenten und Nachfolger, lieſt: ſo kann man ſich nicht verbergen, daß ſich, in den Handlungen der angeſehenſten Spartaner, die Ausbrüche derſelben, allen Menſchen gemeinen Leidenſchaften, der

Geldbegierde und der Herrſchſucht, zeigen, die, wenn man den Lobrednern der Spartaniſchen Verfaſſung glaubte, durch Lykurgs Geſetze und die öffentliche Erziehung, bey ihnen ausgerottet ſeyn ſollten.

Demaratus hatte, wie mehrere angeſehene Griechen, die aus ihrem Vaterlande vertrieben waren, an dem perſiſchen Hofe einen Zufluchtsort gefunden, wo er Ueberfluß und Anſehn zugleich genoß.

Das Betragen der perſiſchen Könige gegen die griechiſchen Flüchtlinge, die ſich zu ihnen retten, beweißt in der That, daß ſie eine gewiſſe Ueberlegenheit der griechiſchen Nation über die ihrige anerkennen. Sie ſcheinen es immer für einen gefundnen Schatz zu halten, wenn ein in ſeinem Vaterlande verfolgter Grieche, im Unglücke, den Aufenthalt bey ihnen wählt. Sie vergeſſen alsdann die Feindſeligkeit, die ſie gegen die Nation hegen, woraus er herſtammt; — ſelbſt die, welche er ihnen, in ſeiner ehemahligen Lage, bewieſen hatte: und ſuchen vielmehr, ihn durch den glänzenden Zuſtand, in welchen ſie ihn verſetzen, zu gleicher Zeit zu blenden und an ſich zu ziehn, als ſich der Gelegenheit zur Rache, die ſie in Händen haben, gegen ihn zu bedienen. Zwar konnte jeder angeſehne Grie-

che, der mit den Angelegenheiten ſeines Landes bekannt war, ihnen als Kundſchafter bey den Kriegen wichtig werden, die ſie mit dieſem Lande zu führen gedachten. Aber ſie brauchen die Demarate und Themiſtokle auch bald als Freunde und Rathgeber: und dieſe ehrenvolle Auszeichnung, mit der ſie verlaſſene Fremdlinge empfangen, kann ſich nur auf die Meinung gründen, daß ſie bey ihnen größere Einſichten und einen feſtern Muth, als bey ihren Unterthanen, finden.

Auch Demaratus wurde vom Xerxes nicht nur mit Ueberfluß und Pracht unterhalten, ſondern auch zu ſeinem Begleiter auf dem Feldzuge nach Griechenland gewählt, nud mehr als einmal von ihm zu Rathe gezogen.

Nachdem Xerxes bey Doriskum, einer Thraciſchen Seeſtadt, nahe am Helleſpont, ſeine Heere und Flotten, die an dieſem Orte auf ſeinen Befehl zuſammen gekommen waren, gemuſtert hatte, und in dem vollen Gefühle ſeiner Größe, und in der Ueberzeugung, daß ſeine Macht alles überwiege, von dieſer Zählung zurückkam: ließ er den Demaratus rufen, und redete ihn, nach der Erzählung des Herodotus, ungefähr auf folgende Weiſe an.

„Demaratus! ich wünſchte wohl eine Frage „von dir beantwortet zu hören. Du biſt ein „Grieche: und wie man mir ſagt, ſo gehört „Sparta, die Stadt, aus welcher du herſtammſt, „zu den größten Städten und den mächtigſten „Staaten Griechenlands. Nun ſage mir, „glaubſt du wohl, daß die Griechen es wagen „werden, ſich gegen mich ins Feld zu ſtellen? „Denn mich dünkt: wenn nicht die Griechen „allein, ſondern wenn alle die Völker, die das „Abendland bewohnen, ſich verſammelten, ſo „wären ſie nicht im Stande, ein Heer, wie das „meinige, aufzuhalten. Wenn ſie auch, zuſam„mengenommen, es an Anzahl mit ihm aufneh„men könnten: ſo werden ſie doch, da ſie nicht „unter einem Herrn ſtehn, ſondern in mehrere „von einander unabhängige Nationen getheilt „ſind, nie eine Macht, die nur von ferne mei„ner gleich ſey, zuſammenbringen. Das iſt „meine Meinung: ich wünſchte nun aber auch „die deinige zu wiſſen.

Demaratus fragte, ehe er hierauf antwortete, ob Xerxes nur hören wollte, was ihm angenehm wäre, oder ob er die Wahrheit zu wiſſen verlangte. Xerxes verſicherte ihn, daß er die vollkommenſte Aufrichtigkeit von ihm forderte,

und daß, des Demaratus Antwort möchte aus-fallen, wie ſie wollte, ſie keine Aenderung in ſeinem Betragen gegen ihn hervorbringen würde.

„Da du dann willſt“ ſagte hierauf Demaratus, „daß ich nach meiner Ueberzeugung re-„den, und dir ſagen ſoll, was durch den „Anblick der Sachen, wenn du Griechenland „näher kommen, — und durch die Begebenhei-„ten, wenn du ſelbſt dort erleben wirſt, nicht „wird widerlegt werden: ſo wiſſe dann, der an-„gebohrne und natürliche Zuſtand der Griechen „iſt eine gewiſſe Mittelmäßigkeit ihrer äußern „Glücksumſtände. Keiner der Staaten dieſes „Landes, keiner ſeiner Bürger iſt, im Verhält-„niſſe mit euch Perſern, weder reich noch mäch-„tig. Aber dafür haben ſich dort die Menſchen „gewiſſe perſönliche Vorzüge erworben, die „ihnen nicht weniger eigenthümlich ſind. Und „dieſe Vorzüge kommen hauptſächlich von zwey „Urſachen her; von den weiſen Männern, „die unter ihnen aufgeſtanden ſind, und deren „Lehren ſich bey ihnen fortpflanzen, — und von „den politiſchen Einrichtungen und Geſe-„tzen, nach welchen ihre Staaten geordnet ſind, „und die eine ausnehmende Kraft und einen gro-„ßen Einfluß über die Gemüther erhalten haben.

„Ver-

„Vermöge dieſer, durch Weisheit und durch „Geſetze gebildeten, Tugend, oder Geiſtes„kraft, wodurch ſich die griechiſche Nation aus„zeichnet, erhält ſie den Vortheil, daß ſie, obgleich „ihr Land arm iſt, doch an keinem nothwendigen „Bedürfniſſe Mangel leidet, und ob ſie gleich kei„ne mächtigen Heere aufſtellen kann, doch ihre „Unabhängigkeit von auswärtiger Herrſchaft zu „behaupten weiß.

„Die Vorzüge, von denen ich bisher geredet „habe, ſind allen Griechen, beſonders denen vom „Doriſchen Stamme, gemein. Was ich jetzt noch „ſagen werde, geht die Lacedämonier allein an. „Von dieſen alſo ſey gewiß verſichert, zuerſt, daß „ſie deine Aufforderung, dich als Oberherrn zu er„kennen, nicht befolgen, — und dann, daß ſie „ſich unfehlbar gegen dich ins Feld ſtellen werden; „— und wenn alle übrigen Griechen deine Par„tey ergriffen. Frage nicht, wie viele ihrer ſind, „und wie ſie, bey ihrer geringen Anzahl, es wagen „können, einen ſolchen Entſchluß zu faſſen. Denn „bey ihren Entſchlüſſen kommt es auf die Anzahl „der Feinde, oder auf ihre eigne, gar nicht an, „ſobald das Geſetz ins Feld zu ziehn gebiethet. „Und wenn ihrer ſtreitbaren Männer nicht mehr „als tauſend, und wenn ihrer noch weniger wä-

„ren: ſo würden ſie ſich doch deinem unzählbaren „Heere, mit den Waffen in der Hand, entgegen „ſtellen.“

Xerxes lachte über dieſen Bericht, als über eine Prahlerey, und ſagte: „Wenn das wahr „iſt, was du von den Spartanern erzählſt: ſo „muß jeder von ihnen es wenigſtens mit zehn „Perſonen im Kampfe aufnehmen können. Da „du nun ihr König warſt, und man alſo vor„ausſetzen kann, daß du vor deinen übrigen „Landsleuten große Vorzüge haſt: ſo wirſt du „wahrſcheinlich einer doppelten Anzahl von Fein„den gewachſen ſeyn. Und doch ſollte „ich, wenn ich dich, — wenn ich die andern „deiner Landsleute, die von Zeit zu Zeit zu „uns kommen, anſehe, euch für gewöhnliche „Menſchen, und alles, was du ſagſt, für nichts „als Prahlerey halten.

„Ueberdieß, wenn eurer auch zehntauſend, „und funfzig tauſend wären: wie kann ich mir „ein ſolches Heer freyer Leute, als eine für „mich furchtbare Macht, denken? Was kann „dieſe Menſchen, die unter keinem unumſchränk„ten Gebiether ſtehen, bewegen, einem weit „überlegnen Feinde entgegen zu gehn? Was „meine Soldaten zuſammenhält, und was ſie

„ins Treffen treibt, daß weiß ich. Das iſt die „Furcht vor mir, und dem Stocke ihrer Be„fehlshaber, — das iſt die Strafe, die ihnen „bevorſteht, wenn ſie zurückweichen. Aber wenn „dieſe meine Soldaten frey wären; wenn ſie „ſelbſt wählen könnten, was ſie thun wollen: „ſo würde kein einziger ſein Leben in einem ſol„chen Kriege wagen. Was nun deine Grie„chen, die frey zu ſeyn vorgeben, zwingen „kann, ſich einem gewiſſen Tode auszuſetzen: „davon kann ich mir keinen Begriff machen.“

„Endlich muß ich dir ſagen: was du von „der übermenſchlichen Tapferkeit deiner Spar„taner rühmſt, das findet ſich in der That bey „den Perſern; — zwar nicht bey dem gan„zen Volke, aber bey einer gewiſſen, obwohl „kleinen Anzahl, die meine Trabanten ſind. „Von dieſen iſt jeder im Stande, ſich im Zwey„kampfe mit drey gewöhnlichen Menſchen, mit „gleichen Waffen, zu ſchlagen und ſie zu be„ſiegen.“

Demaratus erwiederte.

„Ich ſahe vom Anfange voraus: daß die „Wahrheit, die ich zu ſagen hätte, dir nicht an„genehm ſeyn würde. Aber ich gehorchte dei„nem ausdrücklichen Befehl; und ſo redete ich

„von den Spartanern gerade nur ſo, wie ſie es „verdienen. Und daß ich nicht aus Parteylich„keit für ſie, weil ich ſie liebe, ihre Vorzüge ver„größere, davon kann niemand mehr, als du „überzeugt ſeyn: da du weißt, daß ich gegen ih„re Verfolgungen bey dir Schutz geſucht habe. „Sie haben mich meiner Würde, meines Va„terlandes, und alles des Meinigen beraubt: „und dein Vater und du, ihr beide habt mir Ei„genthum, Ehre und alles wiedergegeben. Für „wen könnte alſo wohl natürlicher Weiſen mein „Eigennutz und meine Dankbarkeit mich partey„iſch machten, als für dich? Und gegen wen „könnte ich, aus Zorn und Rache eher unge„recht werden, als gegen meine Landsleute?

„Was deine Fragen in Abſicht meiner be„trifft: ſo bin ich ſo weit entfernt mich zu rüh„men, daß ich es mit zehn Männern eures glei„chen im Kampfe aufnehmen wollte: daß ich „willig geſtehe, ungern gegen Zwey zu fech„ten. Ja ſelbſt ein Zweykampf von Mann mit „Mann hat ſeine Gefahren und Schwierigkeiten, „welche machen, daß ich, ohne dringende Urſache, „auch dieſen mit niemanden einzugehen Luſt „habe. Indeß, ſollte eine große Angelegenheit „und ein wichtiger Entzweck mich zu einem

„Zweykampfe auffordern: ſo würde ich meinen „Gegner gerade unter dem Haufen am liebſten „wählen, der, wie du ſagſt, aus lauter Män„nern beſteht, deren jeder drey Griechen über„wältigen kann.

„Auch von den Spartanern habe ich nicht „ſagen wollen, wie ſie ſich im Zweykampfe, ſon„ſondern wie ſie ſich in Reih und Gliedern auf „dem Schlachtfelde zeigen. Zwar ſind ſie, auch „wenn ſie Mann gegen Mann fechten, ſo ta„pfere Streiter, als es deren bey irgend einem „Volke geben kann. Aber nur dann, wenn ſie, „unter den Fahnen ihres Vaterlandes vereini„get, in ganzen Haufen fechten, ſind ſie die vor„züglichen Kriegsleute, deren Muth den überle„genſten Feind nicht fürchtet.

„Du wunderſt dich, wie, ohne Zwang und „Gebiether, ſie ſich in ſo augenſcheinliche Ge„fahren ſtürzen. Es iſt wahr, ſie ſind frey: „aber ſie ſind nicht gänzlich frey. Denn ſie „haben einen Herrn, den ſie weit mehr fürch„ten, als dich deine Unterthanen. Dieſer Herr „iſt das Geſetz. Was das Geſetz befielt, thun „ſie ohne alle Widerrede. Nun iſt es aber deſ„ſen erſtes Geboth, daß kein Spartaner vor ei„nem Feinde im Felde fliehen darf, ſondern je„

„der die Stelle, die er im Treffen einnimmt, „behaupten muß, bis er entweder den Feind „zum Weichen gebracht hat, oder ſtirbt"

So ſchilderte ein Spartaniſcher König ſeine Nation, kurze Zeit zuvor, ehe ſie ihre glorreichſte Epoche ereichte.

Durch zwey Züge charakteriſirte Demaratus die Griechen: — durch ihre *Armuth*, oder die Eingeſchränktheit der äußern Hülfsquellen zur Beförderung ihres Wohlſtandes; — und durch ihre *Tugend*, — oder durch gewiſſe perſönliche Vorzüge, die ſie in den Stand ſetzen, mit geringen Mitteln viel auszurichten. Jene ſieht er als das Werk der Natur, und die angebohrne Lage der Griechen an: dieſe betrachtet er, als einen von ihnen gemachten Erwerb, das Werk ihres Fleißes und glücklicher Zufälle. „Die Armuth, ſagt Solon, iſt in Griechenland einheimiſch: die Tugend iſt in daſſelbe eingeführt worden." *)

Und dieſe Tugend, oder, welches eigentlich der Sinn des Worts iſt, dieſe perſönlichen Vorzüge der Griechen vor andern Völkern ſetzt Solon hinwiederum in zwey Sachen: in *Weisheit* und in *gute Geſetze*.

---

*) Τῇ Ἑλλάδι πενίη ἀεὶ κοτε σύντροφος ἐστὶ· ἀρετὴ δ' ἔπακτος.

Man würde Unrecht thun, unter dem Worte, Weisheit, hier die moraliſche Tugend zu verſtehn, die ſich bloß auf die Einſicht der Zwecke, und die Wahl der beſten Mittel zu dieſen Entzwecken einſchränkt. Solon redet von Einſichten und Geiſtesbildung überhaupt; — er redet von allen den Eigenſchaften, um derentwillen einzelne Männer unter den Griechen weiſe hießen. Dieſe Weisheit, im griechiſchen Sinne, ſchließt ſowohl einen gewiſſen höhern Grad von Verſtandskräften, als die dadurch geſammelten Kenntniſſe in ſich: Kenntniſſe, die vom Genie gefunden, und dann durch den Unterricht fortgepflanzt werden. Und in der That kann auch jene moraliſche Weisheit, die des Menſchen eigne Aufführung anordnet, nur in einer ſehr engen Sphäre wirkſam ſeyn, wenn ſie nicht von einem geübten Verſtande und erworbenen Einſichten unterſtützt wird.

Unterſuchen wir nun den Gegenſtand, wovon hier die Rede iſt, nach ſeiner innern Natur und nach den Angaben dieſer Geſchichte: ſo müſſen wir zugeſtehen, daß in den Vorſtellungen des Demaratus viel Wahres liege. Er hat Recht, daß, unter ſolchen Umſtänden und mit ſolchen Eigenſchaften, als nach ihm, die Umſtän-

de und die Eigenſchaften der Griechen waren, wenn die Natur ein Land kärglich, und den Geiſt ſeiner Einwohner freygebig ausgeſtattet hat, wenn ihre Lage ſie in viele Schwierigkeiten verwickelt, und in ihnen ſelbſt viele Kräfte liegen, eine Nation die größten Fortſchritte mache: und er hat Recht, daß die Griechen ſich wirklich in beyden Rückſichten auszeichneten.

Eine Nation, an ſich vom mäßigem Umfange, (ſo erſcheinen die Griechen bey ihrem Auftritte in der Geſchichte,) iſt in eine Menge kleiner Staaten getheilt, — und wird dadurch, im Ganzen und in allen ihren Theilen, noch ſchwächer. Sie bewohnt ein gebirgiges, mittelmäßig fruchtbares Land, oder ähnliche Inſeln: — Gegenden, die ſich weder durch außerordentliche und koſtbare Natur-Erzeugniſſe, noch durch den Ueberfluß der zum Unterhalte nothwendigen, auszeichnen. Jede Völkerſchaft vertheilt, in ihrem Bezirke, ihren Grund und Boden unter ihre Bürger. Alle griechiſchen Stämme treiben Ackerbau; die angeſehenen Leute unter ihnen ſind durchgängig Gutsbeſitzer: aber nirgends finden ſich große Landeigenthümer. — Die Griechen erbauen Städte, eben ſo klein und unbedeutend, als ihre Staaten und ihre Landbeſitzungen ſind:

und dieſe Städte verſchönern ſie erſt ſpät, und weit mehr durch öffentliche Denkmähler, als durch prächtige Privatwohnungen. Sie führen kleine Kriege unter ſich, die ihren Muth ſtählen, und die Staatskunſt bey ihnen entwickeln, aber zu keinen großtn Eroberungen führen, und keinen Staat über alle andern mächtig machen, wenn ſie auch einigen ein vorzügliches Anſehn geben. Nirgends werfen weder die Privatperſonen, noch die Regierungen einen, andre Nationen blendenden, Glanz von ſich. — Die Griechen ſind, bis zu Solons Zeiten, einem Bienenſchwarme ähnlich, der, in einen engen Raum zuſammengedrängt, äußerſt unruhig, — aber im Verborgnen arbeitſam iſt und Honig bereitet. Unaufhörlich mit der Sorge für ihren Unterhalt, oder ihrer Vertheidigung, beſchäftigt, haben ſie wenige Zeit übrig, die ſie dem Wohlleben, oder einem eitlen Schaugepränge widmen könnten. — Ganz anders war der Zuſtand der Aſiaten, die Solon vorzüglich den Griechen entgegenſetzt. Hier hatten ſich zeitig große Staaten gebildet. — Und große Staaten bringen große Reichthümer hervor: weil ſie die Beyträge von dem Einkommen vieler Menſchen in Maſſen vereinigen, und den Händen einiger wenigen

anvertrauen. Aſien allein konnte Fürſten, wie Kröſus war, und Privatperſonen, wie der Lydier Pythius, *) aufweiſen, der das ganze Heer des Xerxes einige Tage bewirthete, und dieſem noch, zur Führung des Krieges, einen Beytrag von zwey tauſend Talenten verſprach. Große Strecken Landes gehörten hier einem einzigen Eigenthümer. Aſiens Städte waren zum Theile von einem ungeheuren Umfange; die Hofhaltungen ſeiner Fürſten von einer verſchwenderiſchen Pracht. Und ſchon bezeichneten die Griechen dieſen Welttheil, als den Sitz des Luxus, des Stolzes und der Sclaverey.

Es iſt unſtreitig, daß jene Mittelmäßigkeit eines Volks in dem, was man ſeinen Glücksſtand nennt, ihm die erſten Schritte, die es zur bürgerlichen Verfeinerung zu thun hat, ſehr erleichtert. Eine Nation, die, ſo wie ſie aus der Barbarey des Nomadenſtandes heraustritt, ſich gleich zu einem großen, mächtigen Staate vereiniget, — wie dieß der Fall bey den Aſſyrern, Medern und Perſern im hohen Alterthume, und bey den Tartarn und Moguln im Mittelalter, war, — iſt in Gefahr, die Periode wahrer Cul-

*) S. Herodot im 7ten Buche im 27ten bis 29ten Kap.

tur zu überſpringen, und über dem Genuſſe ihrer Reichthümer, oder den Entwürfen ihrer Herrſchſucht, die Veredelung ihrer Natur zu verſäumen. Bey ihr werden alle die, welche durch Eigenthum und Familien-Anſehen ausgezeichnet ſind, und alſo die Hülfsmittel, oder die erſten Anlagen zu einiger Geiſtesbildung vor ihren Mitbürgern voraushaben, leicht unthätig und ſinnlich, oder tyranniſch und ſtolz: — zwey Eigenſchaften, die den Menſchen des Unterrichts und der Verbeſſerung gleich unfähig machen. Ihre arbeitende Claſſe hingegen, die, wenn auch durch erzwungne Uebung ihrer Kräfte, ſich doch, nach und nach, Kunſtfertigkeiten und alſo auch Einſichten erwerben würde, iſt zu tief erniedrigt, zu verachtet und zu unterdrückt, als daß ſie ſich zu dem Beſtreben nach Vollkommenheit und Schönheit, — zu Werken des Genies, und alſo zu dem, was eine Nation wahrhaftig bildet und veredelt, erheben könnte.

Wenn aber eine Nation, nachdem Ackerbau und einiger Kunſtfleiß, und mit dieſen zugleich Geſetze und Sitten bey ihr eingeführt worden ſind, doch geraume Zeit vor Macht ſowohl, als vor Sclaverey, bewahrt bleibt: wenn auch ihre beſſern Bürger, zu Gewinnung ihres Unter-

halts, zu arbeiten verbunden ſind; wenn ihr Boden und der Himmelsſtrich, unter dem ſie wohnt, ihr viele Bedürfniſſe und nur mittelmäßige Hülfsmittel giebt, die ſie durch Kunſt und Fleiß allein vervielfältigen kann; wenn endlich ihre öffentliche Lage, die Verfaſſung und Verbindung der Staaten, unter welche ſie vertheilt, oder vereiniget iſt, allen ihren Gliedern mannichfaltige Beſchäftigungen, und nur ſo viel Belohnung ihrer Arbeiten verſchaft, als es nöthig iſt, um ſie nicht von der Fortſetzung derſelben abzuſchrecken: dann iſt dieſe Nation in demjenigen glücklichen Mittelſtande, der, bey Privatperſonen nnd bey politiſchen Körpern, die Ausbildung der Talente und Tugenden am meiſten befördert. Eine der wohlthätigſten Folgen dieſer allgemeinen Mittelmäßigkeit bey einer Nation iſt: daß bey ihr eine größre Gleichheit unter den Bürgern ſtatt findet. Große Reichthümer laſſen ſich ohne große Ungleichheit nicht gedenken: und durch dieſe hauptſächlich werden jene einer jungen Nation, die auf der erſten Stufe der Verfeinerung ſteht, ſchädlich. Nur die, während dieſer Periode fortdauernde, Vertraulichkeit unter den ſämmtlichen Gliedern der ſich erſt bildenden Geſellſchaft

kann zu einer ſolchen gegenſeitigen Mittheilung der Einſichten und Fertigkeiten Anlaß geben, als nöthig iſt, wenn nach und nach gleichſam ein Kapital von Einſichten bey einer Nation geſammelt werden ſoll, von dem ſie in der Folge Nutzen ziehe. Nur die durchgängige Achtung jedes Bürgers gegen alle übrigen, kann diejenige löbliche Art des Ehrgeitzes bey einer Nation erwecken, die zur Vervollkommnung der Künſte, zur Wiſſenſchaft und zur Tugend führt. Aber, wo eine kleine Anzahl von Menſchen zu hoch erhoben, und der große Haufe zu tief erniedrigt iſt: da iſt dieſes freundſchaftliche Band unter den Bürgern eines Staats zerriſſen; da tritt nur Verachtung und Neid an die Stelle von rühmlicher Nacheiferung. Zwang und Schläge bringen den einen Theil zur Arbeit, indeß der andre durch Wohlleben und Müßigang verdirbt: und nur die Unwiſſenheit und der ſclaviſche Sinn der niedern Claſſen erhält und ſichert eine Zeitlang die vermeinte Glückſeligkeit der Großen.

Es gehört indeß, wenn eine Nation eine zur Geiſtesbildung ſo vortheilhafte Lage nutzen ſoll, noch etwas dazu, was in ihrem Geiſte ſelbſt liegen muß. Die Kräfte, welche die

Natur den Menſchen verleiht, müſſen ſich mit der Wirkſamkeit der äußern Urſachen vereinigen: oder dieſe bleiben ohne die erwarteten Folgen.

Man hat lange Zeit, wenn man die Verſchiedenheit, in dem Fortgange der Nationen, in Abſicht auf Kunſt, Wiſſenſchaft und auf den davon abhängenden Wohlſtand, hat erklären wollen, auf Klima und Staatsverfaſſung, das heißt, auf die phyſiſchen und politiſchen Urſachen allein Rückſicht genommen: — Urſachen, die außerhalb den einzelnen Menſchen liegen, aber allerdings auf ſie wirken, — und zwar auf die, welche von einer Nation ſind, gemeinſchaftlich wirken, — daher ſie auch allgemeine Nationaleigenheiten hervorbringen können. Man hat aber dabey überſehn, daß es noch etwas gemeinſchaftliches bey den Gliedern einer Nation geben könne, das aus keiner dieſer Urſachen herrührt, und das man im eigentlichen Verſtande Nationalgeiſt zu nennen berechtiget iſt.

Es iſt freylich dieſes Princip, wie alles, was unmittelbar in dem Geiſte der Menſchen aufgeſucht werden muß, dunkler, als irgend ein anderes. Es iſt indeſſen unſtreitig, daß die

Völkerſtämme, ſo lange ſie ſich noch von einander unterſcheiden laſſen, — zwar nicht alle in gleichem Grade, aber doch alle in einem gewiſſen, — einen eigenthümlichen Geiſt und Charakter aufweiſen, den ſie in alle Länder und Himmelsſtriche, wohin ſie gerathen, mitbringen, und den ſie unter den mannigfaltigſten Abänderungen von Sitten und Regierungsformen beybehalten. Die Griechen und Türken leben, ſeit Jahrhunderten, neben einander auf demſelben Boden und unter demſelben Himmel, und doch ſtechen ſie noch eben ſo grell und auffallend in ihrem Nationalcharakter von einander ab, als wenn ſie noch in ihren urſprünglichen Wohnſitzen, durch die ganze Länge von Aſien, von einander getrennt würden. Die Juden, weil ſie ſich, wegen der Vorurtheile der Chriſten und ihrer eignen, mit den übrigen europäiſchen Nationen nicht verſchwägern, haben durch ganz Europa einen und denſelben Nationalcharakter, mit einer eignen Geſichtsbildung, behalten, ob ſie gleich, als Einwohner der Länder, an allen Verſchiedenheiten des Europäiſchen Klima, und als Unterthanen der Staaten, an allen Verſchiedenheiten der Verfaſſungen Theil nehmen. Es iſt freilich unmöglich, mit Gewißheit zu er-

kennen, woher dieſer eigenthümliche Geiſt jedes Volks ſeinen erſten Urſprung nahm. Aber deshalb iſt er nicht weniger vorhanden. Wenn es erlaubt iſt, eine Vermuthung darüber zu wagen: ſo kann man dieſen Nationalgeiſt, in ſeinem Urſprunge, als einen Familiengeiſt betrachten. Er ſchreibt ſich nähmlich wahrſcheinlich aus derjenigen alten Zeit her, wo die Familie in einen Völkerſtamm übergieng. Und eben deßwegen, weil dieſe Zeit die dunkelſte in der Geſchichte eines Volks; oder vielmehr, weil kein Volk in der Geſchichte eher auftritt, als nachdem dieſe Periode längſt vorbey iſt: eben deßwegen laſſen ſich von Dingen, die dort ihren Urſprung nehmen, keine andre als muthmaßliche Erklärungen geben. Indeß iſt ſo viel unſtreitig: daß, da die größten Nationen aus kleinen Stämmen, und dieſe aus Familien erwachſen, ſehr viel, in Abſicht des Nationalgeiſtes, auf den Geiſt und Charakter der erſten Stammeltern, auf die Bildung, welche dieſe, zufälliger Weiſe, durch ihre Lage in der Welt und die Begebenheiten ihres Lebens, erhalten haben, und endlich auf die erſten Miſchungen der körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften ankömmt, die durch die neuen Verheyrathungen ihrer, noch in eine Familie vereinigten

einigten Kinder und Kindeskinder hervorgebracht wurden.

Je mehr eine ſolche Familie, auch nachdem ſie zahlreich geworden iſt, unter ſich vereinigt und auf ſich in ihrem Umgange eingeſchränkt bleibt; je mehr ſie ſich von andern Familien entfernt, je ausſchließender ſich ihre Glieder bloß unter einander verheyrathen: deſto mehr bildet ſich in allen Gliedern der Familie, ein gemeinſchaftlicher und ihnen eigenthümlicher Geiſt, der auch auf die Nachkommen forterbt. Noch jetzt ſehen wir bey gewiſſen Geſchlechtern, die, aus Stolz, oder um das Vermögen der Voraltern zuſammen zu behalten, die Heyrathen unter nahen Verwandten, den Verheyrathungen mit Fremden vorziehn, ſolche Eigenthümlichkeiten entſtehn, — die wir, weil wir ſie nicht ſehr billigen, einen Familien-Tic nennen; die aber zu einem National-Charakter werden würden, wenn dieſe Familie auf einer wüſten Inſel, oder in einem noch unbewohnten Lande, Raum hätte, ſich durch die Fortpflanzung bis zur Größe einer Völkerſchaft auszubreiten. Dieſer Familiengeiſt des erſten Stammes, aus dem eine Nation entſprießt, kann, zufälliger Weiſe, mehr oder weniger vollkommen, reicher, oder ärmer an Fähigkeiten, ſanfter, oder zornartiger in den Nei-

gungen ſeyn, und dadurch den Grund zu gewiſſen Vorzügen, oder Mängeln ihrer ganzen Nachkommenſchaft legen. — Ich ſtelle mir z. B. vor, daß ſich, von ungefähr, ein vorzüglich ſchön gebildeter Mann, begabt mit ſcharfen Sinnen, einer ſchnellen Faſſungskraft und einer gutmüthigen Laune, mit einem ihm ähnlichen Weibe in der Ehe verband. Sie zeugten mit einander, wie es dem von der Natur, — zwar nicht ohne Ausnahme, aber doch in den meiſten Fällen, — beobachteten Geſetze gemäß iſt, ſchöne und geiſtvolle Kinder beyderley Geſchlechts, — die, bey der Volksarmuth der erſten Welt, oder bey den Revolutionen, welche dieſelben entvölkerten, genöthiget waren, ſich unter einander zu verheyrathen, um ihr Geſchlecht nicht ausſterben zu laſſen. Die Vettern und Muhmen der zweyten Generation vereinigten ſich von neuem durch Heyrathen, und pflanzten die Naturgaben, welche ſie von ihren Stammältern erhalten hatten, auch auf ihre Kinder fort. So wurde in dieſer Familie ſchöner Körperbau und natürlicher Scharfſinn erblich: zwey Vorzüge, die ihr bald auch zu neuen Mitteln verhalfen, ihre Ueberlegenheit über andre, durch Uebung und erlangte Kenntniſſe, zu erhöhn. Von einer ſolchen Familie würde ich die Griechen abſtammen laſſen.

Zu einer andern Zeit geſchah es eben ſo zufällig, daß ſich Häßlichkeit, Dummheit und Schwäche mit ähnlichen Mängeln in der Ehe verband; und daß ein unfähiges, unbehülfliches, bösartiges Aelternpaar ein Geſchlecht, und endlich ein Volk ſtiftete, in welchem die Geſtalt durchgängig weniger ſchön, und der Geiſt weniger der Bildung empfänglich war, als die Geſtalt und der Geiſt ihrer Nachbarn. Solche Stammältern, ſollte ich glauben, müßten die Mogoln und Negervölker gehabt haben, wenn es wahr iſt, daß ſie ſich durch Häßlichkeit und Geiſtloſigkeit ſo merklich auszeichnen. Freylich kann dieſer Einfluß der erſten Stammältern nur dadurch bedeutend werden, daß er ausſchließend und fortdauernd iſt; ich will ſagen, daß die Stämme ſelbſt ſich nicht mit einander vermiſchen. Aber wir ſehen auch alle entſchiedene Nationalcharaktere nur aus jenen Zeitaltern herkommen, wo religiöſe Vorurtheile, oder politiſche Feindſchaften die Miſchung verſchiedener Nationen, durch Heyrathen, verhinderten. Wir ſehen ſelbſt die ſchon gebildeten Natianalcharaktere nach und nach verlöſchen, wenn, bey einer ungehinderten Verbindung unter den Menſchen, das Blut und die Anlagen

mehrerer Nationen, in gegenſeitigen Verehlichungen, zuſammenfließen.

Um nun auf den Nationalgeiſt der Griechen zurückzukommen: ſo unterſchied er ſich, nach der Schilderung des Demaratus, durch dieſe beyden Züge: durch eine natürliche Anlage zur Weisheit, d. h. zur Wiſſenſchaft, und durch eine beſondre Anhänglichkeit an Geſetze.

Demaratus iſt in dieſer Schilderung nicht ein leerer Schmeichler ſeines Volks. Die Geſchichte und die Werke der Griechen zeigen wirklich Spuren beyder Eigenſchaften, in einem Grade, wie wir ſie bey keinem andern Volke finden.

Zuerſt iſt, ſchon von den früheſten Zeiten an, den Griechen eine gewiſſe Art von Weisheit eigenthümlich: — die, welche nicht von Offenbarungen, oder von Ueberlieferungen herkömmt, ſondern durch die Vernunft gefunden iſt, und durch Lehren und Lernen fortgepflanzt wird. Ihr Geiſt ſcheint, vor dem Geiſte andrer Nationen, mit zwey Anlagen von der Natur ausgerüſtet geweſen zu ſeyn, die beyde zur Erwerbung jener Weisheit nothwendig ſind: — mit einer Wißbegierde, die ohne näher beſtimmte Endzwecke des Nutzens, auf Kenntniß der Dinge im Allgemeinen, und auf Unterhaltung

des Geiſtes abzielt; — und mit einer Gabe, Begriffe in Schlüſſe zu vereinigen, oder der Fähigkeit zuſammenhängend zu denken.

Wo finden wir früher, als bey ihnen, Menſchen, welche reiſen, wie Solon, bloß um die Welt zu ſehn, und um die Natur und die Menſchen kennen zu lernen? Wo finden wir eher Verſuche, den Urſprung der Welt, und merkwürdige Naturerſcheinungen, — nicht durch Mythen, ſondern durch phyſikaliſche Hypotheſen — zu erklären, und Sitten und Handlungen der Menſchen, nicht nur durch Regeln anzuordnen, ſondern auch, ihrer Natur nach, zu erforſchen? Wo finden wir, unter andern Nationen der alten Zeit, dieſe Claſſe von Menſchen, die die Griechen anfangs Weiſe, und in der Folge, als dieſer Titel anmaßlich zu ſeyn ſchien, Liebhaber der Weisheit, oder Philoſophen nannten, und die, als ſolche, der allgemeinen Hochachtung genoſſen? Weiſe, die zugleich Prieſter und Weiſſager ſind; — ſolche, die ihre Einſichten durch Eingebung erhalten zu haben vorgeben, oder nur für die Aufbewahrer und Ueberlieferer der uralten Weisheit ihrer Vorfahren angeſehn werden wollen; — ſolche, welche Geheimniſſe lehren, und durch geheime

Kräfte wunderbare Wirkungen hervorbringen: — Weiſe dieſer Art haben alle Nationen gehabt. Aber ſolche, bloß natürlich und durch ſich ſelbſt, weiſe Menſchen, die ihre Einſichten für weiter nichts, als das Werk ihrer eignen Vernunft, — für die Frucht ihres Nachdenkens, ihrer Erfahrung und ihrer Reiſen ausgeben, und doch damit Gehör bey ihrer Nation finden, und von ihr geſchätzt werden: ſolche entdecken wir nirgends ſo früh, in ſo großer Anzahl, und in ſo ununterbrochner Folge, als unter den Griechen.

Beſonders dünkt es mich, daß von den beyden Grundpfeilern, auf welchen das Gebäude der menſchlichen Erkenntniß ruht, der Beobachtung und dem Räſonnement, der letztre zuerſt von der Hand der Griechen geſetzt worden ſey. —

Wir kennen die Weisheit der Juden; — wir wiſſen etwas, durch das Hörenſagen, von der Weisheit der Aegyptier und Chaldäer. In gewiſſen Rückſichten hatten dieſe Nationen Vorzüge vor den Griechen, und Kenntniſſe, welche dieſen fehlten. Die Juden hatten ſicher reinere Religionsbegriffe; den Himmel hatten die Chaldäer beſſer ſtudirt; in Handel und Seereiſen thaten es ihnen die Phönicier zuvor: aber im ver-

nünftigen Denken, im Ordnen und Verbinden ihrer Begriffe, es ſey in der Abſicht um neue Kenntniſſe daraus herzuleiten, oder die ſchon erlangten in ein Syſtem zu bringen; in der Bildung allgemeiner Grundſätze und der Anwendung derſelben auf eine Mannichfaltigkeit beſondrer Fälle; vornehmlich aber, in der fortgeſetzten Verfolgung einer und derſelben Schlußreihe, um auch die entfernten Reſultate einer Wahrheit aufzuſpüren: in dieſen Puncten übertreffen nicht nur die Griechen alle ihre Zeitgenoſſen; ſondern ſie ſind auch die erſten, die uns Muſter davon hinterlaſſen haben. In den Ueberreſten, die wir von den Geiſtesproducten der übrigen alten Völker haben, unſre heiligen Schriften mit eingeſchloſſen, finden wir zwar ſehr ſchätzbare Lehren einer praktiſchen Weisheit, — wahre und ſelbſt erhabne Gedanken über die Natur der Dinge, und die menſchlichen Handlungen und Schickſale: aber alle, nur in einzelnen Sätzen, ohne Zuſammenhang, vorgetragen, oder in Geſchichten und Fabeln eingekleidet. Eine zuſammenhängende Reihe von Sätzen hingegen, deren immer einer aus dem andern folgt, und die, vereinigt, ein Ganzes ausmachen: — kurz das, was wir eigentlich ei-

ne Unterſuchung, oder ein Räſonnement nennen: das treffen wir bey den griechiſchen Schriftſtellern allein an, oder bey denen, die es von ihnen gelernt haben. Kein andres Volk hatte, wie es ſcheint, ſo glückliche Anlagen zu eigentlich wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, als die Griechen. Durch das Wiſſenſchaftliche aber wurden ſowohl ihre Künſte, als ihre Geſetzgebung, vollkommner: und dieſe doppelte Ueberlegenheit machte ſie zu demjenigen fähig, was Demaratus als die Wirkung ihrer Weisheit angiebt, — ſich unter mächtigern Nationen frey zu erhalten, und reichere Nationen in der Annehmlichkeit und der Eleganz ihres Privatlebens zu übertreffen.

Der zweyte Vorzug, den Demaratus ſeiner Nation zuſchreibt, liegt in den Geſetzen.

Der Gedanke ſchließt zweyerley Sachen in ſich, den Vorzug, der in den Geſetzen ſelbſt, und den, welcher in der Gewohnheit der Nation liegt, ihren Geſetzen zu gehorchen. Einmahl: die Griechen waren es, die zuerſt Geſetze, in dem Sinne, wie das Wort hier genommen wird, d. h. beſtimmte Staatsverfaſſungen, und Syſteme von bürgerlichen Anordnungen hatten, die nach der Staatsverfaſſung abgemeſ-

ſen, oder aus ihr hergeleitet waren. Und dieſe ihre vollkommnere, oder doch vollſtändiger entwickelte Geſetzgebung war, wie ich ſchon angedeutet habe, ſelbſt eine Folge der größern Entwickelung und des mehr ſyſtematiſchen Zuſammenhangs, den ſie ihren Ideen überhaupt zu geben wußten.

Den erſten Urſprung hat, bey den Griechen ſowohl, als bey allen andern Völkern, der Zufall, oder die Nothwendigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft gegeben: und ihre älteſten Staatseinrichtungen waren ſo gut, wie die der übrigen Nomaden, nichts anders, als die einfachen und unverabredeten Gewohnheiten, auf welche ſie von ſelbſt, durch den Einfluß der Umſtände und der Ereigniſſe, geriethen. Aber die Streitigkeiten der Staats-Parteyen, die, bey einem geiſtlichen und leidenſchaftlichen Volke, zeitig entſtanden, führten auch früher, oder ſpäter, in allen griechiſchen Staaten Revolutionen herbey, die eine Auseinanderſetzung und Beſtimmung der unvereinbaren Rechte nothwendig machten. Die Geſetzgeber der Griechen waren ſämmtlich, nicht Stifter neuer, ſondern Verbeſſerer zerrütteter Staaten. Und dieſe Verbeſſerungen geſchahen dadurch, daß die verſchiednen Gewal-

ten im Staate, die ſich wechſelſeitig bekämpft hatten, gegen einander abgewogen, — die Rechte der Claſſen, welche verletzt wurden, oder an ſich zweifelhaft waren, genau beſtimmt, — die obrigkeitlichen Aemter, die gemißbraucht, oder vernachläßiget worden waren, deutlich zu ihren Pflichten angewieſen, und in ihrem Anſehen umgränzt wurden: — kurz, daß das, was zuvor nur Gewohnheit, oder angemaßter Beſitz geweſen war, nunmehro beſtimmten, und von allen Staatsgliedern genehmigten Regeln unterworfen, uud alſo eigentliche Rechte wurden. So entſtanden, wie es bekannt iſt, die Geſetzgebungen des Solons in Athen, des Lykurgus in Sparta, des Zaleukus und Charondas in den Staaten von Großgriechenland. So viel iſt ausgemacht, daß wir unter den Griechen zuerſt Staatsverfaſſungen finden, welche künſtlichen Gebäuden gleichen, abſichtlich nach einem gewiſſen Plane gemacht worden ſind, und der Weisheit und dem freyen Entſchluſſe, nicht dem Inſtincte und Zufalle allein, ihren Urſprung zu danken haben. Die Griechen waren andern Völkern, in Abſicht ihrer Staatsverfaſſungen, ungefähr eben ſo überlegen, wie in Abſicht ihrer Kunſtwerke. Die Aegyptiſchen Bildhauer blieben ohne

Aenderung bey den Formen, welche die Religion und das Alterthum einmahl geheiligt hatten, ſo unnatürlich, oder ungeſtaltet ſie auch ſeyn mochten. Die griechiſchen Künſtler beſſerten ohne Aufhören an den Formen ihrer Vorgänger, weil ſie die Natur ſtudirten und die Aehnlichkeit mit ihr ſuchten. Auf gleiche Weiſe dauerten, bey andern Völkern, die erſten rohen Staatseinrichtungen, die noch in ihrem wenig geſitteten Zuſtande entſtanden waren, aus Gewohnheit und Ehrfurcht gegen das Alterthum, auch in der Periode ihrer Sittlichkeit fort, und erhielten höchſtens nur vollſtändigere Sanctionen, oder neue Auslegungen. Bey den Griechen hingegen wurden alle die Fortſchritte, die ſie in Cultur und Aufklärung machten, auch zur Geſetzgebung genutzt: und die alten Formen und Einrichtungen ihrer Staaten wurden faſt durchgängig, nach den beſſern Einſichten, die ſich in der Nation nach und nach geſammelt hatten, umgeändert.

Zum andern. Die Griechen hatten eine eigne Anhänglichkeit an ihre Geſetze: beſonders ſeit den Epochen jener großen Staatsreformen, die gemeiniglich zugleich die Epochen waren, wo ihr Wohlſtand, oder ihre politiſche Wichtigkeit

angefangen hatte. Dieſe Ehrfurcht, für eine gewiſſe beſtimmte Verfaſſung und für die damit zuſammenhängenden Geſetze, war nicht in allen griechiſchen Staaten gleich: in dem einen dauerte ſie länger, und beherrſchte die Gemüther der Bürger unumſchränkter, als in dem andern. Aber allenthalben finden wir doch die Griechen, an gewiſſe ſchriftlich verfaßte Regeln und Geſetze, in ihrem öffentlichen, und Privat-Leben, gebunden, die durch das Anſehn ihrer Urheber, durch die Anſtalten der öffentlichen Erziehung, oder durch den unſichtbaren Einfluß der allgemeinen Meinung, eine Art der Heiligkeit bekommen.

Xerxes konnte es durchaus nicht begreifen, was ganze Schaaren von Menſchen bewegen könne, ſich augenſcheinlichen Todesgefahren auszuſetzen, oder ſich doch Beſchwerden und Aufopferungen aller Art, wie der Krieg ſie auflegt, zu unterwerfen: wenn es nicht die Furcht vor einem Herrn, — oder, wie er ausdrücklich ſagt, die Furcht vor dem Stocke ſey. Dieſe Furcht glaubte er bey den Seinigen zu bemerken; durch dieſe bewegte er, wie es ihm ſchien, dieſe ungeheure Menſchenmaſſe vor ſich her. — Hätte Xerxes etwas von der Weisheit der Griechen

beſeſſen: ſo würde es ihm noch weit unbegreifli‑cher geweſen ſeyn, wie ſich hundert Tauſende vor dem Stocke eines Einzigen fürchten können.

Es iſt aber ein bloßer Schein, welcher unwiſſende Despoten täuſcht, wenn ſie glauben, daß der Stock und die Furcht allein, ſelbſt die ſclaviſchſten Unterthanen, im Gehorſam erhalte. Ein anderes Band muß immer noch vorhanden ſeyn, wodurch diejenigen an den Despoten gefeſſelt werden, die er zu Zuchtmeiſtern der übrigen Menge beſtellt. Sey es die Ehrfurcht für einen gewiſſen Stamm und Nahmen, den die Religion, oder die wirklichen Verdienſte ſeines Stifters geheiligt haben; — wie die Türken noch jetzt in dem verhaßteſten Sultan, doch den Califen, den Nachfolger Muhammeds, und den Beſchützer des wahren Glaubens verehren, und ehedem die Peruaner ſich auch dem ſchwächſten Incas, als einem Abkömmlinge der Sonne und ihres erſten Geſetzgebers, zu Füſſen warfen; — oder ſey es der wirkliche Antheil, den eine gewiſſe Anzahl von Perſonen und Familien an den Vortheilen und den Vorrechten des oberſten Beherrſchers hat, wie z. B. die Achämeniden die Macht des perſiſchen Königs unterſtützten, und ein erblicher Adel überhaupt die Mon‑

archie befeſtigt: — immer muß das Gebäude der Herrſchaft, wenn die mittlern Stockwerke auch durch den bloßen Druck des einen auf das andre ſich aufrecht erhalten, doch den Vortheil, oder die Liebe und Achtung der Gehorchenden zu ſeiner unterſten Grundlage haben.

Auf der andern Seite aber ſcheint dieſer unbedingte Gehorſam gegen einen todten Buchſtaben, gegen den Ausſpruch eines alten, längſt verſtorbnen Mannes, welchen die Vorfahren zum Geſetzgeber angenommen hatten, dieſe Ehrfurcht für eine bloße Meinung, (und eine ſolche iſt das Geſetz nur, wenn es nicht mit wirklicher Macht bekleidet iſt,) — mit einem Worte, es ſcheint dieſe Furcht vor dem Geſetze, die, nach Solons Ausſpruche, mit der Furcht vor einem Herrn gleich ſtark auf die Gemüther ſoll wirken können, nicht weniger ſchwer zu begreifen zu ſeyn. *)

*) Es iſt beſonders ſchwer zu erklären, wie dieſe alten Geſetzgeber ihren Vorſchriften gleich im Anfange Anſehn und Gehorſam verſchaffen. Denn daß, nachdem ſich ihre Anordnungen, auch nur durch einige Generationen hindurch, aufrecht erhalten hatten, jede folgende etwas beytrug ſie mehr zu befeſtigen; daß ſie, je vergeſſener ihr Urſprung wurde, deſto mehr durch ihr Alter Anſehn erhielten: — das läßt ſich begreifen. Ueberhaupt, wie

Indeß iſt doch dieſes Princip, bey gewiſſen Nationen, und beſonders in einigen griechiſchen Freyſtaaten, herrſchend geweſen. Und in der That muß auch dieſe Anhänglichkeit an Formen und allgemeinen Regeln in Staatsverfaſſungen vorhanden ſeyn, wo ein Haufen von Menſchen zu gemeinſchaftlichen Endzwecken gleichförmig wirken ſoll, und doch weder einzelne Menſchen

---

einmahl eingeführte Geſetze fortdauern, und mit dem Fortgange der Zeit immer ehrwürdiger werden: das können wir uns durch das Beyſpiel des Adels, deſſen Glanz auch zunimmt, je entfernter und unbekannter das Verdienſt iſt, woraus es entſprungen ſeyn ſoll, — und überhaupt durch die Natur der Gewohnheit, welche durch die Dauer mehr Herrſchaft über den Menſchen bekömmt, aufklären. Aber wie ſolche Geſetze eingeführt worden ſind; — wie, bey einem noch rohen Volke, die Achtung für einen lebenden, gegenwärtigen Mann ſo groß, — oder die Ueberzeugung von der Güte ſeiner Vorſchriften ſo feſte ſeyn konnte: daß es ohne durch ſeine Macht gezwungen zu ſeyn, doch ſeine Einrichtungen unabänderlich beobachtete, und ihnen dadurch Zeit ließ, Wurzel zu faſſen: das ſcheint uns im hohen Grade unbegreiflich. Und es wird es noch mehr, durch die Erfahrung unſrer Tage, da wir ein ſehr kluges, ſehr geſittetes Volk mit einer neuen Geſetzgebung beſchäftigt ſehn, und finden, daß es, durch keine Mittel, neue Einrichtungen, auch wenn ſie anfangs mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen wurden, zu befeſtigen, und ihnen dauerhaftes Anſehn zu verſchaffen im Stande iſt.

noch einzelne Stände ein ſo entſchiednes Uebergewicht über die übrigen haben, daß ſie den Gehorſam derſelben erzwingen könnten.

Nähmlich alles, was einer Regierung Anſehn und Feſtigkeit verſchaffen kann, iſt entweder die Ehrfurcht des Volks für gewiſſe Perſonen und Familien, oder es iſt die für gewiſſe Ideen, das heißt, für Einrichtungen, Verfaſſungen, Meinungen und Sitten. Jenes iſt das Princip der monarchiſchen und ariſtokratiſchen, — dieß das Princip der demokratiſchen Staaten.

Beyden Triebfedern kann entweder die Vernunft und die Ueberzeugung, oder das Vorurtheil und die Gewohnheit ihre Kraft, auf die Gemüther zu wirken, verleihen. Sowohl bey der Anhänglichkeit an gewiſſe Geſetze, als bey der Verehrung für gewiſſe Perſonen und Familien, kann der Menſch entweder eignen Ueberlegungen, deren er ſich bewußt iſt, oder fremden Einflüſſen, die er oft nicht ſelbſt anzugeben weiß, folgen. Sahen wohl alle Athenienſer und Spartaner, die für Solons und Lykurgs Geſetze ihr Leben zu laſſen bereit waren, die innere Vortreflichkeit derſelben ein? Gewiß eben ſo wenig, als bey den Franzoſen, unter der alten

ten Regierungsform, der Stolz, mit welchem ſie den König ihren Herrn nannten, eine empfundene Hochachtung für die Vorzüge ihres Regenten war.

So wie bisher die Menſchen geweſen ſind, und wie wir ſie in allen Zeitaltern der Geſchichte finden: hat, in jeder Regierungsform, irgend ein Vorurtheil der Vernunft des großen Haufens zu Hülfe kommen müſſen, um ihn eines standhaften Gehorſams, gegen die ihn beherrſchenden Perſonen oder Geſetze, fähig zu machen. Noch haben ſich die Geſetze, bey keinem Volke, selbſt nicht bei den, vom Demaratus, wegen ihrer Ehrfurcht vor Geſetzen, ſo ſehr gerühmten Griechen, ganz allein durch ihre eigne Kraft aufrecht erhalten können. Der Nahme und der Ruf des Geſetzgebers, der Umſtand, daß gewiſſe Einrichtungen ſich ins graue Alterthum verlohren, oder durch Orakelſprüche beſtätiget worden waren; — das Glück, welches eine Nation, unter ihrer Staatsverfaſſung, bey kriegeriſchen Unternehmungen, oder im Handel und in Erwerbung des Reichthums, gehabt hatte, — endlich der Einfluß der Erziehung und der allgemeinen Meinung: dieß war es, was damahls, und was bis jetzt noch immer, den

Geſetzen der Staaten eine fremde Kraft leihen mußte, wenn ihnen der Gehorſam der Bürger geſichert ſeyn ſollte.

Doch giebt es auch, in dieſer Abſicht, Unterſchiede zwiſchen den Völkern. Es giebt deren, bei welchen vorzüglich dieſer Geiſt, — den man den ächt republikaniſchen nennen könnte, — herrſcht: — die Bereitwilligkeit, Ausſprüchen, welche durch die Mehrheit der Stimmen im gemeinen Weſen bekräftigt worden ſind, und einmahl die Form von Geſetzen bekommen haben, eine gewiſſe Heiligkeit zuzugeſtehen.

Dieß findet bey Nationen, die ſich, zu einer gewiſſen Epoche, von einer unrechtmäßigen oder drückenden Herrſchaft in Freyheit geſetzt haben, in einem höhern Grade, als bey andern Nationen, ſtatt. Die Urſache davon iſt: weil zu ſolchen Zeitpunkten gemeiniglich, durch Verabredungen unter den Hauptparteyen des Staats, neue Geſetze entſtehen, die von der Nation, als das Palladium ihrer Freyheit, angeſehn werden, und deßwegen bey ihr in große Achtung kommen. Dieſer Enthuſiasmus der Nation für ein gewiſſes Geſetz, welches ihr der Anfang eines neuern und glücklichern Daſeyns zu ſeyn ſcheint, iſt fähig bey ihr den Grund zu einer ſolchen Ge-

rathsſtimmung zu legen, wodurch die Geſetze überhaupt mehr Anſehn erhalten. Beſonders werden diejenigen Geſetze, die mit jenen erſten Grundgeſetzen auf irgend eine Art zuſammenhängen, es ſey, indem ſie den darinn zuerſt entworfnen Plan einer milden Regierung mehr entwickeln, — oder weil ſie auf die Weiſe und nach den Formen, welche die freyere Verfaſſung eingeführt hat, Geſetzeskraft erhalten haben, einen Theil der Ehrerbietung auf ſich ziehn, welche das Volk gegen die Stiftungsacte ſeiner Freyheit zu hegen gewohnt iſt.

Wie viele Engländer kennen den Inhalt der magna charta nur ſehr unvollkommen, die von dem bloßen Nahmen derſelben begeiſtert werden! Aber jeder Engländer weiß, daß ſich ſeine Vorfahren, zu der Zeit, von welcher ſich die magna charta herſchreibt, Vorrechte errungen hatten, die den Unterthanen anderer Europäiſchen Könige fehlen, und an welchen er ſelbſt Theil nimmt. Er verehrt alſo in ihr den Nahmen und den Urſprung ſeiner Freyheit. Dadurch aber, daß die Engliſche Nation gewiſſen alten Geſetzen, ſelbſt ohne ſie genau zu kennen, bisher mit einer Art von Schwärmerey

anhing: *) wurde ſie fähiger, den Nahmen des Geſetzes überhaupt mehr, als andre Nationen zu ehren. Beſonders, nachdem ſie die ihr eigenthümliche Form der Geſetzgebung, die Vereinigung der Stimmen zweyer Parlamentshäuſer mit dem Willen des Monarchen, als eines ihrer wichtigſten Naitional-Vorzüge, hatte betrachten lernen: wurden ihr auch die, durch dieſe Form, zu Geſetzen erhobne Beſchlüſſe ehrwürdiger. Daher der Eindruck, den, wenigſtens bisher, bey vielen Gelegenheiten, das Vorleſen einer Parlamentsacte, ſelbſt auf den erhitzten und tumultuirenden Pöbel, gemacht hat.

Wir haben jetzt den merkwürdigen Fall erlebt, der nur ſelten in der Weltgeſchichte vorkommt, daß, in einem großen Reiche, die An-

---

*) Noch vor der Abfaſſung der magna charta, welche die langdauernden Streitigkeiten, zwiſchen dem Könige Johann und ſeinen Baronen, im Jahre 1215 endigte, oder vielmehr unterbrach, waren es, während der ganzen Periode der Normänniſchen Regierung, die Geſetze Eduards des Bekenners, welche die Nation als ihr verlohrnes Kleinod anſah, und um deren Wiederherſtellung ſie flehte; — Geſetze, die den Geſchichtſchreibern ſo dunkel geblieben ſind, daß ſie nur aus den Bewilligungen, welche die Engländer durch die M. C. wirklich erhielten, muthmaßlich ſchließen, nach was für Gerechtſamen ſie zuvor geſtrebt hatten.

hänglichkeit des Volks an ſeine alten Geſetze, und die an ſeine alte Regenten-Familie zugleich erloſchen iſt. Hier ſoll nun, für ganz neue Geſetze, eine auf kein Vorurtheil ſich ſtützende Verehrung geſchaffen werden. Die Erfahrung zeigt, was die Vernunft vermuthen läßt, daß dieß äußerſt ſchwer ſey.

Wenn das Anſehn des Alterthums und der Gewohnheit, bey den Sachen ſowohl, als bey den Perſonen, wegfällt, die deſſen bisher genoſſen haben: was bleibt anders übrig, einem Geſetze den allgemeinen Gehorſam des Volks zu ſichern, als entweder die allgemein anerkannte Güte des Geſetzes, oder der ſtandhafte Wille des Volks, auch unvollkommnen Geſetzen, wenn ſie einmahl rechtskräftig geworden ſind, um des allgemeinen Beſtens willen zu gehorchen?

Dieſe Principien ſind ohne Zweifel die edelſten, welche dem Gehorſame der Bürger zur Grundlage dienen können: aber iſt es je zu erwarten, daß ein Staat durch ſie allein werde regiert werden, — ſo lange die Geſetze Werke unvollkommner Menſchen ſind, und die, welchen die Geſetze gegeben werden, unvollkommne Menſchen bleiben?

Wird es je möglich ſeyn, eine Staatsverfaſſung auszudenken, oder ein Syſtem von Geſetzen zu finden, die, auch nur bey den Weiſen und Guten im Volke, eine volle Zufriedenheit und einen Gehorſam aus bloßer, reiner Einwilligung bewirken? Und wie wird es erſt mit dem Theile des Volks ſeyn, der nicht weiſe und gut iſt? Wo iſt die Nation, deren größter Theil aufgeklärt genug wäre, um vortrefliche Geſetze nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen, oder ſittlich genug, um ſeine Leidenſchaften ſelbſt Geſetzen, die er für gut erkennt, zu unterwerfen? Und wenn es dann, um in einem Staate eine ordentliche und ruhige Regierung hervorzubringen, nothwendig iſt, daß auch mangelhaften Geſetzen, und daß ihnen auch von denen gehorcht werde, die entweder gar nicht urtheilen, oder die die Geſetze aus Irrthum mißbilligen, oder die aus moraliſchem Verderbniſſe wider ihre beſſre Ueberzeugung handeln: wie nahe muß alsdann die, durch kein Vorurtheil unterſtützte, Regierung der Vernunft der Anarchie, oder der Herrſchaft der phyſiſchen Gewalt ſeyn? Bey den meiſten der Staatsumwälzungen, die wir in der Geſchichte der Völker finden, ſind entweder die Grundſätze und die Formen der

alten Verfaſſung ſtehen geblieben, oder man hat, bey Veränderung dieſer, die Menſchen, oder die Familien, denen die Verwaltung der Geſetze anvertrauet war, beybehalten. Auch konnte, wenn die Staats- und Religions-Veränderungen nicht zu gleicher Zeit trafen, zuweilen die Anhänglichkeit an einen alten Gottesdienſt eine neue Staatsverfaſſung in den Gemüthern des Volks befeſtigen helfen, wofern man es verſtand, ſie mit der Religion auf eine ſchickliche Weiſe in Verbindung zu bringen. — Die Engländer blieben bey dem, was ſie ihre Revolution vorzugsweiſe nennen, *) nicht nur bey der monarchiſchen Form, und der Verfaſſung des Parlements: ſondern ſie blieben auch bey der regierenden Familie, nur mit Uebergehung des nächſten Thronerbens. Die Amerikaner entzogen ſich der Oberherrſchaft von Großbritannien, aber ſie behielten ganz, oder beynahe, die alte Verfaſſung in den einzelnen Staaten bey, und bildeten das neue Regierungskollegium,

*) Unter dem Worte, Revolution, verſtehen die Engländer ausſchließend die Vertreibung König Jacobs des zweiten, und die Einſetzung Wilhelms von Oranien auf den Thron von Großbritannien.

welches ſie errichteten, den Congreß, nach einem, jenen Verfaſſungen ſehr ähnlichen, Modelle. In Frankreich hat die Revolution weder den Menſchen, noch den Gewohnheiten, noch der Religion ihren Einfluß gelaſſen. Die Familie des Regenten iſt zu Grunde gerichtet; der Adel, der nächſt ihm den größten Theil von der Verehrung des Volks hatte, iſt vertrieben, und die alten Methoden zu regieren ſind abgeſchafft. Zu gleicher Zeit ſind alle religiöſen Begriffe und Meinungen wankend geworden. Nichts iſt alſo mehr vorhanden, was auf die Gemüther der Menge durch einen Einfluß wirkte, den ſie ſelbſt nicht kennt. Alles, was nun von ihr geſchieht, ſoll mit Bewußtſeyn, und mit überlegter Einwilligung geſchehen. Das, was dem Staate eine ruhige Regierung ſichert, ſoll neu ſeyn, wie er ſelbſt, ſoll ganz aus dem Verſtande und der Tugend der Menſchen, die regiert werden, und aus der Vortreflichkeit der neuen Geſetze unmittelbar entſpringen. Ein Verſuch dieſer Art iſt der gewagteſte, den je die Menſchen gemacht haben. Eben deßwegen aber iſt es ſo anziehend, die Erſcheinungen bey demſelben zu ſehn, und unklug, den Ausgang deſſelben vorherzuſagen.

Doch, was uns auch dieſer Ausgang noch künftig über die magiſche Kraft des Geſetzes, und deren Urſprung lehren mag: ſo viel iſt gewiß, daß in mehrern griechiſchen Staaten, und nahmentlich zu Sparta, dieſe Kraft wirkte. — Die Lacedämonier ehrten ihre Könige: aber dieſes Princip war nur von geringem Einfluſſe, da die königliche Würde mehr ein ausgezeichneter Rang, als eine den Staat regierende Gewalt war. Hingegen zitterten ſie vor dem Geſetze und liebten es zugleich, als den größten Vorzug ihres Vaterlandes. Wenn es ihnen befahl ſich geißeln zu laſſen, ſo hielten ſie Schläge für ehrenvoll; und wenn es befahl, einen andringenden Feind aufzuhalten, ſo ließen ſie ſich, wie die zu Thermopylä, bis auf den letzten Mann erſchlagen. Die Grabſchrift derer, die hier gefallen waren, drückt ihre Geſinnung kurz und ſchön aus: „Wandrer gehe, und melde es „nach Sparta, daß wir hier liegen, um ſeinen „heiligen Geſetzen zu gehorchen."

Man kann unmöglich verkennen, daß dieſes Princip, auch wenn die Geſetze noch ſehr unvollkommen ſind, wie die Spartaniſchen wirk-

lich waren, der davon belebten Nation eine Stärke und einen Adel giebt, wodurch ſie über andre Nationen erhoben wird: — eine Stärke, weil bey ihr etwas vorhanden iſt, womit die Begierde ſowohl, als die Furcht der Menſchen überwunden werden kann, — etwas, wogegen keine Einwendung ſtatt findet, und das doch bald die äußerſte Anſtrengung, bald die größten Aufopferungen fordert; einen Adel, weil es nicht ein Gehorſam iſt, welcher der Macht, ſondern einer, welcher Grundſätzen geleiſtet wird, und der alſo gewiſſermaßen jeden Menſchen zu ſeinem eignen Beherrſcher macht. Wenn bloß das Anſehn gewiſſer Perſonen der Grund des Gehorchens iſt: ſo mag dieſe Triebfeder in ihrem Urſprunge noch ſo reine Hochachtung für wahres Verdienſt geweſen ſeyn: ſehr bald werden ſich die Leidenſchaften der Furcht und der Hoffnung, des Ehr und Geldgeitzes hinzugeſellen, und die Würde jener Triebfeder erniedrigen. Denn die Menſchen, die von vielen verehret werden, erhalten dadurch zugleich Macht, um belohnen, oder ſtrafen zu können. Aber wenn man ſich den Geſetzen um ihrer ſelbſt willen unterwirft; wenn man aus Erfahrung vor einem gewiſſen politiſchen Syſtem Gefahren trotzt, oder Ungemach erträgt: ſo iſt bey einer ſol-

chen Bürger-Tugend, Furcht und Hoffnung, Verluſt und Gewinn ſo weit aus dem Spiele, als es bey menſchlichen Handlungen ſeyn kann.

Es iſt die eigne Natur moraliſcher Handlungen, daß ſie nach einem Vernunft-Princip geſchehn. Iſt dieß Princip der Ausſpruch der eignen Vernunft des Menſchen ſelbſt, welcher handelt; und einer aufgeklärten Vernunft: ſo iſt das, was daraus entſteht, reine Tugend. Iſt das Princip der Ausſpruch einer fremden Vernunft, z. B. eines Geſetzgebers, oder eines Religionslehrers: ſo iſt die Tugend unſtreitig unvollkommner. Indeß giebt doch das Freywillige dieſer Unterwerfung dem Menſchen eine gewiſſe Erhabenheit, die ſelbſt wieder eine Stimmung des Gemüths zum Edeln und Guten iſt.

Aber freylich kann die Anhänglichkeit an Geſetze, wenn ſie blind iſt, das heißt, wenn ſie nicht auf dem innern Werthe der Geſetze und der deutlichen Einſicht dieſes Werths, beruht, nicht fortdauern, ſobald der Menſch aufgeklärt wird. Dieß eben giebt der Anklage gegen die Aufklärung einen Schein, daß mangelhafte Geſetze, die bey einem unwiſſenden Volke heilig waren, bey einem

einſichtsvollen wankend werden. Jedoch der Fortgang der Menſchen, von der Unwiſſenheit zur Erkenntniß, wenn er auch gewiſſe Gefahren mit ſich brächte, iſt doch ſo natürlich und unvermeidlich, daß es vergeblich wäre, — und er hängt zugleich mit den höchſten Zwecken der Natur ſo augenſcheinlich zuſammen, daß es frevelhaft wäre, ihn zu ſtören. In dem Lauſe jenes Fortgangs giebt es allerdings Zeitpuncte einer Kriſe, wo die Vernunft, einſichtsvoll genug, alte fehlerhafte Gebäude der Staatskunſt und der Sitten zu zerſtören, noch nicht den Grad von Erleuchtung beſitzt, der nöthig iſt, um neue vollkommnere aufzubauen. Und unſer Zeitalter ſcheint gerade in eine dieſer kritiſchen Perioden gefallen zu ſeyn. Da ſich indeß der, ins Unendliche fortlaufende, Weg der menſchlichen Entwickelung nicht mit unſerm Zeitalter endigt: ſo iſt noch nicht alle Hoffnung verſchwunden, daß dieſe Schwierigkeiten werden überſtiegen werden, — und daß die Menſchen, die mit ihren Kenntniſſen ſo weit vorgerückt ſind, daß viele der Vorurtheile, durch welche ſonſt die Ruhe der Staaten geſichert wurde, ihren Einfluß verlohren haben, zuletzt entweder zur Entdeckung des wahrhafe Guten, im Fache der Geſetzgebung, oder bis zu etnem vernünfti-

gen Gehorſam gegen unvollkommne Geſetze, und zu einer allmähligen ruhigen Verbeſſerung derſelben durchdringen werden.

Noch kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß die große Beſcheidenheit, mit der Demaratus von ſich ſelbſt und ſeiner Tapferkeit redet, indeß er die Tugenden und den Muth ſeiner Nation ſo hoch erhebt, den Leſer für ihn einnimmt, und ſelbſt das Uebertriebne dieſer letztern Lobſprüche entſchuldiget. Denn ganz genau kann man das nicht für wahr gelten laſſen, was er von ſeinen Lacedåmoniern rühmt. Die Geſchichte lehrt, daß ſie vor mehr als einem Feinde wichen, und häufig genug ihren Geſetzen untreu wurden. Aber eine vorzügliche Tapferkeit im Kriege, und eine ausgezeichnete Regelmäßigkeit ihrer Aufführung haben den Lacedåmoniern weder die Griechen noch die Barbaren, die mit ihnen zu thun gehabt haben, ſtreitig gemacht. Es iſt aber der Charakter der wahrhaft Tapfern, daß ſie, wie Demaratus, unnöthige Gefahren nicht aufſuchen, daß ſie ſich die Gefahren nicht kleiner vorſtellen, als ſie wirklich ſind; daß ſie aber die, welchen ſich zu unterziehn Ehre und Pflicht ihnen gebeut, beſonders wenn das Beſte der ganzen Geſell-

ſchaft auf dem Spiele ſteht, und ſie dieſelben mit ihren Mitbürgern theilen, ſtandhaft aus-halten, auch wenn ſie ſolche für die fürchterlich-ſten erkennten.

Einige Gedanken

über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über die Vorliebe insbeſondere, welche, in einem großen Staate, die Einwohner jeder Provinz für dieſe ihre Provinz haben.

Die bisherigen Unterſuchungen über die Vaterlandsliebe überhaupt haben ſo viel aufs Reine gebracht, daß ſie hauptſächlich auf drey Principien beruht: auf der eigentlichen Liebe zu dem Lande, auf der Liebe zu den Menſchen, und auf der Liebe zu der Verfaſſung und der Regierung des Staats. Wer ſein Vaterland andern Ländern vorzieht, und es leidenſchaftlich liebt, thut es entweder, weil ihm deſſen Klima, Boden, Lage und Erzeugniſſe, kurz, deſſen ſämmtliche Beſchaffenheiten, ſie mögen nun von der Natur, oder von dem Anbaue herkommen, vorzüglich gefallen; oder weil er an den Menſchen hängt, welche in dieſem Lande wohnen, und mit welchen er von Jugend auf darin gelebt hat; oder endlich, weil er dem Staate, als Staate, ergeben iſt, und deſſen geſellſchaftliche Einrichtungen billigt. Jede dieſer Haupturſachen nimmt, durch hinzukommende Beſtimmungen, mehrere Geſtalten an; jede verbindet ſich mit der andern durch viele gemeinſchaftliche Berührungspuncte. Dar-

aus entſtehen Unterabtheilungen von ſpeciellern Urſachen der Vaterlandsliebe, die ſehr verviel⸗fältigt werden können. So kann z. B. die Liebe zum Lande, entweder aus einer bloß phy⸗ſiſchen Einwirkung der Luft, des Himmels⸗ſtrichs, der Nahrungsmittel, kurz aller Eigen⸗thümlichkeiten eines Landes auf den Körperbau des Menſchen herkommen, — wenn nähmlich dieſe Einwirkung macht, daß er ſich in keinem andern Lande ſo wohl befindet; — oder ſie kann aus dem, nach Ueberlegung gefällten, Ur⸗theile entſtehn, daß ſein Vaterland an Natur⸗ſchönheiten, an Hülfsquellen des Reichthums, oder an wohlthätigem Einfluſſe auf Geſundheit und Geiſt ſeiner Einwohner, andre Ländre über⸗treffe. Die Vaterlandsliebe der Schweitzer ſchreibt man, mit großer Wahrſcheinlichkeit, der erſten von dieſen beyden Urſachen zu. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß, bey einem Volke, deſ⸗ſen Sehnſucht nach dem Vaterlande in eigent⸗liches Heimweh, in Krankheit, ausartet, ſich mehr phyſiſche, als moraliſche Urſachen ſeiner Vaterlandsliebe vermuthen laſſen. — Nur Län⸗der von ausgezeichneten phyſiſchen Beſchaffen⸗heiten, und einer in ihrer Art einzigen Lage, dergleichen gewiſſe Gebirgsgegenden und Inſeln

haben, können auf ihre Einwohner ſo beſtimmt wirken, daß daraus für dieſe ein phyſiſches Bedürfniß entſteht, die Luft jener zu athmen und unter deren Himmel zu wohnen. Aber in allen Ländern können die Menſchen die Meinung hegen, daß die Natur ſie vorzüglich begünſtigt habe, und daß ſie nirgends auf dem Erdboden einen ſo ſchön ausgeſchmückten und ſo reichlich begabten Fleck finden würden, als der iſt, auf welchem ſie wohnen. Dieſe Meinung, wenn ſie bey einem ganzen Volke herrſcht, kann bey dem größten Theile deſſelben nur Vorurtheil ſeyn. Denn wer anders, als der gebildete und unterrichtete Menſch, — der, welcher viele Länder durch Reiſen, oder durch geſammelte Nachrichten kennen gelernt hat, iſt im Stande, aus Gründen und mit Einſicht, überzeugt zu ſeyn, daß ſeinem Vaterlande der Vorzug gebühre? Oft iſt jene Meinung nur eine Folge der Gewohnheit, welche Eingebohrnen eines Landes auch Eigenheiten deſſelben angenehm macht, die den Ausländern unbequem, oder häßlich vorkommen. So liebt der Lappländer ſeine Steinklippen, ſeine Eisfelder und ſeine ſtürmiſche See.

Das Band der Zuneigung, zweytens, welches uns mit den Einwohnern des Vaterlandes ver-

knüpft, iſt entweder die natürliche Liebe zu den Menſchen, unter welchen wir erwachſen ſind, — gleichſam die Summe und die Vereinigung aller der zärtlichen Gefühle, welche unſer Herz, von den erſten Jahren des Lebens an, gegen Einwohner des Orts, wo wir gebohren worden, belebt haben; oder es beſteht ebenfalls in einer Meinung, — in dem Urtheile, welches wir über unſre Mitbürger fällen, — in der Ueberzeugung, daß ſie an Geiſtesgaben, oder an Tugenden, oder an gutem Herzen gegen uns, die Einwohner anderer Länder übertreffen. Jene Art der Zuneigung iſt der Familienliebe, dieſe der Freundſchaft ähnlich. Jene findet bey einem jeden Menſchen, an allen Orten, ſtatt, das Volk, unter welchem er gebohren iſt, mag noch ſo unvollkommen und noch ſo unberühmt ſeyn. Dieſe ſetzt voraus, daß im Geiſte und Charakter einer Nation, wirklich gewiſſe Vorzüge vorhanden ſind, oder daß ſie in dem Rufe, ſie zu beſitzen, ſteht, oder daß ſie wenigſtens eine hohe Meinung von ſich ſelbſt hat.

Die Vorliebe für den Staat, als Staat, theilt ſich wieder in die Liebe zu der Verfaſſung, in die Zufriedenheit mit der Verwaltung und in die Verehrung gegen den Regenten des Staats. Um deßwillen kann ein großer und guter König die Vaterlandsliebe in einer

Monarchie ſehr beleben. Eine Nation kann auf ihren Fürſten eben ſo ſtolz ſeyn, als eine andre auf ihre Freyheit. Welchen Aufopferungen für das Vaterland waren die Macedonier unter Alexander, und die preußiſchen Unterthanen unter Friedrich dem zweyten nicht fähig! Mit welchem Eifer und welcher Kraft kämpften beyde für die Aufrechterhaltung und Erweiterung einer Macht, die zwar nur in den Händen eines einzigen, aber in den Händen eines großen Mannes war. — Eben ſo, wenn die Bürger eines Staats die darin herrſchende Policey und Rechtspflege, ja ſelbſt wenn ſie die Einrichtungen der Finanzen und des Kriegsſtaats, die doch weniger Einfluß auf den Privatmann haben, für vollkommner halten, als alles dieß in andern Ländern iſt: ſo können ſie, in jeder Verfaſſung, dadurch einen Nationalſtolz bekommen, der, mit Anhänglichkeit an ihr Vaterland und mit Dienſteifer in den Geſchäften deſſelben, verbunden zu ſeyn pflegt.

In dem Wohlgefallen an dem Flor des Landes, worin wir gebohren ſind, und in dem Stolze auf das Glück und Anſehn der Nation, zu der wir gehören, vereinigen ſich mehrere, oder alle drey der oben gedachten Triebfedern. Wenn

wir unſer Vaterland deßwegen lieben, weil deſſen Aecker vortreflich angebaut, ſeine Städte ſchön und prachtvoll ſind, weil der Kunſtfleiß und der Handel unzählige Hände beſchäftigt, weil eine gewiſſe Wohlhabenheit ſich über alle Stände erſtreckt; weil endlich die Wiſſenſchaften ihr Licht darin verbreiten; ſo hat unſre Zuneigung zum Theile die Natur zum Gegenſtande, welche den Stoff zu allen Erzeugniſſen des Fleißes, und die Kräfte zur Bearbeitung derſelben verleihen muß, — zum Theile die Menſchen, welche durch Talente und Tugenden die Gaben der Natur genutzt, und dem Lande dieſe uns wohlgefällige Geſtalt gegeben haben. Und da hinwiederum zur Bildung der Menſchen, und durch ſie zur Verbeſſerung und Verſchönerung der Natur, in einem Lande, nichts mehr beyträgt, als die gute Regierung deſſelben, — die ihren noch höhern Grund theils in der Verfaſſung, theils in dem Charakter der Perſonen hat, welche ihr vorſtehen: ſo fließt auf die Vaterlandsliebe eines glücklichen Volks der Gedanke, von ſeiner vorzüglichen Staatsverfaſſung, und der von ſeiner vollkommnern Staatsverwaltung ohne Zweifel nicht wenig mit ein.

Wenn wir jene drey Urſachen der Vaterlandsliebe genauer betrachten: ſo finden wir,

daß die beyden erſten auch in Beziehung auf einen abgeſonderten, kleinen Theil des Staats wirken, ja daß ſie faſt nur innerhalb eines eingeſchränkten Raums wirkſam ſeyn können; daß aber die letzte ſich unmittelbar und nothwendig auf das große Gebieth des ganzen Staats bezieht, und die dadurch hervorgebrachte Zuneigung die ganze bürgerliche Geſellſchaft, deren Mitglieder wir ſind, umfaßt.

Die Schätze und die Schönheiten der Natur können wir nur an dem Orte, wo wir wohnen, oder in dem Umkreiſe, den wir häufig beſuchen, kennen und lieben lernen. In jeder Provinz einer weitläuftigen Monarchie iſt der größte Theil der Einwohner, von dem Zuſtande der übrigen Provinzen, ſo wenig unterrichtet, als er es von fremden Ländern iſt. Wenigſtens hat der Anblick ihrer Schönheiten ihn niemahls ergötzt, und der wohlthätige Einfluß ihrer Luft und ihres Himmels ihn nie an ſich gezogen. Wer nie aus ſeiner Stadt oder ſeiner Provinz gekommen iſt, kann vom Hörenſagen, oder, wenn er zu den gebildetern Menſchen gehört, durch Unterricht und aus Büchern, von den Annehmlichkeiten und Vorzügen der übrigen Theile des Staats, deſſen Bürger er iſt, etwas wiſſen. Er

kann ſich über den Reichthum und die Pracht der darin liegenden Städte, über die Fruchtbarkeit und den Anbau ihrer Ländereyen, auch wenn er ſie nicht geſehen hat, in einem gewiſſen Grade freuen. Aber er kann ſchwerlich, durch dieſe Beſchreibungen und Erzählungen, in ein warmes Gefühl verſetzt, und zu einer leidenſchaftlichen Liebe für dieſe, von ihm entfernten, Gegenſtände, bloß vermöge des Gedankens, gebracht werden, daß ſie mit ihm unter einer gemeinſchaftlichen Regierung ſtehn.

Wenn wir, zweytens, das Vaterland um der Menſchen willen lieben, unter denen wir erwachſen ſind, die uns von Jugend auf Gutes gethan, oder mit denen wir frühzeitig ſolche Verbindungen errichtet haben, dergleichen wir anderswo nicht hoffen können: ſo iſt der Wirkungskreis dieſes Princips noch weit enger, und natürlicher Weiſe auf den Raum eingeſchränkt, innerhalb deſſen wir unſre frühern Jahre zugebracht haben. Durch Umgang und Dankbarkeit und perſönliche Freundſchaft, durch angenehme Zurückerinnerungen auf gemeinſchaftlich genoſſene Freuden, auf gegenſeitig empfangne und geleiſtete Dienſte, kann der Schleſier nicht mit dem Preußen oder Magdeburger, ſondern

er kann nur mit dem Schleſier zuſammenhängen.

Die Einwohner einer Provinz ſind, in dieſer Abſicht, in noch weit kleinere Unterabtheilungen abgeſondert. Die Lage jedes Menſchen, der Stand ſeiner Familie, ſeine eignen frühern Schickſale entſcheiden, ob er an dem Boden, auf welchem er erwachſen iſt, angeheftet bleiben, und ſeine Welt in dem Bezirke ſeines Städtchens, oder ſeines Dorfs finden, oder ob er einen größern Spielraum haben, und mit den Einwohnern ganzer Provinzen und Länder in eine frühzeitige Verbindung treten ſoll. Für jeden Menſchen erweitert ſich gleichſam ſein Vaterland in dem Maße, als ſeine Bekanntſchaft mit deſſen Wohnplätzen, und ſeine Sympathie mit deſſen Einwohnern ſich ausbreitet.

Es iſt der Vorzug einer edlen Geburt, daß ſie den Menſchen mit einem ganzen und angeſehnen Stande der bürgerlichen Geſellſchaft, beſonders in ſeiner Provinz, zuſammenknüpft, und ihm daher Bekannte und Freunde, auch in entfernten Gegenden ſeines Vaterlandes, verſchafft. Es iſt der Vorzug des Reichthums, daß er es dem Menſchen leichter macht, ſich von der

Stelle zu bewegen und ſeine Verbindungen zu vervielfältigen. Wer von dieſen beyden Glücks⸗gütern entblößt iſt, bleibt gemeiniglich in einem engen Familien⸗ und Umgangs⸗Kreiſe eingeſchloſ⸗ſen. Und wenn ſich deſſen ungeachtet ſeine Lie⸗be, die er, als Empfindung, nur gegen we⸗nige Perſonen hegt, in der Idee auf alle ſei⸗ne Landsleute erſtreckt: ſo geſchieht dieß mehr, vermöge einer Handlung des nachdenkenden Verſtandes, oder durch eine Täuſchung der Ein⸗bildungskraft, als durch eine Anhänglichkeit des Herzens. Der gemeine Mann, der Bürger aus dem Handwerksſtande liebt alſo, inſofern von derjenigen Liebe die Rede iſt, die aus gefühl⸗vollem Herzen, aus Liebe, aus Dankbarkeit entſteht, zunächſt nur ſeine Stadt, — vielleicht nur ſeine Zunft. Einige, obwohl ſchwächere, Fäden der Zuneigung knüpfen ihn auch mit der Provinz zuſammen, die ſchon durch den Nah⸗men, welchen er als ihr Landsmann führt, eine Wichtigkeit für ihn erhält. Aber er empfindet wenig, oder gar nichts für den Staat im Gan⸗zen, den er zu überſchauen ganz außer Stande iſt, deſſen Natur und Beſchaffenheit er ſich nicht einmahl deutlich vorſtellen kann, und von deſſen entferntern Einwohnern er gemeiniglich

gar keine, zuweilen aber ſehr nachtheilige Begriffe hat.

Hingegen iſt diejenige Vaterlandsliebe, — die dritte der oben aufgezählten Arten — welche die Meinung von der Vortrefflichkeit der Verfaſſung oder der Regierung, oder die, auf Gewohnheit und Herkommen beruhende, inſtinctartige Neigung zu beyden zum Grunde hat, nothwendig auf den Staat im Ganzen, und nicht auf den einzelnen Theil deſſelben, gerichtet. Denn nur der Staat im Ganzen hat das, was wir im eigentlichen Verſtande eine Verfaſſung nennen; nur von der Regierung des Ganzen erwarten die Bürger ihr Glück; nur ihr wird der Flor der Provinzen zugeſchrieben, was auch die beſondre Verwaltung derſelben dazu beygetragen haben mag. Auf ſie fließt alſo auch die Zuneigung zurück, welche das Bewußtſeyn dieſes Glücks und die Wahrnehmung dieſes Flors bey den Einwohnern erregt.

Es ſey, daß der Antheil, welchen der Bürger an der Regierung nimmt, und die Befreyung von willkührlichen Bedrückungen, deren er genießt, — es ſey, daß die Vortrefflichkeit, welche er den Geſetzen, der Rechtspflege, der Finanzverwaltung und dem Kriegsſtaate zuſchreibt, ihn

für ſein Geburtsland begeiſtert: — immer ſind dieſes Vorzüge, die entweder in dem Grundverein der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft liegen, oder die von der oberſten Regierung des Staats abhängen. Wenn auch die beſondern Einrichtungen der einen, oder der andern Provinz, oder wenn die Verwaltung derſelben ſich die Zufriedenheit und den Beyfall der Einwohner in einem vorzüglichen Grade erworben hat: ſo wird doch, in der Regel, das Verdienſt davon den Grundgeſetzen des Staats und dem höchſten Regenten zugeeignet: — inſofern nähmlich, durch jene, die ſo vortheilhaften Einrichtungen ihre Kraft und ihr Anſehn erhalten, und, durch dieſen, die ſo geſchätzten Verwalter gewählt und eingeſetzt werden.

Um dieſer Urſache willen iſt alſo die Vaterlandsliebe, welche dem Staate, als Staate, — und nicht dem Lande, nicht den einzelnen Menſchen — zugehört, ein ſeltnerer Charakter. Durch ſie vorzüglich zeichnet ſich eine Nation vor der andern, und ein Bürger vor dem andern aus. Die Anhänglichkeit an den Fleck des Erdbodens, wo wir von Jugend auf gelebt, wo wir allein Freunde, Eigenthum und Familienverbindungen haben, iſt eine, den mei-

ſten Menſchen gemeine, Neigung, die um deſto weniger geſtört wird, je weniger ſie ſich von den Vorzügen andrer Länder Kenntniß erwerben. Die Staatsverfaſſung eines Landes hingegen einzuſehen, und eine gegründete Ueberzeugung von deren Vortreflichkeit zu haben, iſt nur die Sache unterrichteter und denkender Menſchen, — alſo weniger. Wenn der große Hauſe, durch die Liebe zu der Verfaſſung ſeines Staats, begeiſtert werden ſoll: ſo muß dieſelbe etwas ſich ſo auszeichnendes haben, daß ſie auch die Aufmerkſamkeit auswärtiger Nationen erregt, und in allgemeinen großen Ruf kommt. Dieſer Ruf wirkt dann auf die Bürger des Staats ſelbſt zurück, und nimmt auch diejenigen für die Regierungsform deſſelben ein, die unfähig ſind ihre Natur zu unterſuchen.

Die Güte der Regierung, die Weisheit und die Wohlthätigkeit des Regenten ſind mehr in die Augen fallende, und auf die Gemüther aller Claſſen ſtärker wirkende, Urſachen der Zuneigung, als die Form des Staatsgebäudes. Sie erfordern keine ſo tiefen Unterſuchungen; ihr wohlthätiger Einfluß iſt unmittelbarer und ſichtbarer. — Aber ſie ſind vorübergehend und wechſelnd, wie die Menſchen, welche das Ruder des

Staat führen: und ſie kennen alſo nicht bey einer Nation Neigungen hervorbringen, die, durch Gewohnheit und Fortpflanzung, gleichſam in eine andre Natur übergehen. Die eigentliche Vaterlandsliebe alſo, die mit der Muttermilch eingeſogen werden, und mit dem Menſchen aufwachſen ſoll, wird öfter von einer Verfaſſung, die im Rufe der Vortrefflichkeit ſteht, — ob ſie gleich den wenigſten Bürgern vollkommen bekannt iſt, — als von einer Regierung, die ſich als wohlthätig erweiſet, ob dieſes gleich alle beurtheilen können, hervorgebracht werden.

Eben aus dieſem Umſtande, — daß von den oben genannten Principien der Vaterlandsliebe, die einen den Menſchen an die ihm nächſten Oerter und Gegenſtände heften, die andern ihn mit dem Mittelpuncte des Staats verbinden, erklärt ſich die Erſcheinung, welche ſchon oft bemerkt worden iſt: daß in kleinen Staaten die Vaterlandsliebe am ſtärkſten iſt, und daß mit der Ausbreitung der erſtern die letztre zu erkalten anfängt. Nur in einem kleinen Staate nähmlich kommen die Urſachen der Liebe, welche örtlich und perſönlich ſind, mit denen, welche bloß politiſch und allen Staatsbürgern

gemein ſind, zuſammen. Eben das kleine Ländchen, welches der Athenienſer oder Lacedämonier, als den Ort ſeiner Geburt und ſeines beſtändigen Aufenthalts, vollkommen kannte, in welchem er alle ſeine Güter, ſeine Verwandten und Freunde hatte, wo jede Quelle, jeder Berg, jeder anmuthige Hain, jedes fruchtbare Feld in ihm Erinnerungen genoſſener Freuden, und erlebter, oder ihm überlieferter merkwürdiger Vorfälle erweckte: eben dieſes Ländchen machte den Umfang des Staats aus, auf deſſen freye Verfaſſung er ſtolz war, und deſſen Geſetze er mit Begeiſterung verehrte.

Ja, ſo wie, bei einem kleinen Staate, ſich die verſchiednen Triebfedern der Vaterlandsliebe zu einer gemeinſchaftlichen Wirkung vereinigen: ſo können ſie, bei einem großen und aus mehrern Provinzen zuſammengeſetzten, einander zuweilen entgegenwirken. Wenn nur derjenige Theil des Staats, worin wir gebohren ſind, uns unſer eigentliches Vaterland zu ſeyn dünkt: ſo iſt es ſchwer, daß wir recht lebhaft patriotiſche Gefühle für den ganzen Staatskörper haben ſollten. Wenn die Liebe zu dem Lande und die Liebe zu den Menſchen uns nur für einen eingeſchränkten Bezirk einnimmt, die Liebe

zur Verfaſſung aber und zum Regenten, oder auch die Pflicht des Staatsbürgers ihren Gegenſtand nur in einer Geſellſchaft von großem Umfange findet: ſo kann keine von beyden Neigungen einen ſo hohen Grad von Stärke erreichen, keine ein ſo ſtarker Beweggrund zu Handlungen werden, als wenn das Land und die Menſchen, welche wir kennen und lieben, den Staat ſelbſt ausmachten.

Die großen Monarchieen Europens ſind durchgängig, aus der allmähligen Vereinigung vieler kleinen Staaten, entſtanden, die, vor dieſem Zeitpunkte, entweder nur durch das loſe und ſchwache Band der Lehnspflicht, mit dem großen Staate, der ſie zuletzt verſchlang, zuſammenhingen, oder ganz unabhängig von ihm, und unter ſich völlig getrennt waren. In allen dieſen kleinen Fürſtenthümern, Grafſchaften, Republiken hatten ſich eben ſo viele kleine Völkerſchaften gebildet, die ihren eignen Gemeingeiſt, ihren Nationalſtolz, ihren erblichen Haß gegen andre ſolche kleine Völkerſchaften hatten. Dieſe Gefühle der Menſchen wurden nicht ſo gleich ausgerottet, als die Lage und das Verhältniß der bürgerlichen Geſellſchaft, worin ſie lebten, ſich änderten. Ihr Patriotismus blieb

blieb, auf den engeren Raum ihres zuvor unabhängigen Vaterlandes, eingeſchränkt, auch nachdem daſſelbe ſchon lange, als Provinz, dem gröſſern Staate einverleibt worden war. Die Urſache davon war nicht bloß die allgemeine, die ich zuvor angeführt habe, und die zuletzt in der Einſchränkung der menſchlichen Natur, und in den Gränzen ihrer Faſſungskraft und ihrer Empfindſamkeit, liegt. Viel that dazu auch die Erinnerung der vergangnen Zeit, und die Sehnſucht nach dem vorigen Zuſtande, die, bey jeder veränderten Lage eines Menſchen oder eines Volks, ſich unausbleiblich, zu der einen oder der andern Zeit, einſtellt, und dann am lebhafteſten zu ſeyn pflegt, wenn irgend ein Grund zur Unzufriedenheit, in dem neuen Zuſtande, vorhanden iſt. Warum unterſchieden ſich in Frankreich, unter der Monarchie, die Bretagner am meiſten von den übrigen Franzoſen, trennten ihr Intereſſe von dem allgemeinen, und widerſetzten ſich der Regierung am öfterſten? — Weil ſie am ſpäteſten dem Körper der Monarchie waren einverleibt worden; — weil die Erinnerung, an die ehemalige Unabhängigkeit und an die eigenthümliche Regierung ihres Landes, noch lange bey ihnen lebhaft blieb, und über die Gefühle, die ſie als Franzö-

ſiſche Bürger haben ſollten, die Oberhand hat-
te; weil ſie endlich, vermöge der Bedingungen,
die ſie, bey ihrer Vereinigung mit dem neuen
Staatskörper, dem Hofe vorſchrieben, auch jetzt
noch eine eigne Verfaſſung und mehrere Allein-
rechte beybehielten, auf die ſie ſtolz, und durch
die ſie von den übrigen Franzoſen unterſchieden
waren.

Meine Leſer werden mir erlauben, daß ich
ein ähnliches Beyſpiel, welches mein Vaterland,
Schleſien, in dieſer Abſicht, liefert, da es mir
näher liegt und alſo genauer bekannt iſt, und da
es an ſich zur Aufhellung des Gegenſtandes, den
wir unterſuchen, beytragen kann, etwas genauer
entwickle.

Schleſien hat ſich ſchon in Zeiten, die vor
der ſichern und bekannten Geſchichte vorhergehn,
durch einen eignen Nahmen unterſchieden: und
ſeine Einwohner müſſen ſich, ſchon damahls, auf
irgend eine Weiſe zu einem gemeinſchaftlichen
Ganzen vereiniget haben. Indeß finden wir es,
bey dem Anfange der beurkundeten Nachrichten,
als Provinz eines größern Staats, — Pohlens.
Kurz darauf wird es von dieſem abgeriſſen, aber in
mehrere von einander ganz unabhängige Herzog-
thümer zerſtückt: und es wird nicht eher wieder

vereiniget, als bis es zugleich unter fremde Herrſchaft kommt, und von neuem Provinz eines auswärtigen Staates wird. Der Schleſier hat alſo niemahls, oder ſchon ſeit undenklicher Zeit nicht, unter dem Worte, das ſein Land bezeichnet, ſich einen Staat gedacht, deſſen Bürger er wäre. Er weiß ſich keiner eigentlich Schleſiſchen Staatsverfaſſung, keines Schleſiſchen allgemeinen Oberhaupts, keiner, auf ganz Schleſien und auf Schleſien allein, Bezug habender großer Begebenheiten und Handlungen, — er weiß ſich endlich keines glücklichen Zuſtandes zu erinnern, deſſen ſeine Vorfahren, als Schleſier, — von den übrigen Europäern getrennt und unter ſich vereiniget, — genoſſen hätten. Dieſe ſeine Vorfahren waren lange Zeit nur Breslauiſche, oder Liegnitziſche, oder Glogauiſche Bürger, — Unterthanen des einen oder des andern Herzogs, — nicht Staatsbürger von Schleſien. Aus dem Zuſtande einer ſolchen Zertheilung gingen ſie unmittelbar in den entgegengeſetzten über, wo ſie, alle zuſammen, nur einen Theil eines größern Staatskörpers ausmachten. Nach der Reihe wurden ſie Unterthanen von Böhmen, von Ungarn, dann wieder von Böhmen, dann von Oeſterreich, endlich von Preußen. Dieſe Lage der

Schleſier, nach welcher ſie zuerſt in mehrere Gemeinweſen getrennt waren, und dann, mit einer Menge andrer Völkerſchaften, in eine große Länder-Maſſe zuſammengeworfen wurden, hätte, wie man denken ſollte, mit den Eigenthümlichkeiten des Nationalgeiſtes, auch das Nationalgefühl und den Nationalſtolz aufheben, und die Entſtehung eines Patriotismus, der ausſchließend auf das Land Schleſien geht, verhindern ſollen. Es liegt indeß, ſelbſt in dem gemeinſchaftlichen Nahmen, wenn er Jahrhunderte hindurch fortdauert, etwas, das auf die menſchlichen Gemüther wirkt, und ihnen eine Anhänglichkeit an diejenige Geſellſchaft von Menſchen giebt, zu welcher ſie nach dieſem Nahmen gerechnet werden. — Die Grenze Schleſiens war nie die Bezeichnung eines eignen, vollſtändigen und ungetheilten Staats; ſie war nie die Abſonderungslinie zweyer verſchiedner Völkerſchaften. Dieſe ſtießen vielmehr mitten in dem Lande zuſammen. Der Deutſche Schleſier konnte ſich von den Sachſen, der Pohlniſche von den übrigen Pohlen nicht durch auszeichnende Züge, weder der Geſtalt, noch des Charakters, unterſcheiden. Deſſen ungeachtet bildete ſich ein Schleſiſcher Gemeingeiſt, ein Schleſiſcher Nationalſtolz, ein Schleſiſcher Patrio-

tismus. Wie ging dieß zu? Ohne Zweifel hingen dieſe Geſinnungen, zum Theil, an dem ſchwachen Faden des gemeinſchaftichen Nahmens. Aber noch mehr hingen ſie daran, daß die Einwohner, ob ſie gleich unter ſich in zwey grell von einander abſtechende Völkerſchaften, — die Deutſche und die Pohlniſche — getheilt, obgleich mit ihren ausländiſchen Nachbarn nahe verwandt, doch in ihrer Geſchichte, — in den auf einander folgenden Veränderungen ihrer bürgerlichen Exiſtenz und Lage, eine Aehnlichkeit mit einander gehabt hatten; — daß ſie beynahe zwey Jahrhunderte auf gleiche Weiſe von Piaſtiſchen Herzogen beherrſcht, — daß ſie zu gleicher Zeit an einen auswärtigen Thron geknüpft worden waren, und daß ſie, auch nach dieſer Vereinigung mit einem größern Ganzen, ſich doch von den übrigen Theilen deſſelben merklich unterſchieden und unter einander zuſammenhingen. Ja man kann ſagen, daß, ob gleich die Vereinigung der Schleſiſchen Fürſtenthümer nicht eher geſchah, als bis zugleich die Unabhängigkeit des ganzen Landes verloren ging, doch von dem Augenblicke an, da Schleſien dem Böhmiſchen Königreiche einverleibt wurde, ein größeres Intereſſe die Einwohner des erſten Landes verei-

nigte, als je zuvor unter ihnen vorhanden ge- weſen war. Einmahl, ſie unterſchieden ſich merklich von der Nation, an deren Staat ſie als Provinz angeknüpft wurden: und waren, wie es ſcheint, an Fortſchritten der Cultur der- ſelben überlegen. Dieſer Contraſt vermehrte den Stolz der Schleſier; und der Stolz ver- mehrte die Vaterlandsliebe. Sie ſchloſſen ſich deſto mehr an einander an, je weniger ſie mit ihren neuen Mitbürgern gemein haben wollten. Sie behielten, zweytens, vieles von ihrer alten Verfaſſung, was entweder ihnen wirkliche Vor- theile gewährte, oder doch von ihnen, als ein Alleinrecht, hochgeſchätzt wurde. Ihre Fürſten blieben in dem Beſitze mehrerer landesherrlichen Rechte; ihre unmittelbaren Städte hatten bey- nahe die Freyheiten deutſcher Reichsſtädte. Je- der einzelne Schleſier glaubte an dieſen Vorzü- gen Theil zu nehmen, und fand in dem, was ihm ein gemeinſchaftliches Intereſſe mit ganz Schleſien, und eine gemeinſchaftliche Auszeichnung gab, zugleich eine Triebfeder der Vaterlands- liebe zu demſelben. Dazu kam, daß die mehr- mahlige Veränderung der regierenden Häuſer in Böhmen, — der Uebergang Schleſiens vom Böhmiſchen Staate zum Ungarſchen, und die Rück-

kehr zu dem erſten, — endlich die Einverleibung Böhmens ſelbſt in die Oeſterreichiſche Monarchie, dieſe unſre Provinz nie ruhig und lange genug mit dem Körper, dem ſie anhing, zuſammenwachſen ließ. Unter der Oeſterreichiſchen Herrſchaft kam die Trennung der Religion hinzu. Die Reformation fand, in den Städten und Fürſtenthümern Schleſiens, eben wegen der ihnen eignen Verfaſſung, leichtern und ſchnellern Eingang. Sie erhielt ſich daſelbſt in der Folge, kraft eben dieſer Vorrechte, als ſie in der übrigen Oeſterreichiſchen Monarchie, wo ſie gleichfalls frühzeitig Wurzel geſchlagen hatte, wieder ausgerottet wurde. Schleſien unterſchied ſich, von den andern Oeſterreichiſchen Ländern, merklich, und zu ſeinem Vortheile. Beſonders bekamen die deutſchen und proteſtantiſchen Schleſier, durch die Trennung von ihren ſämmtlichen Nachbarn, ein Nationalband unter ſich. Den Einwohnern von Böhmen, Oeſterreich und Ungarn, die ſie als ihre Mitbürger zu betrachten hatten, waren ſie, an Sprache, Sitten und Religion unähnlich. Und von den Einwohnern Sachſens und Brandenburgs, mit welchen ſie in allen dieſen Hinſichten übereinkamen, waren ſie durch die politiſchen Abtheilungen getrennt. Auf

dieſe Weiſe bildete ſich, unter den Schleſiern, Nationalſtolz und Vaterlandsliebe in einem höhern Grade, als die Einwohner einer ſo kleinen Provinz, die nie einen eignen Staat ausgemacht haben, ſonſt zu haben pflegen.

Als, durch die Preußiſche Eroberung, Schleſien demjenigen Staate einverleibt wurde, mit welchem es, ſowohl durch ſeine geographiſche Lage, und durch den Lauf des Hauptkanals, auf dem ſeine Erzeugniſſe verführt werden, als durch die Aehnlichkeit der beyderſeitigen Einwohner, in Religion, Sitten und Aufklärung, genauer, als mit ſeinem alten Mutterſtaate, zuſammenhing: ſo wurde doch anfangs, durch das Gewaltthätige und Plötzliche dieſer Veränderung, die innige Verbindung der neuen Provinz mit den alten Preußiſchen Unterthanen verhindert. Die ſiegende und erobernde Nation hat immer einen Hang, die Einwohner der beſiegten und eroberten Provinz geringe zu ſchätzen. Und die einzelnen Perſonen, aus der erſtern, ſchreiben ſich leicht eben die Ueberlegenheit, über die Menſchen des letztern Landes zu, welche der Ausgang des Krieges ihrer Regierung, über die Regierung deſſelben, verſchafft hat. Viele Brandenburger, welche nun nach Schle-

ſien kamen, und mit Anſehn bekleidet, oder mit einträglichen Aemtern verſehen wurden, ließen den Schleſiern anfangs zu ſehr merken, daß ſie ſich für ein klügeres und muthigeres Geſchlecht von Menſchen hielten, und dem Schleſier eben die Muthloſigkeit, die Einfalt, oder die Schläfrigkeit Schuld gäben, welche ſie, für Fehler der Oeſterreichiſchen Verwaltung und für die Urſachen ihrer Niederlagen, anſahen. Die Schleſier hingegen waren nicht ohne Neid gegen ſo viele Fremde, welche bey ihnen Ehre, oder Brod fanden, ohne doch ihnen dafür verbunden zu ſeyn: und ſie ſahen, nicht ohne einigen Unwillen, die vornehmſten Stellen der Regierung in den Händen derer, von welchen ſie ſich verachtet glaubten. Obgleich, ſchon vor der Preußiſchen Beſitznehmung, der große proteſtantiſche Theil der Schleſier eine geheime Neigung für den Hof von Berlin gehabt hatte, den er als eine Stütze ſeiner Religionsfreyheiten anſah; und ob er gleich, bald bey dem Anfange der neuen Regierung, durch noch größere Erweiterungen dieſer Freyheit begünſtigt worden war: ſo vereinigte er ſich doch jetzt mit dem katholiſchen Theile, in dem Widerſtande gegen den Nationalſtolz der Brandenburger, und in einem eignen Stolze

auf die Vorzüge ſeines Landes. Die Schleſier verglichen mit ihrem Vaterlande, die ihnen am nächſten gelegnen und am beſten bekannten Länder der Preußiſchen Monarchie; und, indem ſie zu finden glaubten, daß die Fruchtbarkeit und der Anbau ihres Bodens den ſandigen und wenig bebauten Ebnen der Mark weit vorzuziehn ſey; daß in ihren Städten Handel und Induſtrie herrſche, indeß die brandenburgiſchen nur von den Soldaten und der Regierung leben; — daß ihr Landmann in Tuch gekleidet ſey, da der brandenburgiſche Bauer in einem leinenen Kittel einhergeht: ſo vergalten ſie die unbillige Verachtung, die ihnen von vielen ihrer neuen Mitbürger wiederfuhr, mit einer eben ſo ungerechten Erhebung ihrer ſelbſt und ihres alten Vaterlandes. Die Zeit hat nach und nach die Eindrücke und Folgen der Eroberung, durch welche Schleſien unter den Preußiſchen Scepter gekommen iſt, ſowohl in den Gemüthern der alten, als der neuen Unterthanen dieſes Reichs, ausgelöſcht. Die gegenſeitige Bekanntſchaft, in welche beide mit einander getreten ſind, hat ihre Vorurtheile widerlegt, den Brandenburgern und Preußen mehr Achtung gegen die Schleſier, und dieſen mehr Vertrauen gegen jene ein-

geſtößt. Die immer wachſende Unpartheylichkeit, mit welcher von der Regierung, Ehren, Aemter und Belohnungen, unter die einen wie unter die andern, ausgetheilt worden ſind, hat das ihrige zu dieſer Vereinigung der Gemüther gethan. Endlich zog der ſiebenjährige Krieg, der Schleſiens Eroberung für Preußen erſt ſichern mußte, und zu deſſen glücklicher Beendigung die Schleſier thätig und mit patriotiſchem Eifer beytrugen, das Band noch feſter zuſammen, welches dieſe Provinz an die Monarchie knüpfte. Auf dieſe Weiſe iſt es geſchehn, daß Schleſien jetzt mit dem Brandenburgiſchen Staate inniger verbunden iſt, als es je zuvor mit dem Böhmiſchen, oder Oeſterreichiſchen war. Indeſſen bleiben noch bis jetzt Spuren einer gewiſſen Eiferſucht, zwiſchen dieſer Provinz und den übrigen Provinzen des Königreichs, übrig: die ſich beſonders bey Perſonen zeigen, welche wenig ihren Geburtsort verlaſſen, — und ihre entferntern Mitbürger weder durch Reiſen, noch durch die Geſchäfte, noch durch das Studium der Geographie und Statiſtik, kennen gelernt haben. Noch immer, ſagt man, eilt der junge Schleſier, wenn er, des Studirens wegen, eine kurze Zeit von ſeinem Vaterlande abweſend iſt, ſo bald als mög-

lich, zu demſelben zurück. Noch immer wünſcht er nur in Schleſien verſorgt zu werden. Der verſtorbne König klagte, daß der Schleſiſche Adel den Kriegsdienſt, wenn er nur zu einer mittlern Stufe der militäriſchen Würden gelangt iſt, verlaſſe, um ſich häuslich in ſeinem Vaterlande niederzulaſſen.

Die Abſicht dieſes Aufſatzes iſt nicht, die Richtigkeit dieſer Thatſachen zu unterſuchen, oder zu beſtimmen, um wie viel die Vorliebe der Schleſier für ihre Provinz ſtärker ſey, als die, welche ſich bey den Einwohnern andrer Provinzen findet. Ich führte nur mein Vaterland, als mir das bekannteſte Beyſpiel, an, das meine Begriffe erläutern könnte, und als den mir wichtigſten Fall, auf welchen ich die Theorie, wenn ſie gefunden wäre, angewandt zu ſehen wünſchte. Die Frage, welche zur Gründung dieſer Theorie beantwortet werden muß, iſt allgemein. „Aus welchen Gründen entſteht der „eingeſchränke Patriotismus, welcher die Ein„wohner einer Provinz dieſer, als ihrem Vater„lande, vornehmlich ergeben macht? In wiefern „iſt dieſe eingeſchränkte Vaterlandsliebe, oder die „Ergebenheit der Bürger eines großen Staats „für den Bezirk, aus welchem ſie herſtammen,

„dem wahren Patriotismus, der auf das Wohl „des ganzen Staats geht, und dieſem allgemei„nen Beſten ſelbſt, hinderlich oder beförderlich? „Und wenn mehrere Triebfedern bey dieſem Pa„triotismus zuſammen wirken, — wenn verſchied„ne äußre Umſtände dazu die Urſache abgeben: wel„che von dieſen Triebfedern und dieſen Urſachen „iſt, in ihren Gründen und Folgen, zu billigen, „aufzumuntern, zu befördern; und welche iſt zu „tadeln und einzuſchränken?“

Es iſt augenſcheinlich, daß alle die Urſachen, welche die Vaterlandsliebe überhaupt erregen, auch in Abſicht einer einzelnen Provinz, bey deren Einwohnern, wirkſam ſeyn können; und daß alſo, wenn irgendwo eine mehr, als gewöhnliche Vorliebe der Menſchen für dieſes ihr Geburtsland vorhanden iſt, ſie entweder daher kommt, weil ſie für die Verfaſſungen und Einrichtungen ihrer Provinz, oder weil ſie für die phyſiſche Beſchaffenheit derſelben, oder weil ſie für die darin lebenden Menſchen eingenommen ſind.

Eine Provinz kann erſtlich ſolche Eigenthümlichkeiten in ihrer politiſchen, ihrer Juſtiz- Policey- und Finanz-Verfaſſung haben, — ihre Geſetze, die Organiſation ihrer Magiſtraturen, die Vertheilung der Gewalten, die Privilegien

gewiſſer Stände, oder des ganzen Volks können ſo beſchaffen ſeyn, daß dadurch den Einwohnern entweder wirklich ein höherer Grad von Wohlſtand und Freyheit verſchafft, oder wenigſtens eine günſtige Meinung davon beygebracht wird. Zur Unterhaltung dieſer Meinung kann ſchon das Alterthum der Verfaſſung, die Ueberlieferung einer gewiſſen erblichen Hochachtung für dieſelbe, und ſelbſt der Umſtand beytragen, daß es eine genau beſtimmte, und eine dieſe Provinz auszeichnende Verfaſſung ſey. Denn die Menſchen lieben das, was ſie von andern ſehr unterſcheidet, nicht bloß deßwegen, weil es gut und ihnen nützlich iſt, ſondern auch, weil es die Aufmerkſamkeit andrer auf ſie zieht, oder weil es mehr ihr Eigenthum zu ſeyn ſcheint.

Oder dieſe Provinz kann, zweytens, an Fruchtbarkeit, an Naturſchönheiten, an Vollkommenheit des Anbaus, an einer zum Handel glücklichen Lage, an Kunſtfleiß ſeiner Einwohner, und an allen, aus dieſen Vorzügen entſtehenden, Annehmlichkeiten des Lebens, andre Provinzen übertreffen: wobey es, zur Hervorbringung der Wirkung, wovon ich rede, wiederum einerley iſt, ob dieſe Provinz vor andern Pro-

vinzen wirklich ſo viele Vorzüge voraus hat, oder ob nur die feſte und herrſchende Meinung, von der höhern Vortrefflichkeit ihres Landes, bey den Einwohnern vorhanden iſt.

Oder endlich, die Einwohner dieſer Provinz haben eine größre Anhänglichkeit an ihre Landsleute. Sie ſind vielleicht mehr unter einander vereinigt; die Familien- und Verwandſchafts-Liebe iſt bey ihnen ſtärker, als anderswo; der Umgang, den ſie während ihrer Kindheit und Jugend gehabt haben, beſtimmt ihre Zuneigung ausſchließender, und ihr Herz iſt in reiferem Alter für neue Freundſchaften weniger geöffnet. Die Urſachen hiervon ſind zuweilen verborgen, und ſcheinen in Temperaments-Anlagen zu beſtehn, durch welche die eine Völkerſchaft, gleichſam zum allgemeinen Umgange mit der ganzen Welt und allen Nationen, geneigter und geſchickter gemacht, — die andre veranlaßt wird, ſich abzuſondern und ſich in ſich ſelbſt einzuſchließen: in welchem letztern Falle ihre Glieder deſto genauer unter ſich zuſammenhängen. Zuweilen aber kann man dieſe Urſachen, in der einfachern und häuslichern Lebensart der Einwohner jener Provinz, deutlich entdecken. Denn wo die Menſchen viel familienweiſe zuſammen-

kommen, und außer der Verwandſchaft wenig Umgang zu haben pflegen: da bilden ſich leicht gewiſſe geſellige Gewohnheiten und Eigenheiten, welche dem Menſchen in der Folge jede andre Geſellſchaft, weil er darin dieſe Gewohnheiten nicht wiederfindet, oder dieſe Eigenheiten nicht auslaſſen darf, unangenehm machen.

Das erſte alſo, was den Einwohnern einer Provinz eine ſtarke Vorliebe für dieſes ihr ein⸗geſchränktes Vaterland geben kann, — iſt, wenn dieſe Provinz ſich in ihrer Verfaſſung, von der Verfaſſung der übrigen Provinzen, durch wahre oder eingebildete Vorzüge, auszeichnet. Die Fra⸗ge iſt nun: iſt dieſe Verſchiedenheit der Verfaſ⸗ſungen in den Provinzen eines großen Reichs, wodurch die eine vor der andern begünſtigt wird, oder ſich doch für begünſtigt hält; — iſt dieſe Anhänglichkeit der Provinzen an ihre be⸗ſondern Verfaſſungen, wodurch ſie abgeneigt werden, ſich allgemeinen und gleichen Landesge⸗ſetzen und Einrichtungen zu unterwerfen, ein Glück oder ein Unglück für einen Staat, — ein Gut, welches der Geſetzgeber zu befördern ſuchen muß, oder etwas gleichgültiges, das er ohne Schaden beſtehen laſſen kann, oder endlich ein Uebel, dem er entgegen zu arbeiten hat?

Dieſe Eigenthümlichkeiten der Verfaſſung betreffen entweder den eigentlichen geſellſchaftlichen Vertrag, zwiſchen Landsherrn und Volk, und die Form der Regierung; — oder ſie betreffen die Einrichtungen und Formen, in Sachen der Rechtspflege, der Finanzen, und der Policey. Jeder von dieſen Artikeln erfordert eine eigne Betrachtung.

Der erſte Unterſchied, — der, welcher die politiſche oder Regierungs-Verfaſſung der Provinzen betrifft, iſt ohne Zweifel der wichtigſte; er iſt auch gemeiniglich der, welcher den meiſten Einfluß auf die Geſinnungen der Einwohner hat, und von ihrer Anhänglichkeit an ihren Wohnplatz die vornehmſte Urſache enthält. Wenn, in einer Monarchie, die eine Provinz Landſtände, oder eine Verſammlung hat, die mehr oder weniger Antheil an der geſetzgebenden Gewalt nimmt, indeß die andern Provinzen der Gewalt des Landesherrn ohne Einſchränkung unterworfen ſind, — wie dieß in Frankreich mit den Provinzen Bretagne und Languedoc der Fall war, und jetzt noch in der Oeſterreichiſchen Monarchie mit Ungarn der Fall iſt; — wenn in einem republikaniſchen Staate, dergleichen der Römiſche war, die Einwohner der einen

Provinz vollkommne Bürgerrechte haben, und bey der geſetzgebenden Verſammlung deſſelben mit ſtimmen können, die Einwohner einer andern ſich ihre eigne Magiſtratsperſonen ſelbſt wählen, und in bürgerlichen und Policey-Sachen ihren eignen Geſetzen folgen dürfen, die Einwohner einer dritten hingegen, einem ihnen zugeſchickten Statthalter, als einem Despoten, gehorchen müſſen: ſo kann es, bey der natürlichen Liebe aller Menſchen, und bey der vorzüglichen Neigung gewiſſer Völker, zu Freyheit und Selbſtherrſchaft, unmöglich fehlen, daß nicht die weniger despotiſch beherrſchten Unterthanen, oder die zu einer vollkommnern Gleichheit aufgenommenen Mitbürger, ſich dadurch erhoben fühlen, und den Bezirk, auf welchen dieſe Privilegien eingeſchränkt ſind, als ein ihnen vorzüglich theures Vaterland, anſehen. Selbſt kleinere Vorzüge in der Verfaſſung, die nicht bis zu einer wirklichen Theilnehmung des ganzen Volks an der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt reichen, — ſelbſt nur, wenn es in Einer Provinz gewiſſe privilegirte Stände giebt, die ein vom Landesherrn unabhängiges Anſehn ausüben, oder mit ihm gemeinſchaftlich die Geſetze geben, wie dieß in Schleſien mit Fürſten

und Ständen der Fall war, — ſelbſt nur, wenn einzelne Städte, oder deren Magiſtrats-perſonen merkliche Vorzüge, in Abſicht der Regierungsgewalt, vor andern genießen, — wenn gewiſſe Gerichtshöfe des Landes, ohne Appellation, zu richten das Recht haben: ſelbſt dieſe Vorzüge können oft die Einwohner einer ganzen Provinz, auf ihre Verfaſſung, ſtolz machen, und ihnen einen daraus entſtehenden Patriotismus beybringen.

Aber eben weil dieſe Vorwürfe von ſolcher Wichtigkeit ſind, indem ſie wirklich die Natur des Staatsvereins verändern, und eine Provinz gleichſam zu einem eignen kleinen Staate machen; — eben weil dieſe Unterſchiede, als Unterſchiede der Regierungsform, ſo lebhafte Leidenſchaften erregen, und einen ſo merklichen Einfluß auf Denkungsart und Charakter haben: eben deßwegen ſind ſie bedenklicher; und die Unterſuchung, inwiefern ein darauf gegründeter Patriotismus einzelner Provinzen den Staaten im Ganzen nützlich oder ſchädlich ſey, wird um deſto wichtiger.

Bey dieſer Unterſuchung fällt es, vor allen Dingen, in die Augen, daß die Ungleichheit in der Verfaſſung der Provinzen, und die daraus entſtehende

Trennung des Intereſſes und der Vaterlandsliebe ihrer Einwohner, zur Sicherheit und Befeſtigung der oberſten Regierung der Staaten, wozu ſie gehören, das Ihrige beytrage. Dieß lehrt die geſunde Vernunft, und dieß lehrt die Geſchichte. Jede Theilung der Unterthanen macht es dem Regenten leichter, ſie zu beherrſchen. Ein allgemeiner Aufſtand iſt nicht wohl in einem Reiche möglich, wo kein allgemeiner Gemeingeiſt iſt, ſondern alle Provinzen, oder wenigſtens einige, nur auf die ihnen eigne Privilegien eiferſüchtig ſind, und die Anſprüche ihrer Mitunterthanen entweder nicht achten, oder, als Verſuche ſich ihnen gleich zu ſtellen, mißbilligen. Der Ungarſche Staat hat in einem, für die Oeſterreichiſche Monarchie ſehr gefährlichen, Zeitpuncte, zur Rettung derſelben beygetragen. Und dieſer lebhafte Eifer der Nation für die Aufrechterhaltung des regierenden Hauſes, entſtand wirklich aus der Liebe der Nation, zu ihrer Verfaſſung und zu ihren eigenthümlichen Geſetzen, welche von der jungen und ſchönen Monarchin, auf eine in die Augen fallende Weiſe, waren beſtätigt worden. Zu unſrer Zeit fanden weder das Mißvergnügen eben dieſer Nation, noch die Beſchwerden der Belgier über

gebrochne Grundverträge, bey den übrigen Unterthanen des Oeſterreichiſchen Staates, dasjenige Mitgefühl und diejenige Theilnahme, welche die Gährungen in der einen, und den wirklichen Aufſtand in der andern Provinz der oberſten Landesregierung hätten gefährlich machen können. Der Oeſterreicher, Böhme, Mähre und Lombarde ſahen Forderungen, die ſie nie zu machen gewagt hatten, ſchon an ſich, als halb ungerecht, an; und noch weniger hatten ſie Luſt, Vorrechte, an denen ſie keinen Theil haben ſollten, ihren entferntern Mitunterthanen erſtreiten zu helfen. Die Römer fanden mehr, als einmahl, ihren Schutz, gegen die Empörung mißvergnügter und zurückgeſetzter Provinzen, in der Anhänglichkeit derer, welche von ihnen waren vorgezogen und begünſtiget worden. Unter die Sachen, durch welche die gegenwärtige Revolution von Frankreich das Erſtaunen aller denkenden Beobachter erregt hat, gehört vorzüglich auch der Umſtand, daß ſie über die Parteylichkeit gewiſſer Provinzen für ihre Verfaſſung hat ſiegen können, und daß die Bretagner, die Einwohner der Dauphiné ſo ruhig ihren Nahmen, ihre Vorrechte, ihre Staatenverſammlung und ihre Gerichtshöfe haben vergeſſen können. Es iſt

indeſſen von dem Geiſte der alten Verfaſſung, und dem Hange ſie wieder herzuſtellen noch jetzt nirgends mehr übrig, als in einigen der Provinzen, die ſchon unter der Monarchie ſich einer größern Freiheit, als andre, zu genießen rühmten. Bretagne und einige der angrenzenden Provinzen ſind der Sitz des Vendee-Krieges, von wo aus die Wiederherſtellung der königlichen Regierung, wenn ſie je möglich iſt, noch am erſten erwartet werden darf. *)

Wenn alſo den Völkern ſelbſt daran gelegen iſt, daß Revolutionen des Staats ſo ſchwer, als möglich, gemacht werden: ſo können ſie, in den meiſten großen Reichen, die Einrichtung, welche der Zufall und die Natur der Dinge hervorgebracht hat, ſegnen. Sie können zufrieden ſeyn, daß die Länder, welche nach und nach, durch Eroberung, Kauf, Erbſchaft und Heyrathen, ſich an einander gekettet, oder einer und derſelben regierenden Familie unterworfen haben, um den Staat, der ſie jetzt ſchützt, zu bilden, ſo ungleiche Rechte, ſo verſchiedne Stufen der Freyheit, ſo mannichfaltige Formen der Re-

*) Dieß iſt im Sommer des Jahrs 1795 geſchrieben, und kann vielleicht unwahr ſeyn, ehe dieſer Aufſatz abgedruckt wird.

ſferang mitgebracht haben. Wenn dadurch das Band der Einigkeit geſchwächt wird, welches ihre Glieder mit einander vereinigt: ſo ſind ſie dafür auch ſicherer, daß die, an einem Orte ausbrechenden, politiſchen Krankheiten, nicht den ganzen Staatskörper ſo leicht anſtecken; daß die Volkslaunen und Leidenſchaften, welche die eine Provinz beunruhigen, ſich nicht ſchnell den übrigen Provinzen mittheilen.

Eine zweyte Betrachtung iſt eben ſo einleuchtend: daß es Fälle giebt, wo dieſe Verſchiedenheit, in der Regiments-Verfaſſung der Provinzen, durchaus nothwendig iſt: wenn nähmlich die Völkerſchaften ſelbſt, von welchen ſie bewohnt werden, in natürlichen Anlagen, in ſittlichen und politiſchen Gewohnheiten, zu weit von einander abſtehn, um auf einerley Art regiert werden zu können. Es kann, in der örtlichen Beſchaffenheit der Länder, Urſachen geben, warum für ſie eine freyere Verfaſſung beſſer, als für andre paßt, und von ihnen beſſer genutzt wird. Die Einwohner von Gebürgsländern und die Inſulaner haben ſich von je her, durch eine vorzügliche Liebe zur Freyheit, ausgezeichnet. Bey andern Nationen hingegen iſt die Unterwürfigkeit unter einzelne Menſchen,

Jahrhunderte hindurch, erblich geweſen: und ſie ſind einer Theilnahme, an der Geſetzgebung und Verwaltung ihres Landes, eben ſo wenig fähig, als ſie nach derſelben begierig ſind. Die Römer konnten unmöglich den Aſiatiſchen Ländern eben die Verfaſſung geben und eben die Vorrechte zugeſtehn, welche die Italiäniſchen Staaten in ihrer Nachbarſchaft hatten. — Selbſt ſchon eine, durch Alterthum bey einer Nation befeſtigte, Verfaſſung, nach welcher ſich alle ihre bürgerlichen und Policey-Geſetze gemodelt haben, für welche das allgemeine Vorurtheil die Menſchen in derſelben einnimmt, und welcher gemäß, ſich ihr Charakter gebildet hat: — eine ſolche Verfaſſung kann dieſer Nation, wenn ſie in einen größern Staat eintritt, nicht ohne Ungerechtigkeit, nicht ohne große Zerrüttung, — endlich nicht ohne viele Uebel anzurichten, genommen werden. Dieſe Urſachen allein hätten vielleicht den Kaiſer Joſeph von dem Verſuche abhalten ſollen, Ungarn ſeine eigenthümliche Verfaſſung zu entziehn. Wenn ſie auch wirklich unvollkommner war, als die, welche er dieſem Lande geben wollte; wenn ſie auch wirklich zuweilen eine Störung, für das allgemeine Wohl des Oeſterreichiſchen Staats, verurſachte: ſo war doch

die Nation noch nicht für dieſe Aenderung vorbereitet; die Menſchen in dieſem Lande unterſchieden ſich noch zu ſehr, um eine gleiche Verfaſſung, mit den übrigen Erbſtaaten des regierenden Hauſes, zu ertragen; — und ſie hatten noch zu viel Ehrfurcht und Liebe, für die alten Formen ihrer Regierung, um nicht, durch die Vernichtung derſelben, unglücklich und unzufrieden zu werden.

Von dieſen beyden Seiten alſo, — von der Seite des Einfluſſes auf die Sicherheit der Regierung, und von der des nothwendigen Zuſammenhangs, welchen Regierungsformen, mit der örtlichen Beſchaffenheit der Länder und dem Nationalgeiſte der Einwohner, haben, ſcheint die Verſchiedenheit in der politiſchen Verfaſſung verſchiedner Staatsprovinzen, und die dadurch erregte Eiferſucht jeder auf ihre Vorrechte, dem Staate und der Menſchheit ſelbſt, nützlich zu ſeyn. Aber dieſe beyden Seiten ſind auch, ſo viel ich einſehe, die einzigen vortheilhaften. In jeder andern Rückſicht iſt jene Verſchiedenheit, und noch mehr jene Eiferſucht ein Uebel; — und zwar ein Uebel, das ſich in mannigfaltigen Geſtalten zeigt, und durch mehr als eine traurige Folge wirkſam beweiſet.

Zuerſt iſt eine ſolche Ungleichheit, in den Rechten und der Verfaſſung der Provinzen, wenn ſie ſo weit geht, daß ſie wirklich auf die Glückſeligkeit der Einwohner Einfluß hat, und ihren Geiſt entweder erhebt, oder niederſchlägt, im Allgemeinen eine Ungerechtigkeit: und aus Ungerechtigkeiten können nie andere, als üble Folgen, entſtehn. Sollen Kinder deſſelben Vaters ſo ungleich von ihm behandelt werden? Und iſt die parteyiſche Vorliebe, mit der er das eine derſelben hervorzieht, oder die Nachgiebigkeit, mit welcher er ſein Anſehn gegen das andre einſchränkt, nicht immer eine Urſache von Zerrüttung und Zwiſtigkeit in den Familien? Wenn, in Bretagne und Languedoc, die Stände etwas wirklich vortheilhaftes waren; wenn die, dieſen Provinzen eigne, Verwaltung wirklich ihre Laſten erleichterte und ihren Flor vermehrte: warum ſollten dann die übrigen Franzoſen dieſer Vortheile auf immer beraubt ſeyn? War es möglich, daß die Einwohner der andern Provinzen, die ſich in aller Abſicht ihren begünſtigten Mitbürgern gleich ſahen, ohne einen Unwillen gegen dieſe, ohne einen heimlichen Groll gegen die Regierung zu faſſen, ihre tiefere Knechtſchaft und den ſchwerern Druck der Regierung, der auf ihnen lag, ertrugen?

Und dieß iſt das zweyte Uebel, das, aus jener Ungleichheit, beſonders in einem Staate, deſſen Bürger in allen ſeinen Provinzen gleich aufgeklärt ſind, entſteht: daß, zwiſchen dieſen Provinzen ſelbſt und ihren Einwohnern, mehr oder weniger Eiferſucht oder Feindſchaft herrſcht: wodurch der größte Vortheil vernichtet wird, der von der Vereinigung mehrerer kleiner Länder in einen großen Staat, für das menſchliche Geſchlecht zu erwarten war. Wie kann ein gemeinſchaftliches Intereſſe alle Einwohner eines Reichs beleben, wie kann es einen wahren allgemeinen Patriotismus bey ihnen geben: wenn der eine Theil nur ſeine Privilegien zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten bemüht iſt, und ſie dem Wohl des Ganzen vorzieht, der andre ſich, durch den Mangel ähnlicher Freyheiten, gekränkt fühlt, und von den Gütern, die er mit erwerben, oder vertheidigen helfen ſoll, nicht einen gleichen Antheil zu erwarten hat? — Auch, zu wirklichen Unruhen und bürgerlichen Kriegen, kann dieſe Eiferſucht der Provinzen Anlaß geben. Der, den Römern in ihrer glänzendſten Periode ſo ſchwer fallende, ſo gefährliche Krieg der Bundsgenoſſen war aus keiner andern Urſache entſtanden. Die Verſchieden-

heiten in den Rechten und der Verfaſſung ganz naher, einander völlig ähnlicher Völkerſchaften in Italien, die ſämmtlich zum Römiſchen Staate gehörten, war zu groß, als daß die mit dem lateiniſchen oder Municipalrechte begabten Städte, das Beyſpiel ſolcher in ihrer Nachbarſchaft liegender, deren Einwohner das volle Anſehn Römiſcher Bürger genoſſen, ruhig ertragen konnten. Die, von dieſem beneideten Vorrechte ausgeſchloſſenen, Italiäniſchen Völker, die, unter dem Nahmen der Bundsgenoſſen, wahre Unterthanen der Römer geworden waren, ergriffen ſämmtlich die Waffen, um ſich mit ihren mehr begünſtigten Nachbarn in Gleichheit zu ſetzen. Die Römer fanden auch in der That kein Mittel, die Gemüther zu beruhigen und den Frieden herzuſtellen, als indem ſie denjenigen gleiche Rechte verliehen, denen ſie gleiche Pflichten auflegten, und die übrigens in Sprache, Sitten und Geiſt einander ähnlich waren. In der Folge wurden ſie genöthigt, ihr Bürgerrecht immer auf mehrere Provinzen auszudehnen: ſo wie das Gefühl der Eiferſucht, und die Begierde nach politiſchen Vorrechten ſich, durch ihre Regierung ſelbſt, auf Länder ausbreitete, wo die Menſchen zuvor keines von beyden gekannt hatten. Da-

durch wurden freilich die republikaniſchen Formen ihrer Regierung immer unſchicklicher, und das Weſen der republikaniſchen Freyheit wurde immer mehr vernichtet. Aber es war keine Möglichkeit, ein großes Reich zu errichten und in Einigkeit zu erhalten, und doch dem Bürger Roms ſeine alte Ueberlegenheit, über alle andern Einwohner der bekannten Erde, zu ſichern.

Dazu kommen nun, drittens, die Hinderniſſe, welche eine ſolche Ungleichheit der Provinzial-Verfaſſungen den Entzwecken und Maßregeln der Regierung in den Weg legt, und der nachtheilige Einfluß, den ſie ſelbſt auf die Moralität der Regierung hat.

Ich will des Umſtandes nicht erwähnen, daß für den Regenten jener zuerſt genannte Vortheil, — die Unterthanen durch ſolche Unterſchiede zu theilen, um ſie alle leichter beherrſchen zu können, — gar ſehr durch den Nachtheil aufgewogen wird, daß, in den durch größre Freyheiten ausgezeichneten Provinzen, immer Muſter einer eingeſchränktern Regierung und eines muthigen und wirkſamen Widerſtandes gegen die Regierung, dem ganzen Reiche aufgeſtellt ſind, welche die übrigen Provinzen, früher oder ſpäter, zur Nachahmung reitzen, — ſie we-

nigſtens mit ihrem Zuſtande unzufrieden, und nach Aenderungen der Staats-Verfaſſung begierig machen. Man könnte vielleicht, in unſern Zeiten, in welchem Viele, über dem Gute ſcheinbarer Freyheit, das Glück der Sicherheit und der Ruhe der Staaten, in ihren politiſchen Speculationen, vergeſſen, dieſen Umſtand ſelbſt, als eine wohlthätige Folge jener Verſchiedenheit, anſehen: indem dadurch, in einem despotiſch beherrſchten Reiche, wenigſtens die Idee der Freyheit erhalten würde. Es iſt indeſſen gewiß in jedem Staate dasjenige ein Uebel, was der Verfaſſung die Auflöſung, oder große Veränderungen droht. Große Privilegien, merkliche Ausnahmen von den allgemeinen Unterthanspflichten, — einzelnen Provinzen zugeſtanden, — ſind ein, in den Staat ausgeſtreuter, Saamen der Gährungen und bürgerlichen Unruhen. Auch in Frankreich giengen die Zänkereien der Parlementer mit dem Hofe, die ſpäter zur Revolution Anlaß gaben, von Bretagne aus. Und man kann, von der unruhigen Statthalterſchaft des Herzogs von Aiguillon *) und der Wider-

---

*) Das Wort Statthalter drückt freylich nicht genau das aus, was in Frankreich gouverneur de province hieß, wofür ich es doch hier brauche. Aber in der That

ſetzung des Herrn von Chalotais in jener Provinz, am Ende der Regierung Ludwigs des funfzehnten, die Reihe der Stufen aufzählen, durch welche ſich dieſe Monarchie nach und nach ihrem Untergange näherte.

Aber, ohne Rückſicht auf die Sicherheit der Regierung, ſind jene Privilegien auch ſehr oft ein Hinderniß der wohlthätigen Endzwecke derſelben. Wenn die eine Provinz Vorrechte, und überhaupt eine Verfaſſung hat, welche in

---

laſſen ſich die Magiſtraturen jedes Volks nur mit Wörtern aus ſeiner Sprache benennen. Und in Frankreich ſelbſt waren mit dieſem Titel, zu verſchiedenen Zeiten, ganz verſchiedne Rechte und Aufträge verbunden. Unter Heinrich dem dritten und dem vierten, bis auf die Miniſterſchaft Richelieus herunter, waren die Gouverneurs in den Provinzen wahre Statthalter des Königs: oberſte Befehlshaber über die Truppen und Feſtungen in denſelben, und Häupter der Policeyregierung, — mit einem Anſehn bekleidet, durch welches ſie ſich oft unabhängig machen konnten. Unter der Regierung Ludwigs des vierzehnten und funfzehnten, war ein gouvernement mehr eine Auszeichnung der Ehre, als ein obrigkeitliches Amt: ausgenommen, wenn dem Gouverneur, durch einen beſondern Befehl des Hofes, ein beſtimmter Auftrag gegeben, und ein damit zuſammenhängendes Anſehn verliehn wurde: und dieß war der Fall bey dem Herzoge von Aiguillon, als er Gouverneur von Bretagne wurde.

er andern nicht ſtatt finden: ſo kann die Regierung in ihren Veranſtaltungen nicht gleichförmig, nach allgemeinen Endzwecken und Methoden, verfahren: ſondern ſie muß immer eingeſchränkte Rückſichten nehmen, und ſich oft kleinlicher Mittel bedienen. Bald wird ſie, in wahrhaft nützlichen, und für das Wohl des Ganzen berechneten, Einrichtungen, die aber, um wohlthätig zu ſeyn, allgemein ſeyn müſſen, gehindert, weil ſie die Beyſtimmung derjenigen Provinz nicht erhalten kann, die eine größre Gewalt zum Widerſtande, als andre Provinzen, aber einen eingeſchränktern Patriotismus hat. Bald wird ſie hinwiederum veranlaßt, in den privilegirten und ihr oft widerſtrebenden Provinzen, durch Liſt, Beſtechung und heimliche Wege, dasjenige durchzuſetzen, was ſie, auf dem offnen Wege der Ueberzeugung und des Anſehns, nicht hat erhalten können. Der erſte Umſtand macht, daß in einem Reiche, deſſen Provinzialverfaſſungen zu ungleich ſind, eine gute Policey- und Finanz-Einrichtung, die nur aus der Zuſammenſtimmung, oder aus der Gleichförmigkeit der verſchiednen Lokaleinrichtungen, entſtehen kann, faſt unmöglich iſt: Der zweyte Umſtand macht gemeiniglich, daß der

Cha-

Charakter der Regierung daſelbſt verdorben wird. Jenes wurde von Joſeph dem zweyten bemerkt, und machte einen der vornehmſten Bewegungsgründe aus, die ihn zu dem verunglückten Verſuche, ſeine verſchiednen Länder in ihren Verfaſſungen einander gleich zu machen, antrieb. Dieſes beſtätiget ſich durch das Beyſpiel des ehemahligen Franzöſiſchen Hofes. In der That, wenn die Regierung ſich einmahl zu Ränken, Kunſtgriffen und Beſtechungen herablaſſen muß: ſo nimmt ihr Geiſt und die Politik ihrer Geſchäftsträger dieſe Falte an; und ſie verfahren dann auf ähnliche Weiſe in Fällen, wo Redlichkeit und Offenheit nothwendig wäre.

Ein Landesherr, deſſen Macht in einigen wenigen Theilen ſeines Reichs merklich beſchränkt, und unumſchränkt in allen übrigen iſt, erträgt dieſe Lage nicht leicht, ohne ein lebhaftes Verlangen nach allgemeiner Oberherrſchaft zu bekommen, und alſo an der Untergrabung jener Privilegien im Stillen zu arbeiten. Dieſe Bemühung kann zuweilen auf die Zerſtörung ſolcher Vorrechte gehen, die aus wirklichen Vorurtheilen, oder Mißbräuchen entſprungen waren, und dem Wohl des Ganzen ſchaden. Sie zerſtreuen indeß auch dann die Aufmerkſamkeit des Regen-

ten, und ziehn ſie von ihrem eigentlichen Gegenſtande, der Sorge für die beſte Verwaltung des Reichs, ab. Aber ſehr oft wird der Regent, welcher mit den unnützen, oder unbilligen Privilegien einiger ſeiner Stände und Unterthanen Krieg zu führen hat, zugleich Feind der wohlhergebrachten Rechte und der gegründetſten Anſprüche der übrigen. Indem er dem, durch die Verfaſſung einiger Provinzen, ihm aufgelegten, läſtigen Zwange mit ſeiner Macht entgegen zu arbeiten, oder ihm durch Liſt auszuweichen genöthigt iſt, gewinnet er die unumſchränkte Herrſchaft, welche er in andern ausüben kann, um deſto mehr lieb, und verliert zugleich, in ſeinem Betragen gegen ſeine Unterthanen, diejenige Offenheit und Redlichkeit, welche der ſchönſte Charakter der Regierung iſt.

Unſer Jahrhundert hat einen merkwürdigen Beweis davon geſehen, wie viel ein Staat, durch die Aufhebung großer Verſchiedenheiten zwiſchen den Verfaſſungen ſeiner Theile, an Flor gewinnt; wie nützlich insbeſondre dieſe Veränderung der Provinz ſelbſt ſeyn kann, die ihre Vorurtheile für Herkommen und alte Gewohnheiten aufopfert, um ihre Regierungsform der des Hauptlandes mehr anzupaſſen. Dieſes

Beyſpiel hat die im Jahr 1707 geſchloſſene Union Schottlands mit England gegeben. Keine Nation in Europa war von jeher eiferſüchtiger auf den Vorzug, einen eignen, abgeſonderten Staat auszumachen als die Schottiſche. Auch ſeit dem ſie, bey der Thronbeſteigung Jacobs des erſten, mit England unter einen gemeinſchaftlichen Landesherrn gekommen war, behielt ſie doch ihr eigenthümliches Parlament, und ihre ganze, von der Engliſchen weit abgehende, Geſetzgebung. Die Anhänglichkeit der Schotten an dieſe ihre alte Verfaſſung war, durch den langen Streit, den ſie über ihre Unabhängigkeit mit den Engländern geführt hatten, noch mehr befeſtiget worden. Es waren alſo große Vorurtheile bey jener Nation zu überwinden. Auch fand die Union bey ihr nicht allgemeinen Beyfall. Auch glaubten viele Schottiſche Patrioten, in der Vereinigung Schottlands mit England, in dem aufgehobnen Parlamente des erſten, in den nach Schottland gebrachten Verfaſſungen des letztern, den Untergang und die Knechtſchaft ihres Vaterlandes vorauszuſehen. Der Erfolg hat bewieſen, daß ſie ſich geirrt haben. Schottland iſt, ſeit dieſem Zeitpuncte, aus einem höchſt armen Lande ein blühendes gewor-

den, und wächſt noch täglich an Cultur und Reichthum. Die Bürger und Bauern ſind freyere Leute geworden: und der Adel hat keinen von den Vorzügen verlohren, auf deren Erhaltung er mit Recht eiferſüchtig ſeyn konnte.

Aber dieſes Beyſpiel zeigt auch, welches die einzige rechtmäßige Art iſt, dieſe Veränderung zu machen. Einer Provinz, die entweder mit dem ausdrücklichen Vertrage, ihre alte Verfaſſung beyzubehalten, in einen größern Staat eingetreten, oder die doch, in dem unbeſtrittnen Beſitze gewiſſer Vorrechte, ſeit langer Zeit geweſen iſt: einer ſolchen Provinz ihre eigenthümliche Regierungsform mit Gewalt zu rauben, oder durch Liſt zu entziehn, iſt immer eine große Ungerechtigkeit; und der vermeinte Nutzen dieſer Unternehmung kann dieſelbe nicht rechtfertigen. Nur, durch einen neuen Vertrag, kann der alte aufgehoben werden. Die Ueberzeugung der Einwohner der Provinz, von der Nützlichkeit einer veränderten Verfaſſung, muß dieſelbe vorbereiten: und die freye Einwilligung derſelben, oder ihrer Repräſentanten, muß ſie rechtskräftig machen.

Die zweyte Art der Verfaſſungen, auf welche die Einwohner einer Provinz ſtolz ſeyn,

oder um derentwillen ſie eine, auf dieſe ihre Provinz eingeſchränkte, Vaterlandsliebe haben können, iſt die Verfaſſung der Finanzen, — die Größe und Beſchaffenheit der Auflagen, die ſie bezahlen, und die Art, wie dieſe erhoben werden.

Ohne Zweifel ſind Vorrechte, welche eine Provinz vor den übrigen, in Abſicht der zu bezahlenden Abgaben, beſitzt, diejenigen, welche von dem ganzen Volke am meiſten geſchätzt, und am ängſtlichſten bewacht werden. Auch der gemeinſte Mann wird den Vortheil gewahr, der für ihn daraus entſpringt, daß er von gewiſſen Steuern frey iſt, die ſeine Mitunterthanen an andern Orten zu bezahlen haben, oder daß er gewiſſe Waaren wohlfeil kaufen kann, welche durch die landesherrlichen Monopolien, in andern Provinzen theuer gemacht werden. Die Erhebungsart der Auflagen fällt zwar nicht allen Menſchen ſo deutlich in die Augen, als ihre Größe, und ihre Folgen werden vom Privatmanne nicht ſo lebhaft gefühlt. Aber doch ſchmeichelt es gemeiniglich den Einwohnern einer Provinz, wenn ihre Stände, oder ihre Obrigkeiten die Vertheilung der vom Landesherrn ausgeſchriebenen Auflagen ſelbſt zu beſorgen haben, indeß in andern Provinzen der Beytrag jedes Unterthanen,

von der Landesregierung, unveränderlich beſtimmt wird.

Indeß, in eben dem Maße, in welchem die Vorzüge, welche eine Provinz vor der andern in Abſicht der Abgaben beſitzt, und die Ausnahmen, die ihr in der Tragung der allgemeinen Laſten zugeſtanden werden, ihr ſelbſt nützlich ſcheinen: in eben dem Maße ſind ſie dem ganzen Staate ſchädlich. Wenn, durch irgend eine Unvollkommenheit der vormahligen Franzöſiſchen Regierung, Frankreichs Wohlſtand gehindert, das Volk gedrückt und zur Unzufriedenheit gereitzt worden iſt; wenn irgend ein Fehler der Verfaſſung die gegenwärtige Zerrüttungen dieſes unglücklichen Landes veranlaſſet hat: ſo liegt dieſe Unvollkommenheit und dieſer Fehler, in der äuſſerſten Ungleichheit des Finanzſyſtems, das in Abſicht der verſchiednen Provinzen befolgt wurde. Den Flor Englands hingegen leitet einer ſeiner geſchätzteſten Schriftſteller im Finanzfache *), hauptſächlich von der Beſtimmtheit und Allgemeinheit der Abgaben, welche ſeine Bürger bezahlen, und von der Gleichförmigkeit der Methoden her, mit welchen dieſe Abgaben erhoben werden.

---

*) Smith vom National-Reichthum.

In der That, wie iſt es, zuförderſt, möglich, Unzufriedenheit und Murren in einem Lande zu verhüten, wo die Einwohner des einen Bezirks mit ſchweren Auflagen belaſtet ſind, von welchen ſie die Einwohner einer benachbarten Provinz befreyt ſehn; wo die einen der willkührlichen Beſchatzung eines Intendanten und ſeiner Subdelegirten gleichſam preisgegeben ſind, die andern die Auflagen ſelbſt unter ſich zu vertheilen das Recht haben; wo an dem einen Orte das Salz, eines der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, um ſeinen urſprünglichen Preis, oder mit einer kleinen Erhöhung, an einem andern um das zehn- und zwanzigfache bezahlt wird? *) Die Verſchie-

*) Der Ungleichheiten in den Abgaben der Franzöſiſchen Provinzen waren, in keinem Zweige der Finanzen, ſo viele, in keinem waren ſie ſo ungeheuer, als in dem Zweige des Salzmonopols. Das Königreich war, wie wir aus Neckers Werke über die Finanz-Verwaltung in Frankreich, (1tem Kap. des 2ten Bdes) wiſſen, in Abſicht dieſer Auflage, in ſechs ſehr ungleiche Theile getheilt. Der erſte, welcher beynahe den dritten Theil des Königreichs ausmachte, und die meiſten innern Provinzen des Landes, und von den Gränzprovinzen die Picardie und Champagne, in ſich begriff, hieß le pays des grandes gabelles: nnd hier ſtieg der Preis des Centners Salz auf den

denheit, in der politiſchen Verfaſſung der Provin-
zen, kann den Augen des gemeinen Mannes ver-

---

ungeheuern Preis von 62 Livres. Nach ihm folgten, in Abſicht der Schwere der Auflage, die ſogenannten provinces des petites gabelles, wozu viele mittägliche Grenz-Provinzen, als Provence, Languedoc, Dauphiné, Rouſſillon, und einige im Innern liegende le Lionnois u. ſ. w. gehörten: und hier wurde der Centner Salz zu 33 Livres 10 Sous verkauft. In den pays des salines, der dritten Abtheilung, wozu die drey Lothringiſchen Biſthümer gehörten, koſtete der Centner Salz 21 Livres 10 Sous. Eine vierte Abtheilung, aus mehreren weſtlichen Provinzen, (Poitou, Aunis, Saintonge, Guienne) beſtehend, hieß pays redimé: und hier war, wegen einer unter Heinrich dem zweyten, von dieſen Provinzen, für die Befreyung vom Salz-Impoſt, einmahl für allemahl bezahlten Summe Geldes, der Verkauf des Salzes völlig frey und nur einer kleinen Abgabe unterworfen: ſo das der Preis des Centners ſich zwiſchen 6 und 12 Livres hielt. Le provinces franches, wozu das, in ſo vielen Stücken begünſtigte und doch arme, Bretagne, nebſt Artois, Flandern, Hennegau und verſchiednen zerſtreuten Bezirken gehörten, machten die 5te Abtheilung aus. Sie waren von der Salzabgabe durchaus frey. Und da ſie zum Theile, (wie z. B. Bretagne) die Sitze der Salzfabrication waren: ſo waren hier die Preiſe die allerniedrigſten. In Bretagne galt der Centner Salz nicht über 2 Livres: und der höchſte Preis in dieſen Provinzen ſtieg nicht über 9 Livres. Der ſechſte ſehr kleine Theil, welcher pays de quartbouillon hieß, und wo der Centner Salz ungefähr 18 Livres verkauft wurde, verdient nicht, daß wir uns bey ihm aufhal-

borgen bleiben: oder die Wirkungen, welche ſie auf ſeinen Wohlſtand hat, können ihm zweydeutig ſcheinen und ihn gleichgültig laſſen. Aber darüber, was er mehr zu bezahlen hat, und weniger empfängt, als andre: darüber ſind ſeine Augen geöffnet, und darauf ſind alle ſeine Begierden geſpannt. Die Ungleichheit der Abgaben, und die mehr oder wenig drückende Art ſie zu erheben, bleibt gewiß, von den Einwohnern, der belaſteten Provinzen, ſo wenig, als, von denen der begünſtigten, unbemerkt. Die Folgen davon äußern ſich unfehlbar, in dem verſchiedenen Wohlſtande beyder: und ihre Geſinnungen gegen die Regierung können alſo nicht dieſelben ſeyn.

Dazu kömmt nun, daß, eben um dieſe Verſchiedenheit des Finanzſyſtems in den verſchiedenen Provinzen aufrecht zu erhalten, — um ſo ungleiche Abgaben, in nahe an einander gelegnen Gegenden, ſicher einzutreiben, ihre Erhe-

ten. So groß war alſo der Unterſchied der durch dieſe Finanzverwaltung verurſachten Preiſe, daß das Salz, welches in der einen Provinz 2 Livres zu ſtehen kam, in der andern 62 koſtete! Und dieß noch dazu in Provinzen, die an einander gränzten, wie Bretagne und Normandie!

bungsart koſtbarer, zuſammengeſetzter und drückender werden muß. Insbeſondre iſt dieß, von der Ungleichheit der Conſumtionsabgaben und der landesherrlichen Monopolien, wahr. Indem dadurch der Preis einer und eben derſelben Waare, in der einen Provinz, weit höher gemacht wird, als in der andern: ſo iſt das Verboth der Einfuhre ſolcher Waaren, aus einer Provinz in die andre, eine unvermeidliche Folge. Dieſes Verboth kann, in an einander gränzenden, und durch beſtändigen Verkehr mit einander zuſammenhängenden Ländern, nicht anders, als durch immerwährende und vervielfältigte Aufſicht, durch die Menge der die Grenzen bewachenden Beamten, und durch die Strenge der auf den Unterſchleif geſetzten Strafen, in Ausübung gebracht werden. Jene Beamten erforden neue Koſten, und dieſe Strafen erregen neue Unzufriedenheit. Letztre ſind vorzüglich deßwegen ſo ſehr verhaßt, weil eben das ungleiche Finanzſyſtem, welches die Strafen ſchärft, den Reitz zum Verbrechen aufs äußerſte vermehrt. Wer konnte in Frankreich hoffen, dem Schleichhandel mit Salz, aus Bretagne nach der Normandie oder Anjou, zu wehren, wenn es in jener Provinz 2 Livres, in dieſer 62 koſte-

te? Es waren alſo immer Schaaren von Menſchen, welche ſich damit, trotz aller Härte der Strafen, abgaben; — und, bey der großen Anzahl der Schleichhändler, war auch die Anzahl derjenigen nicht unbeträchtlich, die jährlich in die Hände der Gerechtigkeit fielen, und auf den Galeeren für Verbrechen büßten, welche erſt das angenommene Finanzſyſtem zu Verbrechen gemacht hatte. *)

Außer dem Nachtheile, welchen, bey der Ungleichheit in der Größe, der Art, und der Er-

*) Bloß wegen des Schleichhandels mit Salz, von den freyen Provinzen nach den belaſteten, und beſonders von Bretagne aus, auf den Wegen von Laval und Angers, wurden alle Jahre 2,300 Männer, 1,800 Weiber, 6,600 Kinder, angehalten und gefangen geſetzt, wovon viele zwar, nach einer kurzen Gefangenſchaft, mit einer kleinen Strafe entlaſſen, viele aber auch in einem Jahre mehr, als einmahl, eingeſteckt wurden. Dreyhundert Perſonen wurden im Durchſchnitte alle Jahre, wegen des mit Salz und Taback von Provinz zu Provinz getriebnen Schleichhandels, zu den Galeeren verurtheilt. Gemeiniglich waren, unter den Galeerenſklaven, 17 bis 1800 Schleichhändler dieſer Art: und ſie machten den dritten Theil der ganzen Anzahl aus. Fünftauſend Menſchen, deren Unterhaltung ungefähr 2 Millionen Livres koſtete, wurden dazu gebraucht, der heimlichen Einfuhr des Salzes und Tabacks, aus den freyen in die mit dem Monopol beſchwerten Provinzen, zu wehren. (Necker a. ang. Orte.)

hebungsmethode der Abgaben, die zur Verhütung des Schleichhandels nöthigen Verfügungen unmittelbar hervorbringen, haben ſie noch die entferntere böſe Folge, daß ſie den innern Handel zwiſchen den Provinzen überhaupt ſtören, oder erſchweren, indem die, von einer in die andere gehenden, Waaren vielen läſtigen Unterſuchungen unterworfen werden müſſen, damit die, deren Verſendung erlaubt iſt, von denen, bey welchen ſie verboten iſt, unterſchieden werden können. Wozu noch kommt, daß, wenn durch die Verſchiedenheit in den Rechten und Freyheiten irgend einer Art, beſonders aber derer, welche die Einkünfte betreffen, die Eiferſucht einer Provinz gegen die andre rege geworden iſt, ſie ſelbſt einander die gegenſeitige Einfuhr ihrer Producte erſchweren. Vielleicht hat Ungarn nicht ſo viele Vortheile aus ſeiner eigenthümlichen Verfaſſung gezogen, als es dadurch Nachtheil gelitten hat, daß es, in Abſicht des Verkehrs mit ſeinen Weinen und Früchten, von den übrigen Oeſterreichiſchen Ländern, als ein fremder Staat, behandelt worden iſt.

Gewiß alſo iſt es, daß keine Art von Provincial-Patriotismus der wahren, auf das Wohl des Staats gerichteten, Vaterlandsliebe mehr

ſchadet, als der, welcher auf der Befreyung von den allgemeinen Laſten der übrigen Staatsbürger gegründet iſt. Es iſt gewiß, daß, wenn die Unterthanen eines großen Reichs ihren wahren Vortheil verſtehn, ſie keiner Verfügung der Obrigkeit mehr die Hände biethen werden, als der, durch welche ſie ein einfaches und übereinſtimmendes Finanzſyſtem, in allen Theilen deſſelben, einzuführen ſucht. *)

Jede andre Ungleichheit, in den Geſetzen und Rechten der Provinzen, kann in den Verſchiedenheiten ihren Grund haben, welche ſich, in der Natur und Lage der Länder, oder in dem Charakter der Einwohner, vorfinden. Und, wenn eine Verfaſſung nicht allzu ſchlimme Fol-

*) Wie wenig in Frankreich, vor der Revolution, dieſe Geſinnung herrſchte; wie wenig ſich die Regierung getraute, den in Abſicht der Auflagen privilegirten Provinzen, auch die kleinſte Aufopferung ihrer Vorrechte, zum Beſten ihrer über alles Maß belaſteten Mitunterthanen, zuzumuthen, zeigt die große Behutſamkeit, mit welcher Necker im angezognen Werke ſeine Vorſchläge, zu Verminderung der äußerſten Ungleichheit in Abſicht der Salz-Abgabe, that, — und zeigt die Mangelhaftigkeit dieſer Vorſchläge ſelbſt. Nur ein alle Dämme niederreißender Strom, dergleichen die Revolution war, der aber auch das Land ſelbſt verwüſtete, konnte ſo eingewurzelte Vorurtheile ausrotten.

gen hat: ſo wird ſie ſchon dadurch gerechtfertigt, daß ſie alt, daß ſie dem Volke werth, daß ſie in alle Einrichtungen der Provinz verflochten iſt. Aber davon kann es keinen Grund geben, daß Bürger, welche gleiche Vortheile von dem Schutze der Regierung genießen, ungleiche Beyträge zur Unterſtützung derſelben thun. Die Laſten, welche der Staat auflegt, können dadurch nur erträglich werden, wenn ſie allgemein ſind. Das Salz hätte, in ganz Frankreich, in einem mäßigen Preiſe verkauft werden können, wenn das königliche Monopolium allgemein, und die Steigerung des Preiſes allenthalben gleich geweſen wäre. Und gewiß würden die Einwohner von Bretagne oder Guienne, wenn ſie ſich hätten gefallen laſſen, den Centner Salz, der bey ihnen zwiſchen 2 und 10 Livres ſtand, etwas höher zu bezahlen, um es den Einwohnern der Picardie und Champagne, die es um 62 Livres kauften, in einem wohlfeilern Preiſe zu verſchaffen, in dem ungehinderten Verkehr, in dem allgemeinen Wohlſtande, und in der allgemeinen Zufriedenheit von ganz Frankreich, einen hinlänglichen Erſatz gefunden haben.

Doch auch hierin muß, nicht nur die Weisheit, ſondern auch die Gerechtigkeit der Regie-

rung die Maßregeln derſelben leiten. Auch in dieſem Puncte muß, bey wichtigen Aenderungen, die Einſicht und der Wille der Unterthanen den Anſtalten der Regierung entgegen kommen.

Es iſt, zuerſt, klar, daß die Beſteurung, bey ganzen Provinzen eben ſo wohl, als bey einzelnen Privatperſonen, ihrem Vermögen und ihren Nahrungsquellen proportionirt ſeyn müſſe. — Aber eben in dieſer Proportion beſteht diejenige Allgemeinheit und Gleichheit des Finanzſyſtems, von der ich rede. Nicht dadurch, daß eine Provinz genau dieſelben Abgaben, und nach eben dem Tarif, als die andre, bezahlt, ſondern dadurch, daß ihre Abgaben an den Staat, mit ihrem Reichthume in gleichem Verhältniſſe ſtehn, wird jene koſtbare Gleichheit aufrecht erhalten. Es können, zweytens, gewiſſe Immunitäten der Provinzen, wenn ſie gleich unbillig ſind, doch dergeſtalt durch Verträge befeſtigt, oder durch Alterthum und Gewohnheit geheiligt ſeyn, daß es von der Regierung ungerecht, oder unklug ſeyn würde, an ihre Abſchaffung zu denken.

Es giebt noch zwey Theile der Verfaſſung, durch welche ſich die Provinzen unterſcheiden, und an welchen ihre Einwohner, durch eine Art von ſcheinbarem Patriotismus, hängen können: das ſind die jeder eignen Civil-Rechte und Policey-Einrichtungen.

Es hat Zeiten gegeben, wo den verſchiednen Völkerſchaften, die ſich mit einander zu einem Staate vereinigten, oder von einem Eroberer in einen widernatürlichen Zuſammenhang gezwungen wurden, nichts wichtiger war, als die Beybehaltung ihrer alten Rechtspflege und der Geſetze, welche dieſelbe anordneten. Das waren die Zeiten, wo die Rechtswiſſenſchaft überhaupt noch in ihrer Kindheit war, und die Nationen ſehr ungleiche Fortſchritte darin gemacht hatten. Eine rohe, mit Ackerbau, Künſten und Handel, noch wenig bekannte Nation konnte unmöglich die verwickelte Geſetzgebung einer verfeinerten, kunſtfleißigen und handelnden verſtehen, oder ertragen. Und ein geſittetes Volk konnte ſich unmöglich mit den einfachen, oft widerſinnigen Beſtimmungen, in Abſicht des Eigenthums behelfen, welche eine bisher von der Jagd, oder der Viehzucht lebende Horde, aus ihren Wäldern in das angebaute Land des erſtern,

mit

mitgebracht hatte. Daher kam es, daß in der erſten Periode der, auf dem Römiſchen Gebiethe neu errichteten, Fränkiſchen, Gothiſchen und Lombardiſchen Reiche, ſich nicht bloß die Provinzen, ſondern die einzelnen Perſonen, in Abſicht der Civil-Rechte, unterſchieden, unter welchen ſie ſtanden. Es war einem jeden erlaubt, zu wählen, ob er nach Römiſchem, oder nach Longobardiſchem und Weſtgothiſchem Rechte, gerichtet ſeyn wollte. Als in der Folge einzelne Städte, durch eine vollkommnere Rechtspflege, und durch einen vernünftigern Proceßgang und reifer ausgebildete Civilgeſetze, Vorzüge vor andern erlangten, wurden dieſe die Muſter und Geſetzgeber für die übrigen. Das Lübecker und Magdeburger Recht wurde nicht nur, durch ganz Deutſchland, ſondern auch durch Schleſien und Pohlen, von Städten und Landſchaften, bey ihren Landesherrn, als eine Begünſtigung, geſucht, und von denen, die im Beſitze deſſelben waren, als ein koſtbares Vorrecht, hochgehalten. In dieſem Zuſtande der Dinge war es natürlich, daß diejenigen Provinzen, welche ihren übrigen Mitbürgern, in einem für das Privatwohl ſo wichtigen Puncte, als deutlichere, beſtimmtere und vernünftigere Anordnun-

gen, in Abſicht des Eigenthums und deſſen Uebertragung, ſind, überlegen zu ſeyn glaubten, eiferſüchtig darauf waren, und ſich weder dieſen Vorzug rauben laſſen, noch ſelbſt ihn mit andern theilen wollten.

Nachdem die Wiſſenſchaft des Rechts, die an ſich durch Grundſätze beſtimmt iſt, und der alſo auch ein innerer Anſpruch auf Allgemeinheit zukömmt, allenthalben Fortſchritte gemacht hat, — wozu die Ausbreitung des Römiſchen Rechts unſtreitig das meiſte beytrug: — ſo unterſcheiden ſich die Nationen Europens, in ihrer Rechtspflege und in ihren Civilgeſetzen, weit weniger, als ehedem; und der Unterſchied zwiſchen den Provinzen deſſelben Reichs, in dieſer Abſicht, iſt unſtreitig noch geringer. Allenthalben ſind, bey derſelben Verwickelung der Geſchäfte, auch dieſelben Fälle zur Entſcheidung der Gerichtshöfe gekommen; und die Gleichheit der Verhältniſſe, der Bedürfniſſe und der Beſchäftigungen hat auf gleiche Regeln, zur Schlichtung der ſich ereignenden Streitigkeiten, geführt. Dasjenige, wodurch ſich jetzt noch die Provincial-Geſetze, in bürgerlichen Sachen, von den Landesgeſetzen unterſcheiden, beſteht größtentheils, — (außer denjenigen Puncten, die zu-

gleich in die Verfaſſung eingreifen, wie z. B. die Unterſchiede des Lehnrechts von dem allgemeinen Rechte ſind, oder ſolchen, die ſich auf örtliche Umſtände beziehn, — welche aber mehr Zuſätze, als Aenderungen, in dem allgemeinen Geſetzbuche verurſachen,) in ſolchen Rechtsbeſtimmungen, die allenthalben willkührlich ſind, und in Abſicht deren, obgleich vielleicht ein Beſſeres und Schlechteres ſtatt finden mag, doch das abſolut Beſte nicht mit Gewißheit gefunden werden kann. Dazu gehören die Geſetze der Erbfolge, die Beſtimmung der Verjährungszeit und des Alters der Mündigkeit, die Verträge zwiſchen Eheleuten. Augenſcheinlich können, auch von dieſen Beſtimmungen, einige mehr, andre weniger Grund in den natürlichen oder geſellſchaftlichen Verhältniſſen haben, die jedem Orte eigen ſind. Das ausſchließende Recht des Erſtgebohrnen, die liegenden Güter zu erben, paßt für England, wo die Stammhalter gewiſſer Familen zugleich Mitglieder eines geſetzgebenden Körpers ſind: — und es paßt nicht für die vereinigten Staaten in Nord-Amerika, wo der Senat, oder das, was in Großbritannien das Oberhaus heißt, ſo gut, wie das Unterhaus, vom Volke gewählt wird.

Im Allgemeinen aber ſind weder dieſe Eigenthümlichkeiten der Geſetze, für die Länder, wo ſie herrſchen, von ſolcher Wichtigkeit, noch ſind die übeln Folgen von der Verſchiedenheit, die, in Abſicht ihrer, zwiſchen einer und der andern Provinz, obwalten, ſo merklich: daß die Provinzen große Urſache hätten, auf der Beybehaltung dieſer ihnen eignen Rechte zu beſtehen; oder der Staatsverwalter große Urſache hätte, eine Gleichförmigkeit derſelben zu wünſchen und zu veranſtalten. Das, was die Einwohner einer Provinz, bey der Vertauſchung ſolcher Provincial- gegen die allgemeinen Landes-Geſetze, befürchten könnten, iſt die Unbequemlichkeit des Uebergangs von einer Einrichtung zur andern, nicht der fortdauernde Nachtheil, welchen die neue Einrichtung der Dinge verurſachen würde. Die plötzliche Aenderung der Erwartungen, welche man bisher, in Abſicht gewiſſer künftigen Anſprüche, gehabt hat, iſt unangenehm, und bringt zuweilen Verwirrungen hervor. Die Unbekanntſchaft mit neuen Rechten giebt immer anfangs zu Irthümern, auf der einen, zu gefliſſentlichen Täuſchungen, auf de andern Seite, Anlaß. Aber alle dieſe Unbequemlichkeiten ſind vorübergehend. Dagegen entſtehen andre aus

der Ungleichheit der Civilrechte in verſchiednen Provinzen: und dieſe dauern fort. So oft der Einwohner einer Provinz Geſchäfte in der andern hat, wenn er ſich daſelbſt niederläßt, oder verheyrathet: ſo iſt er eben ſo oft falſchen Erwartungen und Irrthümern ausgeſetzt. Und die Richter ſelbſt werden, durch dieſe Mannigfaltigkeit der Geſetze, entweder zu einem ſehr läſtigen und im Grunde unnützen Studium genöthigt, oder zu Fehltritten verleitet.

Indeſſen hängen die Menſchen ſo ſehr an Gewohnheiten, und manche Provinzen insbeſondre ſo ſehr an dem, was ſie das Ihrige nennen, und wodurch ſie ſich unterſcheiden: daß auch die Erhaltung wenig bedeutender, oft bloß eigenſinniger und ſeltſamer Beſtimmungen ihres örtlichen Rechs, den Eifer ihrer Patrioten nicht ſelten erregt hat. Dieſe Stimmung der Gemüther iſt unſtreitig fehlerhaft: und der vernünftige Mann an jedem Orte ſoll billig ihr entgegen arbeiten. Ihm liegt es ob, ſeinen Landsleuten zu zeigen, daß es ein wahrer Gewinn für einen Staat ſey, wenn in allen den Fällen, wo nicht ein augenſcheinlicher Unterſchied, in der Art und dem Erwerbe des Eigenthums einen Unterſchied in den Regeln des Rechts, wodurch es geſichert

wird, nothwendig macht, ein und derſelbe Civil-Codex durch alle ſeine Provinzen herrſcht; — und daß das hartnäckige Beſtehen jeder Provinz, auf Eigenheiten ihrer Geſetze, wovon ſie keinen befriedigenden Grund angeben kann, und wovon ſie keinen wahren Nutzen hat, nicht die Liebe ihrer Einwohner zu ihrem kleinen Vaterlande, ſondern ihre Gleichgültigkeit gegen das Beſte des großen, welches der ganze Staat iſt, — und ihre Anhänglichkeit an Vorurtheile beweiſe. Es iſt zu hoffen, daß der Preußiſche Staat, der ſchon, in ſo vielen Theilen der Rechtspflege, Muſter der Verbeſſerung aufgeſtellt hat, bey der jetzigen Reviſion ſeiner verſchiednen Provincialgeſetze, auch dieſen Gegenſtand nicht aus den Augen laſſen wird, unnütze Verſchiedenheiten des Rechts nach und nach abzuſchaffen. Und es iſt, von dem Grade der Aufklärung, der in den meiſten Provinzen dieſes Reichs herrſcht, zu erwarten, daß die Stände und Einwohner derſelben, dieſer nützlichen Reform nicht das bloße Anſehn des Alters und des Herkommens entgegen ſetzen werden.

Den Civilgeſetzen ſind die Policey-Verfaſſungen ſehr ähnlich: nur häufen ſich bey dieſen die Urſachen, warum ſie an verſchiednen Orten

verſchieden ſeyn müſſen. Da ſie in die kleinern Theile des geſellſchaftlichen Lebens eingreifen, und eine Beziehung auf den phyſiſchen Zuſtand des Landes, deſſen Benutzung oder Verbeſſerung ſie befördern ſollen, oder auf die Gewohnheiten und Sitten der Menſchen, haben, deren Mißbräuche ſie zu verhüten beſtimmt ſind: ſo können ſie nicht ſo allgemeinen Principien, als das Recht, unterworfen ſeyn. Uebrigens iſt auch, in Abſicht ihrer die Abweichung einer Provinz von der andern viel gleichgültiger, für die Einigkeit des Staates und die Uebereinſtimmung in dem Syſtem der Regierung, als die Ungleichheit in der Verfaſſung und in den Rechten. Auch hier herrſchen indeß oft ungegründete Vorurtheile, welche die Gleichförmigkeit auch da, wo ſie möglich wäre, verhindern. Man hat ſchon lange auf Mittel gedacht, Gleichheit der Maße, Gewichte, Münzen, Geleiſe, Rechnungsarten, und Innungsgeſetze in ganzen Reichen hervorzubringen. Aber, außer den Schwierigkeiten, welche die ſichere und unwandelbare Feſtſetzung dieſer Gegenſtände, aus phyſiſchen und mathematiſchen Gründen, hat; legt der Gleichmachung derſelben auch noch der Umſtand ein Hinderniß in den Weg, daß, eben weil dieſe Sachen Kleinigkeiten ſind,

— aber Kleinigkeiten, die täglich und in allen Geſchäften vorkommen, — der Gewohnheitstrieb der Menſchen ſich feſter an ſie hängt, und dieſe daher durch darin vorgenommene Aenderungen mehr, als durch an ſich wichtigere Umkehrungen der Geſetze und Verfaſſungen, in ihren Zirkeln geſtört werden. Der Bauer eines Landes würde ſich ſeinen Scheffel, und der Krämer einer Stadt würde ſich ſeine Elle ungerner nehmen laſſen, um ſie gegen andre zu vertauſchen, als beyde ihre bisherigen bürgerlichen und peinlichen Geſetze. Dieſe kennen ſie nur vom Hörenſagen, mit jenen haben ſie alle Tage zu thun. In der That ſind auch die Unordnungen und Betrügereyen, die aus ſolchen Aenderungen, in Sachen der Policey, entſtehn, anfangs weit größer, als die, zu denen ein neues Geſetzbuch Anlaß giebt. Weil nun der Nutzen, der aus Reformen dieſer Art, in der Folge, entſpringt, nur geringe, und das Mißvergnügen, welches anfangs dadurch erregt wird, groß iſt; ſo hat man bisher mit Recht Unterſchiede dieſer Art, in den Provinzen aller Europäiſchen Reiche, fortdauern laſſen.

Aus der Ueberſicht deſſen, was von der Anhänglichkeit der Provinzen an die verſchiednen

Zweige ihrer eigenthümlichen Verfaſſung, und von dem Nutzen oder Schaden der Verſchiedenheit unter den Provinzen, in Abſicht jedes dieſer Zweige, geſagt worden iſt, ergiebt ſich die Regel, daß in dem Verbeſſerungs-Plane großer Reiche zwey Abwege zu vermeiden ſind. Der eine iſt der, auf welchen, wenn den öffentlichen Nachrichten zu trauen iſt, der Kaiſer Joſeph der zweyte gerieth, — das, was die Engländer das levelling system nennen, — die Begierde alles gleich zu machen, — und einander ganz unähnliche Länder und Völker unter eine gleiche Regierungsform und eben dieſelben Geſetze zu zwingen. Dieſer Verſuch, der den Monarchen mit der Hoffnung einer weit leichtern Regierung ſchmeichelt, und ihm das Ideal einer vollkommnern Regelmäßigkeit zum Zwekke darſtellt, wird doch immer, — ſo wie er ſich in dem gedachten Falle gezeigt hat, — zugleich gefährlich und ſchädlich ſeyn. Gefährlich für den Monarchen: weil es weit mehr Erbitterung erregt, wenn man den Menſchen ihre alten Gewohnheiten raubt, als es Liebe erweckt, wenn man ihnen einige neue Vortheile zuwendet, die ſie nicht begehren. Schädlich für die Völker: weil man in der Regierung, wie in allen Din-

gen, das Ungleichartige auf eine unähnliche Art behandeln muß. — Die Menſchen und die Nationen nähern ſich einander in der That, indem ſie vollkommner werden. Ihre Meinungen werden übereinſtimmender, ſo wie ſie mehr Wahrheit enthalten; und ihre Sitten und Gewohnheiten werden gleichförmiger, ſo wie ſie den Regeln des Guten und Schönen mehr gemäß ſind. Der natürliche Fortgang in jedem großen Reiche, deſſen Einwohner an Cultur und Aufklärung zunehmen, iſt auf eine immer größere Verähnlichung ſeiner Provinzen und ihrer Einwohner gerichtet: woraus nach und nach die Ausgleichung ihrer Verfaſſungen und Geſetze, ſo weit ſie nicht in örtlichen Beſchaffenheiten gegründet ſind, von ſelbſt entſteht. Dieſem Zeitpuncte aber durch raſche Reformen zuvorkommen wollen, und ſelbſt die beſſern Geſetze da einführen, wo noch die unvollkommnern dem Zuſtande des Volks und des Landes mehr angemeſſen ſind, heißt die Verbeſſerung der Dinge mehr verhindern als beſchleunigen: zu geſchweigen, daß ſolche unvorbereitete Aenderungen, die nicht die Einwilligung der Völker haben, ſelten ohne wirkliche Ungerechtigkeit möglich ſind.

Der zweyte Abweg iſt die hartnäckige Anhänglichkeit ſowohl der Provinzen ſelbſt, als der Staatsmänner, die ſie regieren, an jede unnütze und leicht abzuändernde Eigenheit ihrer Geſetze und Gewohnheiten; — eine Anhänglichkeit, welche jeden Unterſchied, den bloß der Zufall, oft die Barbarey der vorigen Zeiten, und die Unwiſſenheit der Menſchen, in Abſicht ihres wahren Vortheils, hervorgebracht hat, und der doch die Provinzen theilt, die Regierung erſchwert, und die Fortſchritte der Geſetzgebung unnütz macht, zu verewigen bemüht iſt.

Es iſt der größte Vortheil, den die Menſchen, durch die Vereinigung in größere Staaten, erhalten, — eine Vereinigung, wobey ſie doch ſo manche andre ſchätzbare Güter, die an die Kleinheit, und einen überſehbaren Umfang der bürgerlichen Geſellſchaft geknüpft ſind, aufopfern müſſen, — daß ſie ihre alten, zum Theil aus Zufall, zum Theil aus Irthum und Geiſtesmängel entſtandnen, National-Eigenheiten, wodurch oft die nächſten Nachbarn von einander entfremdet wurden, als Glieder Eines Staatskörpers, leichter ablegen, und, unter eine gemeinſchaftliche Regierung vereiniget, nach und nach auch zu derjenigen Uebereinſtim-

mung in Begriffen und Sitten kommen, welche mit der Vernunftmäßigkeit derſelben verbunden zu ſeyn pflegt.

Es liegt überdieß, in der größten Aehnlichkeit der Verfaſſung der Provinzen, unſtreitig auch ein neues Band der Liebe und Zuneigung zwiſchen deren Einwohnern. Nur dann wird ein Gemeingeiſt und ein ächter Patriotismus in einem Staate möglich, wenn die verhaßten Rivalitäten zwiſchen den Provinzen aufhören; wenn jede anfängt, ihr beſonderes Intereſſe und ihre ausſchließlichen Rechte zu vergeſſen, und ihren Vortheil nur in dem Flor und in der beſten Regierung des ganzen Staates zu finden.

Der zweyte Grund der vorzüglichen Liebe, welche die Einwohner einer Provinz, für dieſes ihr eingeſchränktes Vaterland, haben, liegt in den Vorzügen, welche ſie entweder der phyſiſchen Beſchaffenheit, oder dem, durch Kunſt und Fleiß hervorgebrachten, Zuſtande deſſelben zuſchreiben. Es kann auch, in kleinern Entfernungen, beträchtliche Unterſchiede des Bodens, des Klima, der Fruchtbarkeit und der Anmuth der Natur geben. Gebirge und Ströme machen, in

großen Reichen, oft Grenzſcheidungen zwiſchen ſehr ungleichartigen Provinzen. Man hat allgemein bemerkt, daß diejenigen Länder, welche ihren Einwohnern eine eigenthümliche Beſchäftigung geben, ihnen auch eine vorzügliche Liebe zu ſich einflößen. Der Schweitzer, der von der Viehzucht lebt, wird an ſeine Gebirge mehr gefeſſelt ſeyn, als der Manufacturiſt und der Ackerbauer in den Thälern. Und an den Ufern des Meers, und in einſamen Inſeln, (wie Helgoland) wo Schiffarth und Fiſcherey Jung und Alt beſchäftigen, und der beſtändige Anblick eines, oft fürchterlichen, immer erhabnen Elements die Gemüther gleichförmig ſtimmt, können Vaterlandsliebe und Gemeingeiſt in einer kleinen Völkerſchaft entſtehn, ſo wie ſie nur immer ſich unter den Alpenbewohnern finden laſſen.

Noch größre Verſchiedenheiten können Theile deſſelben Staats, in Abſicht der Vorzüge, haben, welche von dem Fleiße und der Geſchicklichkeit der Menſchen abhängen. Bey einer ſich, über alle Provinzen, mit gleicher Sorgfalt verbreitenden Regierung, bey gleichen Ermunterungen, die ihnen zum Anbaue, zum Kunſtfleiße und zur Handlung gegeben werden, können doch, in der einen, die Spuren eines alten Wohlſtan-

des und einer ſchon, lange fortgeſetzten Induſtrie vorhanden ſeyn, indeß, in der andern, alles noch das Gepräge neuer Anlagen, unvollkommner Verſuche, und einer erſt aufkeimenden Cultur hat. Es iſt natürlich, daß diejenige Provinz, deren Felder beſſer angebauet, und mit reichern Producten bedeckt, deren Städte und Dörfer ſchöner, und deren Einwohner in größerm Wohlſtande ſind, die, welche mehr Kunſtwerke, oder vollkommnere Manufacturarbeiten aufzuweiſen hat, ihre Einwohner eben dadurch an ſich feſſelt. Es iſt gewöhnlich, daß diejenige Provinz, welche ihren Wohlſtand mehr ſich ſelbſt, als der Regierung, ſchuldig zu ſeyn glaubt, welche vor den benachbarten Provinzen den Vorzug einer ältern Cultur, und gleichſam den Adel arbeitſamer und kunſtreicher Vorfahren voraus hat, eben hierauf einen gewiſſen Stolz gründet, der mit der Vaterlandsliebe verwandt zu ſeyn pflegt.

Dieſer Zweig des Provincial-Patriotismus giebt indeß nicht, zu ſo mannigfaltigen und erheblichen Beobachtungen, Anlaß. Es iſt etwas ſeltnes, daß eine kleine Völkerſchaft, durch die Meinung von den Vorzügen ihres Landes, oder durch den empfundnen Einfluß der

ihm durch Natur und Kunſt eigen gewordnen Güter, zu einer ſolchen Liebe deſſelben begeiſtert werde: daß daraus eine gewiſſe Abneigung, gegen andre Oerter und Gegenden, entſtünde. Selten werden die Menſchen in ihren Handlungen durch die Eindrücke, welche die ſie umgebenden Dinge auf ihre Sinne und auf ihre körperliche Natur machen, regiert, wenn zu gleicher Zeit moraliſche Bewegungsgründe des Vortheils und der Ehre, nach einer andern Richtung, auf ſie wirken. Und die Regierung wird alſo, in ihren allgemeinen Veranſtaltungen, die immer auf die Bedürfniſſe, die Vorfälle und die Glückſeligkeit des ganzen Staates Bezug haben, wenig, durch dieſe ſanftere und leichter zu überwindende Vorliebe einiger ihrer Unterthanen für den Fleck, wo ſie gebohren ſind, geſtört. — Es iſt indeß, auch bey dieſer Neigung zum Geburtslande, ſo ruhig und ſo unſchädlich ſie ſeyn mag, doch nicht gleichgültig, ob ſie auf Wahrheit, oder Irrthum gegründet iſt, ob ſie etwas von Verachtung gegen andre Provinzen deſſelben Staats mit ſich führt, oder ob ſie die Menſchen unparteyiſch genug läßt, die Vorzüge jener anzuerkennen, und wenigſtens das ihnen Unbekannte nicht gering zu ſchätzen.

Es iſt zuerſt allerdings auch für den Staat nützlich, wenn ſeine Bürger, — jeder in dem en-

gern Bezirke, den er mit ſeinen eignen Augen ſieht, und innerhalb deſſen Gränzen er den größten Theil ſeines Lebens zubringen ſoll, — nicht nur die Vorzüge ihres Landes kennen, ſondern auch mit gewiſſer Lebhaftigkeit dafür eingenommen ſind. Die Liebe zur Natur überhaupt kann, in der frühen Jugend, nicht anders entſtehn, als wenn wir von den Schönheiten, oder den Gaben gerade derjenigen Natur gerührt werden, welche uns unſer Vaterland darbiethet. Die Eindrücke, welche dieſe Schönheiten machen, vermiſchen ſich natürlicher Weiſe mit dem angenehmen Gefühle der Jugend, der Geſundheit und unſrer ſich entwickelnden Kräfte und Triebe. Daher kommt es, daß uns, je empfindſamer wir frühzeitig waren, und je weniger wir in der Folge von gleichen, oder größern Vorzügen anderer Gegenden, eben ſo ſtark gerührt worden ſind, — unſer Vaterland deſto beſſer gefällt. Daher kommt es, daß wir uns nach unſern vaterländiſchen, ungeſchmückten und einförmigen Fluren, mitten unter den prachtvollſten Naturſcenen und den Meiſterſtücken der Kunſt, die wir im Auslande finden, ſehnen können. Dieſe frühzeitig geübte Empfindſamkeit für Naturſchönheiten aber iſt an ſich eine liebenswürdige Eigenſchaft, und bildet das Gemüth zur

Sanft-

Sanftmuth, zur Menſchen- und ſelbſt zur wahren Vaterlands-Liebe. Denn wie kann ein Mann, der nie aus ſeinem Geburtsorte gekommen iſt, mit dem Staate, zu dem er gehört, in Verbindung treten, als durch das engere Band, welches ihn an den Boden heftet, auf dem er erwachſen iſt. Alles kommt nur in der Folge darauf an, daß er den Vortheil dieſes kleinen Ländchens, für welches ihn die erſten Eindrücke ſeiner Jugend eingenommen haben, welches er liebt, weil er das Gute und das Schöne deſſelben ſieht und fühlt, und dem er gleichſam für die vornehmſten Freuden ſeines Lebens dankbar iſt, mit dem Vortheile des ganzen Staats, wovon es ein Theil iſt, verbunden erkenne. In der That finden wir auch gemeiniglich, daß diejenigen Menſchen, welche für ihren Geburtsort eingenommen ſind, weil ſie ihn wirklich für ein vorzügliches Land halten, und ſich darin glücklich fühlen, gute Menſchen ſind: indem ihr Herz, geöffnet für die Eindrücke der Natur, und erkenntlich gegen die von ihr empfangenen Geſchenke, unmöglich ganz kaltſinnig gegen die Menſchen, und ohne Liebe gegen Freunde und Wohlthäter, ſeyn kann. Dagegen iſt Gleichgültigkeit einzelner Menſchen, oder ganzer Völker-

ſchaften, gegen die Annehmlichkeiten oder die Schätze ihres Landes, das Zeichen roherer Seelen, und läßt auch weniger Empfänglichkeit für moraliſche Empfindungen erwarten.

Wenn indeß, zweytens, die hohe Meinung, welche die Einwohner einer Provinz von den Vorzügen ihres Landes haben, ſo weit getrieben wird, daß ſie in einen Nationalſtolz, und in eine Verachtung andrer Theile der Monarchie, ausartet; — wenn die Anhänglichkeit derſelben, an das Eigenthümliche der vaterländiſchen Natur und Kunſt, eine Art von Schweizer-Heimweh bey ihnen veranlaßt, und ſie abgeneigt macht, dem Staate an andern Orten, wo ihre Arbeiten erfordert werden, zu dienen: ſo iſt dieſe Art eingeſchränkter Vaterlandsliebe ſchädlich für den Staat, und ein Fehler im Charakter der Menſchen. Es kann aber eine ſolche übertriebne Schätzung eines kleinen Landſtrichs, und eine ſolche Verachtung großer, und von der Natur mannigfaltig ausgeſtatteter, andrer Provinzen unmöglich anders, als auf Vorurtheil und Unwiſſenheit, gegründet ſeyn. Schon ſehen wir, daß bey jeder Nation diejenigen, welche von andern Ländern das wenigſte wiſſen, das ihrige am meiſten erheben, und daß Reiſen, Umgang

und Gelehrſamkeit, — alles, was des Menſchen Geiſt aufklärt, und ſeine Begriffe erweitert, — ihn von der Parteylichkeit, mit welcher der Unwiſſende das Leben außerhalb ſeines Vaterlandes für unerträglich hält, heilt. Wenn aber der Nationalſtolz überhaupt, auf Unwiſſenheit in Abſicht des Auswärtigen gegründet iſt: ſo iſt es der Provinzialſtolz noch weit mehr. Denn es iſt unmöglich, daß die Natur und der Fleiß des Menſchen, in einem kleinen Bezirke, ſo viele Güter und Vorzüge angehäuft haben ſollte, daß nicht in dem weiten Raume eines großen Staats, innerhalb deſſen eine ähnliche Verwaltung die Cultur allenthalben in gleichem Grade befördert, eben dieſelben, oder noch größere Vorzüge zu finden ſeyn ſollten. Es iſt daher, für die Regierung eines ſolchen Staats, von Wichtigkeit, dafür zu ſorgen, daß die Einwohner jeder Provinz die übrigen Provinzen, nach ihrer wahren Beſchaffenheit, ihren Annehmlichkeiten, ihrem natürlichen Reichthume und ihren erworbnen Schätzen, kennen lernen. Dann wird z. B. der Schleſier nicht mehr die Mark Brandenburg als eine Sandwüſte anſehn. Er wird die Fruchtbarkeit ſeines Landes in der Priegnitz, der Uckermark und dem Havellande wiederfinden, — wird die Fort-

ſchritte ſeines Ackerbaues, im Magdeburgiſchen und auf manchen Landgütern in Pommern und der Mark, übertroffen ſehen, — und der Volksmenge und der Betriebſamkeit ſeines Gebirges, die einiger Weſtphäliſchen Provinzen des Königs, an die Seite ſtellen. Dieſe Unbekanntſchaft mit dem Auswärtigen, die uns Deutſchen als Nation nicht eigen iſt, — daher uns auch in der That ein gewiſſer weltbürgerlicher Sinn vor andern Völkern auszeichnet, — findet doch oft bey uns, als Einwohner einer Provinz, in Abſicht andrer Provinzen des Staats, in welchem wir leben, Statt: eben aus der Urſache, weil wir uns um das Einheimiſche und Nahe weniger, als um das Ausländiſche und Entfernte bekümmern.

Es iſt noch die dritte Urſache des Provinzial-Patriotismus übrig: das iſt die Anhänglichkeit der Einwohner einer Provinz an einander, und die unter ihnen herrſchende Vorliebe, für die in ihrem Lande eignen Sitten, Gewohnheiten, häuslichen und geſelligen Einrichtungen: es iſt die vorzüglich gute Meinung, die daſelbſt jeder von dem Charakter dieſer ſeiner Landsleute,

und die nachtheilige, die er von Fremden hat; das Zutrauen, welches ihm zu den erſten ſeine Aehnlichkeit mit ihnen giebt, und das Mißtrauen und die Schüchternheit, welche ihm, in Abſicht der letztern, der bemerkte Abſtand ſeiner Sitten von den ihrigen einflößt.

Die Erfahrung lehrt, daß, in Abſicht dieſes Charakterzuges, ſich auch in kleinen Entfernungen die Menſchen von einander, und kleine Bezirke, von den umliegenden größern Ländern, unterſcheiden. Die Einwohner mancher Orte verlaſſen ihre Geburtsſtätte und ihre Verwandſchaften weit ungerner, und eilen weit ſchneller, ſobald ſie können, wieder dahin zurück, als die Einwohner andrer Oerter: bloß, weil ihnen unter fremden Menſchen nicht recht wohl iſt; — und, wie andre der vaterländiſchen Luft, ſo ſie des leichten und zutraulichen Umgangs ihrer alten Freunde nicht entbehren können.

Die Betrachtungen, zu welchen dieſe Art der Vaterlandsliebe, ſowohl überhaupt, als inſofern ſie auf die engern Grenzen einer Provinz eingeſchränkt iſt, Anlaß giebt, ſind folgende.

Zuerſt. Es iſt an ſich eine liebenswürdige Eigenſchaft eines Menſchen, wenn er diejenigen Perſonen vorzüglich liebt, mit denen er früh im Leben

bekannt geworden, und denen er, durch viele, von ihnen empfangne, Dienſte und Gefälligkeiten verbunden iſt. Ein ſolcher Menſch hat zeitig lieben lernen, und ſein Herz iſt der Dankbarkeit und einer ſtandhaften Freundſchaft fähig geworden. Ueberdieß muß in den Sitten des Landes, welches ſeine Einwohner ſo ſehr an die Geſellſchafter und Freunde ihrer Jugend feſſelt, und immer mit Sehnſucht zu ihren Landsleuten zurückruft, — wofern nicht Rohheit und Barbarey es von dem Umfange der übrigen Welt entfernt, irgend etwas ſeyn, welches die Zuneigung gewinnen kann, und das geſellſchaftliche Leben leicht und angenehm macht. Ich habe ſchon geſagt, daß eine gewiſſe Einfachheit der Lebensart, und das vertraulichere Zuſammenhalten der Familien, zu den Urſachen jener Vaterlandsliebe, gehören. Wenn, mit einer prunkloſen, aber geſchmakvollen Reinlichkeit, mit einer Gaſtfreyheit ohne Zwang und Aufwand, bey den Einwohnern einer Stadt, oder einer Gegend, noch die Gleichheit unter ihnen, oder auch nur der Schein derſelben ſich verbindet: ſo iſt der Zauber unnennbar, mit welchem des geſellſchaftliche Leben daſelbſt Gemüther, die nicht ſchon durch Ueppigkeit und Stolz verwöhnt

ſind, an ſich zieht. Indem die beyden erſten Tugenden die mühſamen und koſtbaren Anſtalten, zum Genuſſe der Geſelligkeit, unnöthig machen, erleichtert die letzte Eigenſchaft allen ſich zuſagenden Menſchen den Zutritt zu einander. Das war vor Zeiten dein beneidenswertes Loos, jetzt unglückliches Genf, mit welchem du deine Bürger an dich bandeſt, und ſelbſt unverdorbne Fremden, die dich beſuchten, entzückteſt! — Auch bey den Brüdergemeinden, ſcheint mir die Abneigung ihrer Glieder, an fremden Orten zu leben, und das Wohlbehagen, welches ſie, bey der Rückkehr zu ihren Pflanzörtern, empfinden, außer der Gleichförmigkeit ihrer frommen Geſinnungen, auch in der Leichtigkeit des Umgangs zu beſtehen, welche, durch Einfachheit der Lebensart und Gleichheit der Anſprüche, unter ihnen hervorgebracht wird. Allenthalben, wo ein mehr zutraulicher Ton im Umgange herrſcht, oder wo auch nur die Einwohner ſich ſchmeicheln, daß Biederkeit und gutes Zutrauen ihr Nationalcharakter ſey: da bleiben die Menſchen lieber, bey einem mäßigen Glücke, zu Hauſe, als ſie ein größeres im Auslande ſuchen.

Auch dieſe Urſache der Vaterlandsliebe, hat bey den Schleſiern, meinen Landsleuten, Statt

gefunden. Sie haben ſich von je her den Charakter der Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit zugeſchrieben: und ich hoffe, daß ſie ihn verdienen, wenn ſie ihn auch mit Unrecht manchen ihrer Nachbarn abgeſprochen haben.

Indeß iſt es, zweytens, von der andern Seite eben ſo wahr, daß es oft bloß eine Folge der Schwäche im Charakter iſt, an den Gewohnheiten ſeiner erſten Jahre, und an den Familien- und Orts-Verbindungen, die der Zufall gemacht und die Zeit befeſtigt hat, dergeſtalt zu hängen, daß man ſich nie unter Fremden recht wohl befindet. Etwas träge, geiſtloſe, wenig unterrichtete und wenig wißbegierige Menſchen, die ihre Bequemlichkeit lieben, haben große Luſt, an dem Orte zu bleiben, wo ſie gebohren und erzogen ſind. Hier iſt ihnen alles bekannt; und ſie können ſich, ſo zu ſagen, unter den Menſchen und Dingen ohne Mühe zu rechte finden. Ohne großen Aufwand von Witz, Verſtand oder Kenntniſſen zu machen, können ſie doch in Geſellſchaft Unterhaltung finden und gewähren, wenn ſie nur an den Familien-Vorfällen Theil nehmen, und von den Geſchichten derſelben wohl unterrichtet ſind. Ihr Reichthum, ihr Rang und ihre Verwandſchaften beſtimmen dann ganz

ihre Lage, nicht ſie ſelbſt. Iſt alſo das Glück ihnen nicht ungünſtig geweſen: ſo genießen ſie, in ihrem Vaterlande, alle die Annehmlichkeiten und Auszeichnungen, ohne Anſtrengung, die ſie ſich in der Fremde, nur durch Talente, durch den Eifer andern zu dienen oder zu gefallen, oder endlich durch großen Aufwand hätten verſchaffen können. Um deßwillen iſt alſo auch bey ganzen Völkerſchaften, die, mit Lebhaftigkeit des Temperaments, Fähigkeiten des Geiſtes und eine gewiſſe Gewandheit der Sitten verbinden, das Herumreiſen und Auswandern ſehr gewöhnlich: dahingegen man von andern Nationen, deren Temperament phlegmatiſcher, der Geiſt weniger thätig, die Lebensart einförmiger und durch unabänderliche Gewohnheiten mehr beſtimmt iſt, ſelten einen Menſchen in der Fremde herumziehn, am wenigſten ſich daſelbſt niederlaſſen ſieht. Gegen Einen Spanier fand man von je her durch ganz Europa zehn Franzoſen, als Reiſende oder Ausgewanderte. Die Lombarden zerſtreuten ſich in alle Handelsſtädte; die Neapolitaner blieben zu Hauſe.

Dieſe Neigung der Menſchen, an dem Orte ihrer Geburt zu bleiben, und unter der Geſellſchaft, in der ſie zuerſt in der Welt auftraten,

ihr ganzes Leben zuzubringen, kann zuerſt von Seiten des Einfluſſes, den ſie auf das Beſte des Staats, und dann von Seiten deſſen, welchen ſie auf das Glück der Privatperſonen hat, betrachtet werden.

Für einen großen Staat iſt es ſicher ein Uebel, wenn die Einwohner der einen Provinz zu abgeneigt ſind, ihre Wohnung in andern Provinzen aufzuſchlagen, und Aemter, die ihnen daſelbſt aufgetragen werden, anzunehmen, oder Gelegenheiten, ihr Glück zu machen, die ſich ihnen daſelbſt darbiethen, zu benutzen.

Dadurch wird erſtlich der Regent zu ſehr gehindert, die Menſchen da anzuſtellen, wo ſie am nützlichſten ſeyn können. Um junge Leute von Talent ſchnell zu verſorgen und in Thätigkeit zu ſetzen, hat er alsdann weniger Auswege. Denn wenn ſie ſich zuweilen an dem einen Orte anhäufen, an dem andern fehlen, an keinem aber gerne auswandern und die Ihrigen verlaſſen: ſo müſſen an dem erſten viele geſchickte Candidaten lange amtlos bleiben, an dem letztern die Aemter mit mittelmäßigen Subjecten beſetzt werden. Für den Staat geht alſo das Feuer und die Jugend jener verlohren: und durch dieſe wird oft ſeinen Angelegenheiten geſchadet.

Und zu dieſer erſten Betrachtung geſellt ſich eine zweyte, die in ein noch größeres und dauerhafteres Intereſſe des Staates eingreift. Zur Vervollkommnung der Menſchen überhaupt, trägt, nähmlich, die Miſchung des Ungleichartigen unter ihnen viel bey: und es iſt ein Mittel, unter Nationen Freundſchaft und Einigkeit zu ſtiften, wenn ſie ſich einander genau bekannt werden. Wenn alſo einem großen Staate an keinem Endzwecke mehr gelegen iſt, als an dem, die beſte Ausbildung ſeiner Volksmaſſe im Ganzen zu befördern, und, zwiſchen den verſchiednen Abtheilungen derſelben, die möglich größte Harmonie hervorzubringen: ſo muß ihm auch, an einem Hauptmittel zu dieſem Zwecke, — an dem Umlaufe ſeiner Bürger, wenn ich ſo ſagen darf, — und alſo an der Geneigtheit derſelben gelegen ſeyn, ſich in andre Provinzen verſetzen zu laſſen, und ſich mit den Einwohnern derſelben, durch Aufenthalt unter ihnen, durch Umgang und durch Heyrathen, zu verbinden. Nur durch ſolche kleine Wanderungen der Bürger innerhalb der Grenzen ihres Staats, nur durch dieſes Durchkreutzen der in ihm wohnenden Menſchen-Racen, kann der wahre und faſt einzige Nutzen, den die Erweiterung der bürgerli-

chen Geſellſchaft, und das Zuſammenfaſſen vie-
ler kleiner Gemeinweſen unter eine gemein-
ſchaftliche Regierung gewähren kann, erhalten
werden, der Nutzen, meine ich, daß ungleichar-
tige Menſchen verähnlichet, und dadurch dem
Ideal der Menſchheit, das heißt der Vollkom-
menheit, näher gebracht, — oder daß gegen einan-
der aus Vorurtheil übelgeſinnte Menſchen ſich
wechſelſeitig genauer bekannt, und auf dieſe
Weiſe zur Verträglichkeit, oder znr wirklichen
Achtung und Liebe, umgeſtimmt werden. Eben
weil jede Provinz ihre eigenthümlichen Gaben
von der Natur erhalten, und durch den Lauf der
Zeit, durch die Vorfälle, welche ihn betroffen ha-
ben, und durch den Charakter ihrer Einwohner, ihre
beſondre Wendung in der Cultur genommen hat:
eben deßwegen iſt es, zur Beförderung der allgemei-
nen Vollkommenheit und der allgemeinen Glück-
ſeligkeit des ganzen Staats, nützlich, daß eine
Provinz ſich der andern ſo genau bekannt ma-
che und ſo vollkommen mittheile, als es nur
möglich iſt; welches aber nicht bloß geſchieht,
wenn eine der andern ihre Waaren, ſondern
hauptſächlich, wenn ſie einander ihre Einwoh-
ner, — ihr koſtbarſtes Product — zuſenden.
Eben weil, in dem Charakter jeder Völkerſchaft,

ſich nach und nach gewiſſe eigne Tugenden und Fehler eingefunden haben, iſt es für die ſittliche Verbeſſerung großer Nationen nützlich, wenn dieſe Charakterzüge ſich in ihnen miſchen, oder an einander abſchleifen: und dieſes iſt nur dann möglich, wenn Menſchen, die in der einen Völkerſchaft gebohren und gebildet ſind, häufig in die andern übergehen, und daſelbſt gleichſam Muſter ihres Nationalcharakters und ihrer vaterländiſchen Erziehung aufſtellen. Je mehr es in einem großen Reiche gewöhnlich wird, daß die Eingebohrnen der einen Gegend ſich in andern, als Gewerbs- oder Handelsleute, niederlaſſen, oder daſelbſt ihr Glück ſuchen; je häufiger die Staatsbeamten, welche der einen Provinz vorſtehn, aus den Candidaten genommen werden, welche die übrigen Provinzen liefern; je mehr ſich endlich die Familien der verſchiednen Provinzen durch Heyrathen mit einander verſchwägern: deſto ſchneller erwächſt: aus der Verbindung der guten Züge, in dem Charakter der dem großen Staate einverleibten Völkerſchaften, und aus dem Widerſtande, den die ſchlechten und fehlerhaften Eigenſchaften derſelben, bey fortgeſetztem Umgange, einander leiſten, ein allgemeiner Nationalcharakter, oder der Geiſt ei-

nes ächten Staatsbürgers, der vollkommner und ausgebildeter iſt, als der Charakter irgend einer einzelnen Völkerſchaft, auch der am weitſten in der Cultur vorgerückten, war. Dieſer wohlthätige Endzweck wird ohne Zweifel, durch die Verſetzung der Beamten aus einer Provinz in die andre, noch weit wirkſamer, als durch die Wanderungen der Gewerbsleute, befördert: weil der Einfluß, den der Charakter und die eigenthümlichen Beſchaffenheiten eines Richters, eines Finanzverwalters, oder überhaupt einer obrigkeitlichen Perſon, auf die Geſellſchaft, unter welcher ſie dieſe verſchiednen Geſchäfte verrichtet, haben, größer iſt, als der Einfluß, den ein Kaufmann, oder Künſtler auf ſeine Kunden, und ausgebreiteter, als der, welchen ein bloßer Privatmann auf ſeine Freunde, oder Verwandten hat. Wie viel leichter wird es überdieß einem Landesherrn, jedes in ſeinem Staate erledigte Amt vollkommen gut zu beſetzen, wenn es ihm erlaubt iſt, die Perſon, welcher er es anvertrauet, aus der ganzen Anzahl ſeiner Unterthanen auszuwählen, als wenn er darauf eingeſchränkt iſt, ſie jedesmahl in dem engen Bezirke der Stadt, oder der Provinz aufzuſuchen, wo der Wohnſitz der Beamten ſeyn ſoll. Dieſer Operation

der Regierung nun, welche die Naturgaben und die Tugenden, die ſich in der einen Provinz ausgebildet haben, braucht, um einer andern dadurch Gutes zu erweiſen, und welche überhaupt Geſchicklichkeit und Einſicht, an jedem Orte aufſucht, wo ſie zu finden, und an jedem Orte zu Geſchäften anſtellt, wo ſie nöthig ſind: dieſer Operation der Regierung legt jene Anhänglichkeit der Provinzial-Einwohner, an ihren Geburtsort und an ihre Landsleute, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Denn eine ſolche Verpflanzung der Menſchen ohne ihre Einwilligung vorzunehmen, iſt weder gerecht noch nützlich. Nicht gerecht, weil ein gewiſſes Gut, die Ruhe und Zufriedenheit des Individuums, einem noch unbeſtimmten und unſichern, — dem wohlthätigen Einfluſſe dieſer Verſetzung auf das allgemeine Staatsbeſte, aufgeopfert wird. Nicht nützlich, weil auch der Menſch, vom fähigſten Kopfe und vom redlichſten Herzen, doch nicht mit eben dem Eifer und guten Erfolge da arbeitet, wo er mit Widerwillen iſt, als da, wo er ſich völlig befriedigt befindet; weil wenigſtens Beamte, die ungern dem Rufe der Regierung in fremde Orte gefolgt ſind, durch die Sehnſucht nach dem Vaterlande, zu zeitig den Geſchäften

und dem Dienſte des Staats entzogen werden, indem ſie immer geneigt bleiben, bey der erſten ſich darbiethenden günſtigen Gelegenheit, in den Schooß der Ihrigen zurückzukehren.

Betrachtet man, zweytens, jene Anhänglichkeit, in Rückſicht auf das Glück der Privatperſonen ſelbſt, welche dieſen Charakterzug haben: ſo fällt die Beurtheilung verſchieden aus, nachdem die Geiſteskräfte und die Lage dieſer Perſonen verſchieden ſind.

Es iſt gewiß, daß für Menſchen ohne ſonderliche Naturgaben, ohne ſie auszeichnende Vorzüge in ihrem Aeußern, oder in der Ausbildung ihres Geiſtes und in ihren erworbnen Kenntniſſen, es am vortheilhafteſten iſt, zu Hauſe zu bleiben, oder wenn ſie ſich, ihrer Studien wegen, oder überhaupt zur Vorbereitung auf ihren künftigen Beruf, eine Zeit lang in der Fremde aufgehalten haben, wieder ins Vaterland zurückzukehren. Hier finden ſie doch gemeiniglich, unter ihren Verwandten und Freunden, irgend einen ſichern Beyſtand zu ihrem Fortkommen, den ſie ſich anderswo nicht zu verſchaffen wüßten. Hier können ſie auch noch in einer eingeſchränkten Sphäre nützlich werden, und ihres Lebens im Umgange mit alten Bekannten

kannten froh genießen. Sind ſolche Menſchen zugleich Glieder von zahlreichen und angeſehnen Familien; ſtehen ſie, durch ihre Geburt und Verwandtſchaft, oder durch zufällige Ereigniſſe ihrer Jugend, in Verbindung mit Perſonen von Einfluß und Anſehn: ſo würden ſie, durch eine Auswanderung in eine fremde Provinz, wohin ſie nichts, als ihre eigne Mittelmäßigkeit, mitbrächten, augenſcheinlich verlieren. Für Menſchen dieſer Art iſt die inſtinctartige Neigung, welche ſie an ihre Heimath feſſelt, und ſelbſt das Vorurtheil, welches ihnen jeden andern Aufenthalt, außer ihrem Geburtsorte, als unangenehm vorſtellt, und ſie jeder andern Menſchengattung, außer ihrem Familien-Kreiſe, abgeneigt macht, nützlich.

Ganz anders hingegen iſt es mit jungen Leuten, von natürlichen Fähigkeiten und einem thätigen Geiſte, beſchaffen, die, durch ihre Anlagen und ihre erworbnen Geſchicklichkeiten, auf ein größeres Glück und einen ausgebreitetern Wirkungskreis, als zu welchem ſie gebohren waren, Anſpruch machen können. Für dieſe, durch Reichthum und Familien-Verbindungen in ihrer Heimath nicht unterſtützten, aber durch ihre perſönlichen Annehmlichkeiten, ihren Verſtand und

ihre Kenntniſſe, allenthalben empfohlne Menſchen, biethet das Ausland, oder eine fremde Provinz, gemeiniglich größre Ausſichten, als ihr Geburtsort, dar. Von ihnen redet das Sprichwort, welches ſagt, daß der Prophet in ſeinem Vaterlande nichts gilt. Man ziehe die Erfahrung zu Rathe. An dem Orte, wo man einen Menſchen, als Kind, als einen unbedeutenden Knaben, vielleicht als rohen, oder muthwilligen Jüngling gekannt hat, wo man ihn mit einer Familie geringen Standes verwandt, und mit Leuten, die ſich in den Sitten und der öffentlichen Achtung nicht über das Gemeine erheben, vertraut umgehn ſieht: da wird es ihm weit ſchwerer, ſeine perſönlichen Vorzüge zu Erhöhung ſeines Glücks geltend zu machen, als da, wo er, ohne irgend einen Anhang um ſich zu haben, ohne irgend eine ihm nachtheilige Erinnerung aus vergangnen Zeiten zu erwecken, ganz allein auftritt, und nur, durch ſeine perſönlichen und durch ſeine gegenwärtigen Eigenſchaften, Eindruck macht. Wenn er unter Fremden auf einmahl, mit allen den Kräften des Geiſtes ausgerüſtet, und mit allen den Annehmlichkeiten geſchmückt, erſcheint, zu welchen zwar ſchon die Anlagen in ſeinen erſten Jahren vorhanden ſeyn mochten, die ſich aber

doch erſt nach und nach durch die Zeit entwi⸗ckelt haben: ſo zieht er die Aufmerkſamkeit der Menſchen weit mehr auf ſich, und erregt deß⸗wegen auch weit größere Bewunderung, als un⸗ter ſeinen alten Bekannten, die ſeiner Erziehung und ſeiner allmähligen Ausbildung zugeſehen ha⸗ben. Für jene iſt er eine Art von Erſcheinung, die ſie in Verwunderung ſetzt, und ein neu er⸗worbnes Gut, welches ihnen Freude macht. Für dieſe iſt er ein alltägliches Beyſpiel der Früchte des Fleißes und einer guten Erziehung; und zugleich ein altes Eigenthum, an deſſen Brauchbarkeit, oder Annehmlichkeit ſie längſt ge⸗wöhnt ſind.

Beſonders iſt der Unterſchied des Eindrucks, den ein junger, fähiger Mann, von unbekanntem Herkommen und ohne Glücksgüter, in der Fremde, und den er in ſeinem Vaterlande macht, bey den Großen, bey den Perſonen von Rang und Einfluſſe, und alſo bey denjenigen merklich, welche zu ſeiner Beförderung am meiſten bey⸗tragen können. Dieſe ſind gewohnt, an dem Orte, wo ſie leben, jeden Menſchen nur ſo viel werth zu halten, als die Familie, wozu er ge⸗hört, in der Geſellſchaft gilt. Auch einen ge⸗ſchickten Candidaten glauben ſie daher mit einer

Subalternenſtelle hinlänglich belohnt, wenn dieſe dem Range, in welchem er bisher gelebt hat, und dem Anſehn, deſſen ſeine ſämmtliche Verwandten genießen, angemeſſen iſt. Einen ihnen völlig Unbekannten, von gleichen Anſprüchen und Geſchicklichkeiten, ſind ſie weit eher geneigt, zu den höhern Aemtern ihres Departements zuzulaſſen. Die Unwiſſenheit, in der ſie, in Abſicht des Herkommens und der Familien-Verbindungen eines neuen Ankömmlings, ſind, stört ſie in ihrer Achtung gegen ihn weit weniger, als die genaue Kenntniß, die ſie, von der urſprünglichen Niedrigkeit, oder der Mittelmäßigkeit ihres Mitbürgers, haben. Es giebt Hauptſtädte in Deutſchland, wo die Großen die fremden Gelehrten und Künſtler gerne in ihre Geſellſchaft ziehn und mit Höflichkeiten überhäufen, indeß ſie verdienſtvollere Männer derſelben Claſſen, die neben ihnen wohnen, vernachläßigen. Sie ſehen nähmlich bey den erſten lediglich auf das Talent, welches ſie ehren, oder auf die Gaben des Umgangs, woran ſie ſich vergnügen wollen: in den letztern auf alle die häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe, durch welche ſie von ihnen entfernt werden. Die Fremden ſind für ſie nichts, als Gelehrte und Künſtler; die

Einheimiſchen ſind zugleich Bürger einer gewiſ-ſen Claſſe, Verwandte einer gewiſſen Familie, Zöglinge einer gewiſſen Schule, Anhänger einer gewiſſen Partey. Sie fürchten, durch den Umgang mit dieſen, zugleich in Verbindung mit Leuten zu gerathen, die ſie entweder weit unter ſich glauben, oder denen ſie nicht wohlwollen. Der Umgang mit jenen Fremden ſchränkt ihre Verbindung bloß auf die Perſonen der Fremden ein: und ſcheint alſo ohne Folgen, im bürgerlichen Leben, zu ſeyn, indem er zugleich Annehmlichkeiten im geſellſchaftlichen für ſie hat.

Dazu kommt, daß ein Menſch, von Kopf und thätigem Geiſte, ſich ſelbſt unter Fremden mehr anſtrengt, um ſich in ſeinem vortheilhafteſten Lichte zu zeigen: daß er ſich aber unter ſeinen alten Bekannten abſpannt, und daher im Vaterlande, wo er weder ſich um die Gunſt der Menſchen zu bewerben, noch ihr Urtheil von ſich feſtzuſtellen Urſache zu haben glaubt, oft wirklich mittelmäßiger, als im Auslande, erſcheint. Wenn ein junger Menſch, von der Univerſität, oder von ſeinen Reiſen, in den Schooß ſeiner Familie und in alle ſeine alten Verhältniſſe zurückkehrt: ſo kehrt er auch gemeiniglich zu ſeinen alten Gewohnheiten, und in den

ganzen Gang des Lebens zurück, der unter ſeiner Claſſe und in ſeiner Familie herrſcht. Dadurch nimmt er wieder manche Vorurtheile und Fehler an, die er in der Fremde ſchon abgelegt hatte, und die Züge einer feinern Geiſtesbildung, die ihm in einem ausgebreitetern Umgange mit der Welt waren eigen geworden, verwiſchen ſich wieder, in dem engern Geſellſchaftskreiſe, in den er, in ſeiner Heimath, von neuem eingeſchloſſen wird. Zu gleicher Zeit wird auch das Urtheil, welches die ihn umgebenden Menſchen von ihm fällen, von neuem wieder durch die Gewohnheit und das Herkommen beſtimmt, und richtet ſich mehr, nach ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen, als nach ſeinen perſönlichen Eigenſchaften. Und ſo geſchieht es, daß er oft, in Rückſicht beyder, in Abſicht ſeines Verdienſtes ſowohl, als in Abſicht ſeines Glücks, im Vaterlande auf einer niedrigern Stufe zurückbleibt, als er unter Fremden erreicht hätte.

Die praktiſche Anwendung, die von dieſen Betrachtungen zu machen iſt, kann nun unmöglich in der Regel beſtehn, daß alle fähige Menſchen aus ihren Geburtsörtern auswandern und

in der Fremde ihr Glück ſuchen ſollen. Wenn ich die Vortheile auseinanderſetze, welche dem Menſchen, ſo wie jeder andern Art der Naturproducte, die Verpflanzung in einen andern, als ſeinen urſprünglichen Boden bringt: ſo kann es nicht meine Meinung ſeyn, daß der Ehrgeitz, — die Begierde ſeine Talente geltend zu machen, oder einer gewiſſen, ſeiner Geburt und Familie anklebenden Niedrigkeit loszuwerden, — den Menſchen, in der Wahl ſeines Wohnorts und der Laufbahn, in der er ſein Glück ſucht, allein beſtimmen ſoll. Ich ſage nicht, daß es gut wäre, wenn vorzügliche Gaben und die Früchte eines anhaltenden und glücklichen Fleißes, den Gegenden, wo ſie entſtanden ſind, und wo ſie die erſte Hülfe zu ihrer Entwickelung bekommen haben, immer entzogen würden; oder daß es einem hoffnungsvollen Jünglinge immer erlaubt ſey, die Wünſche ſeiner Familie, die ihn zu ihrem Beyſtande, oder ſeines Vaterlandes, das ihn zu ſeinem Dienſte zurückruft, — wegen ungewiſſer Ausſichten auf ein in der Ferne zu machendes größeres Glück, — von ſich zu weiſen. Die Folge jener Theorie iſt nur dieſe: daß ſolche örtliche Meinungen und Gewohnheiten, welche machen, daß die Einwohner einer

Provinz, oder Stadt, ſich vor jeder Verände-rung ihres Wohnortes, auch innerhalb der Gränzen ihres Staats, ſcheuen, daß ſie ungern dem Rufe der Regierung und der Vorſehung in entfernte Provinzen folgen, daß die Eltern und Familien die Entfernung ihrer Kinder und Zöglinge, auch wenn ſie augenſcheinlich zu deren Glücke gereicht, fürchten und zu verhindern ſuchen, und daß die Jünglinge von ſelbſt zu den Ihrigen, ſo ſchnell als möglich, zurückeilen, auch wenn ſie noch eine Ausbildung unter Fremden nöthig hätten, und unter dieſen eine größre Unterſtützung finden würden; — daß, ſage ich, eine ſolche, mehr inſtinctartige als vernünftige und ſittliche, Anhänglichkeit der Menſchen an ihren Geburtsort, oft den Individuen eben ſo nachtheilig, als dem gemeinen Beſten hinderlich ſey.

Ich ſchließe dieſen Aufſatz, mit einem noch allgemeinern Reſultat, von der darin angeſtellten Unterſuchung. — Nachdem ſich, durch Urſachen, die in der Natur der Dinge liegen, und durch Zufälle, die faſt an allen Orten der Erde und zu allen Zeiten ſich eingefunden haben, die bürgerlichen Geſellſchaften, die anfangs in einem engen Raume eingeſchloſſen waren, und eine

überſehbare Anzahl von Menſchen umfaßten, außerordentlich erweitert worden ſind; — da jetzt faſt alle Staaten des geſitteten Europa, in welche wir die Einwohner deſſelben vertheilt und vereinigt ſehn, große Staaten ſind, die mehrere, ehedem getrennte und von einander unabhängige, Länder unter ſich begreifen: ſo fragt ſich, welches iſt die moraliſche Geſinnung der Bürger, die zu dieſer ihrer politiſchen Lage am beſten paßt; und mit welcher ſie am meiſten geſchickt werden, die wohlthätigen Endzwecke, welche jene Erweiterung des politiſchen Vereins, für den ganzen Körper des Staats und für ſie ſelbſt, haben kann, erreichen zu helfen. Unmöglich kann es dieſer Lage angemeſſen, und zu dieſen Endzwecken beförderlich ſeyn, wenn in jedem der kleinen Ländchen, die ehedem von eignen Völkerſchaften bewohnt, und von unabhängigen Mächten regiert wurden, dieſelbe ausſchließende Liebe der Einwohner für Ort, Verfaſſung und Menſchen innerhalb dieſer engen Grenzen, fortdauert, welche zu der Zeit vorhanden war, als ſie, von allen ihren Nachbarn getrennt, und unter ſich zu Schutz und Trutz vereinigt, in jenen, lauter Nebenbuhler und Feinde, in ihren Landsleuten, ihre einzigen Freunde und

Vertheidiger fanden. Schon der Umſtand, daß dieſe, auf einen ſo engen Raum eingeſchränkte, Vaterlandsliebe eine Folge von einer Ordnung der Dinge war, die jetzt aufgehoben iſt; daß ſie zu jener Zerſtückelung der Staaten, und Abſonderung kleiner Völkerſchaften paßte, und während derſelben etwas Gutes bewirkte: ſelbſt dieſer Umſtand läßt vermuthen, daß ſie, bey der gegenwärtigen veränderten Lage der Nationen und Staaten, unſchicklich und ſchädlich iſt; und daß ſie dem Guten, welches aus dieſer Lage entſtehen kann, Hinderniſſe in den Weg legt. Und ſo findet es ſich auch in der That, wie ſich aus den Betrachtungen ergiebt, welche ich bisher angeſtellt habe.

Wenn man die Ungerechtigkeiten bedenkt, durch welche dieſe Erweiterungen der Staaten ſo oft geſchehen ſind; wenn man ſich des Blutvergießens, der Verwüſtungen und aller der Uebel langwieriger Kriege erinnert, welche gemeiniglich vorhergingen, ehe unabhängige Staaten ſich einer gemeinſchaftlichen Regierung unterwarfen, oder eiferſüchtige Nationen zu einem gemeinen Weſen zuſammentraten; wenn man alles das Mißvergnügen bedenkt, welches ſolche Veränderungen bey den Einwohnern der Länder

anfangs unausbleiblich erregen, und die Aufopferungen, welche ſie ihnen koſten: ſo kann man nicht eifrig genug wünſchen, daß der einzige Erſatz, durch den ſo große Uebel vergütet werden können, durch nichts gehindert werden möge. Und worin beſteht dieſer Erſatz? Ohne Zweifel darin, daß, bey der Vergrößerung der Staaten, mit der Zeit, zwiſchen einer größern Anzahl von Menſchen und auf einem größern Raume des Erdbodens, bürgerliche Einigkeit geſtiftet, und eine National-Aehnlichkeit hervorgebracht wird; darin, daß es nun größre Menſchenhaufen als ehedem giebt, deren Glieder ſich unter einander als Freunde, — und wenigere, die ſich gegenſeitig als Feinde anſehen; und daß nun Einſichten, Sitten, Wiſſenſchaften, Künſte, ſo wie Waaren und Reichthümer, ſchneller und ungehinderter in einem weitern Kreiſe umlaufen. Aber wenn dieſer, aus der Größe der Staaten unſtreitig zu erwartende, Vortheil den Einwohnern derſelben zu Theil werden ſoll: ſo muß die politiſche Verbindung einer gemeinſchaftlichen Geſetzgebung und Regierung, durch das ſittliche Band der Liebe und Zuneigung, unterſtützt werden. Nicht bloß die Gränzſteine müſſen niedergeriſſen ſeyn, welche ehedem die verſchiednen Ge-

richtsbarkeit der Länder anzeigten, ſondern auch die Abtheilungen und Einſchränkungen müſſen aufgehoben werden, welche die Menſchen ehedem, jenen Abgränzungen zufolge, in ihrer Menſchenliebe gemacht hatten. So wie der Menſch Bürger eines größern Staats wird: ſo müſſen auch, wenn er in dieſer neuen Lage ſchicklich handeln, und ſo glücklich, als ſie es erlaubt, ſeyn will, ſeine Begriffe ſich vervielfältigen; ſeine Kenntniſſe müſſen ſich auf einen weitern Umfang der Natur und des Menſchengeſchlechts erſtrecken; und ſein Herz muß ſich zu Empfindungen eines allgemeinen Wohlwollens erweitern. Kann er wohl, als wahres Glied eines politiſchen Körpers, angeſehen werden, ſo lange er von deſſen übrigen Gliedern weder die Beſchaffenheiten weiß, noch ihren glücklichen oder unglücklichen Zuſtand mitfühlt; — ſo lange weder beobachtende Aufmerkſamkeit, noch theilnehmende Sympathie ihn mit denſelben zuſammenknüpft? Dahin kann es freylich niemahls kommen, und dahin können auch die Wünſche des, am meiſten weltbürgerlich geſinnten, Philoſophen nicht gehn: daß die Menſchen für das Land, wo ſie ihre erſten und froheſten Tage zubrachten, und für die Geſellſchaft, in welcher ſie ihre älteſten und vertrauteſten Freunde haben, nicht eine beſondre

Zuneigung behalten ſollten; die ſie auf kein anderes Land übertragen, ſo wohl es ihnen darin gehn mag, und ſo ſehr ſie Urſache finden, deſſen Einwohner zu ſchätzen. Sie müßten, wenn ſie ganz kalt gegen dieſe Erinnerung wären, auch die Dankbarkeit vergeſſen, die ſie ihren Eltern, den Ernährern und Pflegern ihrer Kindheit, den Wohlthätern und Lehrern ihrer Jugend, ſchuldig ſind. Wie könnte ein Herz für Menſchenliebe überhaupt empfindlich werden, das in den erſten Jahren, wo es neuen Eindrücken am meiſten offen ſteht, und in der Entwickelung ſeiner Anlagen am ſchnellſten fortſchreitet, ungeübt, in den Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit geblieben wäre? Wenn aber der Menſch, von Perſonen und Dingen, gleich bey ſeiner Geburt und in ſeiner früheſten Kindheit, angezogen, und für dieſelbe mit Zuneigung und Sympathie erwärmt worden iſt: ſo kann es auch nicht fehlen, daß nicht dieſe Gegenſtände das Recht der erſten Liebe ſich zueignen, und einen Vorzug, vor dem, was ihm in ſpätern Zeiten Liebenswürdiges vorkommt, oder Gutes wiederfährt, behalten ſollten. Zu einem Herzen, deſſen erſte Plätze von Eltern, Verwandten und Landsleuten ſchon ganz eingenommen ſind, können Fremde und Ausländer allerdings ſchwerer Zutritt finden. Daher

gerade eine natürliche Anlage zur Zärtlichkeit oft einen Menſchen von neuen Bekanntſchaften entfernt, und ihm fremde Oerter verleidet, weil er ſich im Umgange mit den alten völlig befriedigt findet. — Auch iſt in der Regel allerdings der Zuſammenhang, den in einem großen Staate ein Bürger der mittlern und untern Stände, mit dem Staate im Ganzen, hat, nur mittelbar, und wird erſt durch die Verhältniſſe geſtiftet, in welchen er mit ſeiner Stadt oder ſeiner Provinz ſteht. Er nimmt, als Eigenthümer und Gewerbsmann, nur inſofern Antheil an dem allgemeinen Wohl, als auch die Gegend, wo er ſeine Güter hat, oder ſeinen Arbeitsfleiß anwendet, im Flor iſt. Er dient, wenn er ſeine Privatgeſchäfte treibt, oder örtliche Aemter verwaltet, dem gemeinen Weſen nur inſofern, als er dem kleinen Theile deſſelben nützlich iſt, in deſſen Mitte er ſich aufhält, und in deſſen Gränzen ſein Wirkungskreis eingeſchränkt iſt. Indeß bleibt es doch nicht weniger ausgemacht, daß, wenn ein großer Staat das äußerſte Ziel ſeiner Stärke und ſeines Reichthums, und deſſen Bürger den höchſten Grad von Glückſeligkeit erreichen ſollen, wozu die vermehrte Anzahl der dazu Mitwirkenden zu führen im Stande iſt, die Geſinnungen und

die Grundſätze der Bürger der Größe ihres Wirkungskreiſes angemeſſen ſeyn müſſen. Dieß geſchieht aber nur alsdann, wenn in ihren Gemüthern diejenige allgemeine Verbindung, welche zwiſchen allen Einwohnern des Staats, — durch die Einheit der Regierung, durch das Gemeinſchaftliche einer gewiſſen Staatsverfaſſung, durch die gleiche Anhänglichkeit an die Familie, oder die Perſon des Regenten, durch die Theilnehmung an den Gefahren und der Noth derſelben Kriege und an den Vortheilen derſelben Friedensſchlüſſe und Tractaten, hauptſächlich aber durch die Abhängigkeit von einer und derſelben Geſetzgebung — geſtiftet wird, wenn, ſage ich, dieſe große und den ganzen Staat umfaſſende Verbindung über jene kleinere und eingeſchränktere, die, — vom Orte, von Familienverbindungen, von den erſten Eindrücken der Jugend, von dem ſinnlichen Anblicke der Natur, von der langen Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden, von der Gewohnheit und zum Theile ſelbſt von dem eigenthümlichen Nahmen der Provinz, deren Landsmann man ſich nennt, — abhängt, die Oberhand bekommt.

Die Abſonderung der Staaten, und die Schranken der menſchlichen Faſſungskraft, die

auch zugleich die Gegenſtände, auf welche ſich ſeine Neigungen erſtrecken können, begränzen, machen es unvermeidlich und ſelbſt nützlich: daß jeder Menſch, an einem gewiſſen Theile ſeines Geſchlechts, mit größrer Ergebenheit hängt, als an den übrigen; daß er, an dem Flor und dem Anbau eines gewiſſen Platzes auf dem Erdboden, einen lebhaftern Antheil nimmt, als an allen andern Gegenden deſſelben; daß er jene Geſellſchaft und dieſen Raum vielleicht noch etwas über die Gebühr ſchätzt, und den übrigen, aus Unwiſſenheit, nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt; und daß er nicht bloß das Beſte dieſer Menſchen und dieſer Länder an ſich wünſcht, ſondern daß er auch verlangt, und zuweilen ſchon vorausſetzt, daß ſie einen Vorzug, vor allen andern Menſchen und Ländern, haben ſollen. Aber dieſe Parteylichkeit, auf welcher die Vaterlandsliebe guten Theils beruht, muß, in den Einſchränkungen, die ſie dem allein ganz untadelhaften Princip der Handlungen, — der allgemeinen Menſchenliebe, — giebt, wenigſtens dem Laufe der Dinge und den Revolutionen der Staaten nachfolgen, und ſich, mit der Größe dieſer letztern, erweitern. Sie muß aufhören, ſich nach bloßen Nahmen und willkührlich gewordnen

Ab-

Abgränzungen zu richten, die weder Menſchen von verſchiednem Nationalcharakter, noch Regierungen von entgegengeſetztem Intereſſe mehr abſondern, und, mit ihrer Verengerung der menſchlichen Herzen, wenigſtens bey den Gränzen ſtehn bleiben, wo ein wirklicher und merklicher Unterſchied, in der Natur und den Einwohnern der Länder und dem Geiſte ihrer geſellſchaftlichen Einrichtungen, anfängt. Nachdem ſich, aus den unzähligen kleinen Dynaſtieen, in welche Europa noch im Mittelalter zerſtückelt war, Monarchieen, wie die Preußiſche oder Oeſterreichiſche, gebildet haben: ſo müſſen die Unterthanen derſelben aufhören, auf den Nahmen eines Schleſiers oder Pommern, eines Böhmen oder Ungarn, einen Werth zu legen; und ſie müſſen nur noch den Stolz eines Bürgers der Preußiſchen oder Oeſterreichiſchen Monarchie kennen. Mag doch noch, wenn es nicht anders ſeyn kann, der Oeſterreiche gegen den Preußen, der Deutſche gegen den Franzoſen, dieſer gegen den Engländer und Spanier, mit einer gewiſſen Eiferſucht erfüllt ſeyn, die für jeden wenigſtens zuweilen ein Sporn ſeyn kann, ihn zu einem muthigern Vertheidiger ſeines Vaterlandes, und zu einem ſorgfältigern Geſchäftsträger deſſelben zu machen. Aber die

Eiferſucht des Schleſiers gegen den Brandenburger, des Mähren gegen den Böhmen, des Engländers gegen den Schotten, iſt nun durchaus unſchicklich und ſchädlich geworden.

Nächſt dem, daß die Provinzen der Reiche ihre Vorurtheile und ihre Eiferſucht gegen einander ablegen, müſſen ſie auch zu einer genauern Bekanntſchaft mit einander gebracht werden. Eine Folge dieſer Bekanntſchaft wird es gewiß immer ſeyn, daß es dem Einwohner keiner Provinz mehr ſo ſchwer, als bisher, werden wird, ſie zu verlaſſen, wenn ſeine Bürgerpflicht, oder der Auftrag ſeines Fürſten ihn aus ſeinem Geburtsorte, auf einen andern Poſten im Staate, ruft; oder wenn die Hoffnung, ſein Glück zu machen, ſich für ihn an einem fremden Orte eröffnet. Eltern und Verwandte, wenn ſie, beſſer unterrichtet, aufhören, die Sitten der Hauptſtadt, oder entfernter Städte und Provinzen des Staats, für ſo viel verderbter, die Lebensart derſelben für ſo viel armſeliger, als die ihres Orts und ihrer Provinz zu halten, werden ihre Söhne und Freunde auch nicht mehr ſo ungern, als bisher, von ſich laſſen. Die Vernünftigen unter ihnen werden nicht mehr, wie es noch jetzo zuweilen geſchieht, einen jungen Mann, dem ſie wohlwollen, lieber in einem geringern, ſeinen Ta-

lenten nicht angemeſſenen, Amte vergeſſen ſehen, ehe ſie ihn, zu Verfolgung einer längern und ehrenvollern Laufbahn, an Fremde abtreten ſollten.

Dieſe eigentlich patriotiſche Geſinnung, die Bereitwilligkeit, dem Staate allenthalben gerne zu dienen, wo er unſer bedarf, und wo wir unſer Auskommen und einen Wirkungskreis für unſre Thätigkeit finden. iſt in demjenigen Staate am eheſten zu erwarten, deſſen verſchiedne Theile, im Anbau und Reichthum, in der Aufklärung und der Verſittlichung der Einwohner, wirklich zu einem ſolchen Grade von Gleichheit gekommen ſind, — und die auch in Abſicht der zufälligen Eigenheiten des Nationalcharakters, der Sprache und der Religionsmeinungen, ſo viele Aehnlichkeit mit einander haben: daß der, welcher, aus einem dieſer Theile in den andern, wandert, den Unterſchied der Natur, oder der Menſchen nicht auf eine ſolche Art gewahr werden kann, die ſeine Glückſeligkeit ſtört. In dieſem glücklichen Falle befindet ſich vielleicht mit wenigen andern, der Preußiſche Staat, deſſen gebohrner Bürger ich bin und in welchem ich jetzt lebe, vorzüglich. Für ihn paßt alſo auch die Moral, welche ich predige, in einem höhern Grade. — Da, wo die Ungleichheiten der Menſchen noch zu groß ſind, da ſind alle Verſuche, die Verfaſſungen und die Geſetze der Provinzen

mit einander übereinſtimmender zu machen, zu voreilig: und die Liebe ihrer Einwohner gegen einander kann nicht allgemein, noch weniger gleich ſeyn. Es ſind indeß, in Europa wenigſtens, diejenigen Wege geöffnet, auf welchen die Menſchen der einen Gegend den Einwohnern der übrigen ihre Einſichten mittheilen können. Mit veränderten Begriffen aber hängt die Veränderung der Denkungsart und der Sitten, mit dieſen die Richtung des Fleißes, und mit dieſer Ackerbau, Künſte und Handel, ſo wie auf der andern die Annehmlichkeit des geſellſchaftlichen Lebens zuſammen. Wir ſehen daher, daß ſich ſogar große Nationen täglich einander mehr nähern, und, ſo wie ſie einander wechſelsweiſe bekannter werden, die ehedem ihnen eigne Erbfeindſchaft, oder Verachtung gegen einander ablegen, ſich gegenſeitig hochſchätzen und lieben lernen. Dieſe Urſachen, welche, auf immer wachſende Verähnlichung der Menſchen in ganz Europa, wirken, und die ihren erſten Urſprung im Handel und in den Wiſſenſchaften haben, müſſen, innerhalb der Gränzen eines und deſſelben Staats, nothwendig ſich ihrem Ziele weit ſchneller, als in getrennten Ländern, nähern. Vielleicht iſt es die natürliche Stufenfolge, in dem Fortgange des Menſchengeſchlechts zu ſeiner Vollkommenheit, daß die Vorliebe der Menſchen, für kleine Landſtriche, die ſie ihr Vaterland nennen, in den Patriotismus gegen große Staaten, und dieſer Patriotismus, in die weltbürgerliche Geſinnung und allgemeine Menſchenliebe, übergeht.

Einige Beobachtungen

über die

Kunſt zu denken.

Ein undurchdringliches Dunkel hängt, wie über dem Urſprunge jedes Dinges, und über jeder Wirkſamkeit der Natur, durch welche ſie etwas hervorbringt, ſo auch über der Entſtehung des Gedankens, und über der ſo merkwürdigen Verrichtung des Geiſtes, in welcher der erſte Grund von allem liegt, was die Menſchen Großes und Gutes hervorgebracht haben, — der Meditation.

Von der einen Seite iſt augenſcheinlich unſer freyer Wille, unſer Vorſatz dabey wirkſam. Wir wählen die Materie, über welche wir nachdenken wollen; wir ſetzen uns ein Ziel, wohin unſre Unterſuchung gerichtet ſeyn ſoll; wir ſind völlig überredet, und bezeugen dieß durch die Art, wie wir uns ausdrücken, daß wir die Ideen-Reihe, aus welcher unſre Meditation beſteht, vorher beſtimmt, und die einzelnen Gedanken freywillig herbeygerufen haben.

Auf der andern Seite iſt die planmäßigſte Unterſuchung des Philoſophen den Eingebungen des begeiſterten Dichters, in vielen Punkten, ähnlich: und die Natur, oder der Zufall, — das Genie, oder eine höhere Macht ſcheinen dazu ihre, von der Willkühr des Menſchen nicht abhängige, Beyträge zu

thun. Nicht nur das weiß oft der Philoſoph nicht, woher ihm die erſte Idee gekommen iſt, dieſen Gegenſtand gerade jetzt ſeiner Betrachtung vorzuhalten: ſondern auch die Urſachen bleiben ihm verborgen, warum, bey der Aufmerkſamkeit auf denſelben, ihm gerade dieſe und keine andre Vorſtellungen, in dieſer Ordnung, mit dieſem Ausdrucke, eingekommen ſind. Sich ſelbſt und ſeinen Vorſatz kann er für dieſe Urſache nicht anſehen. Denn wie hätte er Gedanken, die ihm noch unbekannt waren, aufſuchen und zum Ziele ſeiner Beſtrebungen machen können? — Aber eben ſo wenig weiß er eine andre Urſache der erfolgten Wirkung anzugeben. Zu zwey verſchiedenen Zeiten, vielleicht deſſelben Tages, denkt er über eine und dieſelbe Materie. Seine Aufmerkſamkeit iſt in gleichem Grade angeſpannt; ſein Vorſatz iſt gleich ernſtlich. Aber, zu der einen Zeit, bleibt ſeine Bemühung fruchtlos. Es entſteht gar keine Gedankenreihe, über den dem Geiſte vorgehaltnen Gegenſtand: oder es zeigen ſich ihm bloß zerſtückte, unordentlich durcheinander geworfne Vorſtellungen, — und dieſe in einer Dunkelheit, die es ſchwer macht, ſie in Worte zu kleiden. Zu der andern Zeit ſtrömen Gedanken und Ausdrücke ihm zu: und die Ideen, ſo wie ſie entſtehn, ordnen ſich auch, wie von ſelbſt, und verketten ſich

eben ſo leicht unter einander, als ſie ſich deutlich ausdrücken laſſen. Selbſt, in zwey Augenblicken gleicher Begeiſterung, ſind die Eingebungen, welche der Menſch dadurch empfängt, nicht eben dieſelben. Oft zeigt ſich ihm, in den beyden Zeitpuncten, das Weſen der Sache ſelbſt unter verſchiedener Geſtalt: und Wahrheit und Irrthum ſcheint ihm, das eine Mahl, nicht auf derſelben Seite zu ſeyn, als das andre Mahl. Oder, wenn auch die Grundbegriffe und Grundſätze unverändert bleiben: ſo ſind doch diejenigen Theile und Verhältniſſe der Sache, welche jedesmahl vor das Auge ſeines Verſtandes treten, verſchieden. Es ſcheint, als wenn unſer Vorſatz unſrer Meditation nur die erſte, und eine ſehr unbeſtimmte Richtung gebe; eine fremde und unwiderſtehliche Gewalt aber die einzelnen Handlungen unſrer denkenden Kraft leite, und über ihren Erfolg entſcheide. Eben derjenige Theil einer Betrachtung, den wir zu der einen Zeit leer und unfruchtbar an Ideen fanden, giebt uns zur andern die reichſte Ausbeute lehrreicher und anmuthiger Gedanken, und führt uns tief in die Kenntniß des Gegenſtandes ein. Oft glauben wir, bey einer flüchtigen Ueberſicht der Materie, eine Menge neuer Aufſchlüſſe zu entdecken, und ahnden ſchon ihre Anordnung: und bey einer genauern Unterſuchung

derſelben, — wenn wir anfangen das Gefundene deutlich mit Worten zu bezeichnen, — verſchließen ſich alle dieſe ſchönen Ausſichten, und die vermutheten Schätze unſeres Geiſtes zeigen ſich weit geringhaltiger, als ſie uns bey der erſten Beurtheilung vorgekommen waren.

Dieſe Vereinigung der Selbſtthätigkeit mit leidentlichen Veränderungen, der Wahl mit der Nothwendigkeit, freyer Handlungen mit fremden Einflüſſen, macht, beym Denken, wie im ganzen Syſtem der menſchlichen Natur, die unauflöslichſte Schwierigkeit aus. Keine Unterſuchung wird je dieſelbe wegſchaffen. Aber die Selbſtbeobachtung kann doch einige nützliche Regeln, für den denkenden Kopf, erfinden, der dieſe ſeine Fähigkeit mehr in ſeine Gewalt bekommen, und ſie auf die von ihm gewählten Gegenſtände mit beſſerm Erfolge anwenden will.

Diejenigen Beobachtungen, welche ich in dieſem Aufſatze vorzutragen gedenke, laſſen ſich unter zwey Abtheilungen bringen. Die in der erſten betreffen das Denken überhaupt, — einige Hülfsmittel und Hinderniſſe deſſelben. Die in der zweyten betreffen die Verſchiedenheit der Methoden, durch welche ſich die Denker von einander unterſcheiden, oder zwiſchen welchen ſie zu wählen haben.

Erſte Abtheilung.

1.

Ich werde zuerſt bey mir gewahr, daß das Nachdenken, ſelbſt über die abgezogenſten Materien, nie beſſer von Statten geht, als wenn ich mir den Hauptgegenſtand, worauf ſie ſich bezieht, zuvor in der Einbildungskraft lebhaft ſowohl, als ausführlich, darzuſtellen ſuche: und je beſſer mir dies letztre gelingt, deſto gründlicher wird die Unterſuchung, und zu deſto mehr Aufſchlüſſen verhilft ſie mir. Dieſe Vorbereitung zur Meditation iſt noch nützlicher, wenn man, an die Stelle bloßer Dichtungen der Phantaſie, die Erinnerung an Thatſachen und wirkliche Erfahrungen ſetzet. Ich will z. B. über die Geduld nachdenken. Die Zergliederung der Worterklärungen führt leicht auf bloße Wiederholung der von andern erlernten Theorie, oder auf willkührliche Verknüpfungen allgemeiner Begriffe, die nichts anders, als Hypotheſen ſind, wozu man erſt hinten drein die Beſtätigung in den Erſcheinungen aufſucht. Ich fange alſo damit an, mir das Schauſpiel eines, in großen Schmerzen, in der Entkräftung des Alters, oder bey verdrießlichen und langweiligen Arbeiten,

geduldig ausdauernden Mannes, in meiner Einbildungskraft aufzuführen, und die verſchiednen Auftritte, welche dieſes Schauſpiel enthält, recht ſorgfältig auszumahlen. Oder, wenn mir, in meinem Leben, ein Beyſpiel vorzüglicher Geduld vorgekommen iſt: ſo ſuche ich mir die Züge des Mannes, — ſein Aeußeres, und ſein Betragen überhaupt, dann ſeine unglückliche Lage, und die Leiden, welche er ertrug, endlich die Reden und Handlungen, durch die er ſeine Standhaftigkeit bewies, — in mein Gedächtniß zurückzurufen. In dieſem Bilde erblicke ich vielleicht nicht gerade die Züge, auf welche ich in der folgenden Meditation gerathe: aber durch das Anſchauen deſſelben wird die denkende Kraft gereitzt und geleitet. Sie wird gleichſam aus dem Schlummer erweckt, in welchen ſie, bald aus Schwäche des Temperaments, bald aus Mangel anziehender Gegenſtände, bey mir zu gerathen pflegt; und ſie wird, zu gleicher Zeit, von der Zerſtreuung abgehalten, vor welcher ſie die bloße Herrſchaft des Willens und der feſteſte Vorſatz nicht hinlänglich verwahren kann.

Der Dichter muß dem Philoſophen vorarbeiten, und kein Menſch kann mit ſeinem Verſtande große Dinge ausrichten, der nicht auch

Einbildungskraft genug hat, um dem Verſtande die Materialien, die er verarbeiten ſoll, in einem gewiſſen Grade ſinnlicher Klarheit darzubiethen.

2.

Eine der größten Schwierigkeiten, die ich bey meinen Meditationen gewahr werde, hängt mit dem zuvor bemerkten Einfluſſe fremder Urſachen, auf das Gelingen unſerer freyen Geiſtesthätigkeit, zuſammen: — denn auch dieſe Schwierigkeit kann nur der Zufall, oder eine günſtige Stimmung meiner körperlichen Werkzeuge hinwegräumen. Es koſtet mir nähmlich oft ſo viel, den Gang der mir von ſelbſt zuſtrömenden Ideen, mit dem vorſätzlich entworfenen Plane, den ich bey dem Anfange der Unterſuchung eingeſchlagen hatte, zu vereinigen. Dieſer Anſtoß iſt es, wo ich am öfterſten ſtrauchle: und durch ihn werde ich zuweilen völlig unvermögend, meine Arbeit fortzuſetzen. Die Reihe der Ideen kettete ſich, in dem Laufe der Meditation, dem Anſcheine nach, auf das natürlichſte und genaueſte zuſammen. Und ehe ich es gewahr werde, finde ich mich doch dadurch von dem Wege abgebracht, auf dem ich zum Ziele gehn wollte. — Jeder Fortſchritt der Unterſuchung eröffnete mir

neue Ausſichten. Irgend eine derſelben zu übergehen, ſchien mir bedenklich, weil ich ſonſt Trockenheit und Armuth der Ideen, für die Behandlung meiner Materie, befürchtete. Aber ſie zu verfolgen, fand ich als einen eben ſo gefährlichen Abweg, weil ich dadurch meinen Hauptentwurf aus den Augen verlor. — Ohne Zweifel iſt dieſe glückliche Uebereinſtimmung der, durch die Einbildungskraft und das Gedächtniß herbeygeführten, Gedanken, mit dem Plane, welchen der Verſtand gleich anfangs vorgezeichnet hat, eine der Naturgaben, welche das wahre Genie auszeichnen. Daß ſie aus einer größern Vollkommenheit, ſowohl der körperlichen Werkzeuge, als der geiſtigen Anlagen, entſpringe, erhellet daraus, daß, wer überhaupt zum Selbſtdenken aufgelegt iſt, dieſe beſondre Fähigkeit, einen gemachten Plan, vermittelſt einer Reihe gleichſam von ſelbſt entſpringender, ihm eigner Gedanken, mit Leichtigkeit zu verfolgen, und ſelbſt ſeine Einfälle an die Kette ſeiner Vernunftſchlüſſe zu knüpfen, gerade in denjenigen Augenblicken bey ſich findet, wo er ſich der größten Heiterkeit ſeines Kopfs, der vollkommenſten Geſundheit und des freyeſten Spiels aller ſeiner Seelen- und Leibes-Kräfte, bewußt iſt.

Bey der geringſten Abnahme dieſer Munterkeit, und mit dem erſten eintretenden Gefühle der Ermüdung, verliert ſich auch dieſes Zuſammenſtimmen der, als Eingebung ſich plötzlich dem Gemüth darſtellenden, Ideen, mit dem vorſätzlich gewählten Gange der Unterſuchung. Und zu einer Zeit, wo der Zufluß der Gedanken ſelbſt noch nicht unterbrochen iſt, hören ſie doch ſchon auf ſich ſo leicht, wie zuvor, in den Zuſammenhang, den wir ihnen geben wollen, zu fügen.

Vielleicht iſt es die Stärke und Kraft des Wollens, welche dem Menſchen, ſo wie über andere Menſchen, ſo über ſich ſelbſt und über ſeine Gedanken, mehr Gewalt giebt. Dieſes ſtarke Wollen mag bey Leuten, von großen Geiſteskräften und einer vollkommnen Geſundheit, mehr, als bey mittelmäßigen und kränkelnden Menſchen, Statt finden. Und dadurch mögen die erſtern in den Stand geſetzt werden, auch denjenigen Verrichtungen des Geiſtes und denjenigen Bewegungen der Denk-Organe, die an ſich vom Willen nicht abhängen, doch insgeheim die Richtung zu geben, und ihrem ganzen Gedankenſyſtem den Ton, welcher mit der vorgeſetzten Abſicht harmonirt, mitzutheilen. Dieß wird dadurch wahrſcheinlicher, weil wir, durch jede Lei-

denſchaft, welche die Lebhaftigkeit unſers Strebens nach einer gewiſſen Abſicht ſtärkt, — weil wir durch jeden, an den Gegenſtand unſrer Unterſuchung geknüpften, größern Vortheil, — durch Zorn, oder durch den Eifer, unſern Zuhörern lehrreich und angenehm zu werden, — das Vermögen, bey dem ſchnellſten Ideengange doch von dem geraden Wege zum Ziele nicht abzuweichen, vermehrt finden. Alles, was uns, körperlich und geiſtig, in eine höhere Thätigkeit ſetzt, giebt unſern Gedanken auch mehr Zuſammenhang, und bindet ſie feſter. Sie ſind loſe und ſchweifen umher, wenn wir ſelbſt abgeſpannt und träge ſind. Der ungebildetſte Menſch, der, wenn er ruhig über eine Sache ſpricht, alle Augenblicke den Faden ſeiner Gedanken verliert und die Streitfrage verändert, wird, wenn er aufgebracht iſt, bey dem ſchnellſten Strome ſeiner Rede, doch ſeine Gedanken unter ſich und mit der Urſache ſeiner Leidenſchaft, im Zuſammenhange erhalten.

3.

Ein anderes Hinderniß, im Fortgange meines Nachdenkens, werde ich oft gewahr: und ich erkenne aus der Schwierigkeit, welche mir die Wegſchaffung deſſelben verurſacht, die Ueberlegenheit derer, welche es mit Leichtigkeit überwinden.

Dieß

Dieß beſteht in dem Unvermögen, gerade das, was ich denke, nicht mehr und nicht weniger, zu ſagen; — mit einem Worte, für meine Ideen die rechten Ausdrücke zu finden.

Es iſt gewiß, daß, indem wir unſre Ideen deutlich mit Worten auszudrücken ſuchen, ihr Gehalt oft ungemein verändert wird. Wir wiſſen oft nicht genau, in der Sprache, alle die Schattirungen der Farben zu finden, die wir, zur Darſtellung der unſerm Geiſte noch in Bildern vorſchwebenden Gegenſtande, nöthig hätten. Wir begnügen uns alſo damit, etwas unſerm wahren Sinne nahe kommendes zu ſagen. Dadurch werden aber oft gerade diejenigen Theile unſrer Ideen verändert, auf welchen ihr Zuſammenhang mit einander beruhte. Die, völlig beſtimmt gedachten, Sätze wollen ſich nicht mehr ſo leicht, zu einer ununterbrochnen Reihe, vereinigen, als ſich die, noch in einem zweifelhaften Lichte geſehnen, an einander zu reihen ſchienen.

Ich rede vielleicht hier nur von den mittelmäßigen Köpfen, zu denen auch ich gehöre. Ich empfinde es, daß dieſe völlige Herrſchaft über unſre eigne Ideen, welche macht, daß wir ſie, gleich bey ihrer Entſtehung, auffaſſen, ſie, ohne

daß der kleinſte Theil davon uns entwiſcht, feſt-halten, und, ohne von ihrer Form das mindeſte zu entſtellen, oder zu verbergen, in Worte klei-den können, — ich empfinde es, ſage ich, daß dieſe Stärke und Lebhaftigkeit der erſten Idee, wel-che die eigenthümlichen Worte und Ausdrücke, durch eine Art magnetiſcher Kraft, herbeyzieht, oder dieſer volle Beſitz von dem Reichthume un-ſrer Sprache, welcher uns dieſe Worte und Aus-drücke durch Auswahl finden läßt, ein Vorzug derſelben höhern Geiſteskräfte iſt, welche auch die Ergründung der Gegenſtände ſelbſt beför-dern. Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß in den Augenblicken, wo meine Einſichten die hell-ſten ſind, die Schwierigkeiten, welche mir die Sprache in den Weg legt, um ſie auszudrü-cken, am meiſten verſchwinden. Ich kenne aber andere Zeiten, und leider kommen ſie am öfte-ſten, wo, bey der erſten Auffindung der Ideen, viele nur als Empfindungen, als Ahndungen, als unvollendete Geſtalten mir vorſchweben. Dieſe ſind es, welche, wenn ich ans Aufſchrei-ben komme, mir oft meinen ganzen Plan zer-rütten, weil die Beſtimmungen, die ich durch die Wörter hinzufüge, oder die, welche ich aus-laſſe, die Harmonie und damit die Wahrheit

vernichten, welche ich in meinen, noch nicht völlig deutlich gemachten, Gedanken erblickte.

So viel ich aber hiervon auch, auf die Rechnung meiner individuellen Schwäche, ſchreiben mag: ſo iſt doch ſo viel im Allgemeinen gewiß, daß keine Sprache einer Nation alle Schattirungen, deren die Begriffe fähig ſind, vollkommen bezeichnet; daß jede nur, für gewiſſe Ideen, die am öfteſten von Menſchen dieſer Nation gedacht worden ſind, bereit liegende Formen enthält; und daß es alſo dem Selbſtdenker wiederfahren kann und oft wiederfahren muß, die Gegenſtände unter einem Geſichtspuncte zu erblicken, den er, mit der vollkommenſten Richtigkeit, in Redensarten ſeiner Sprache darzuſtellen, nicht vermag. Daß dem ſo ſey, zeigen ſchon die Verſchiedenheiten der Sprachen, wovon die eine etwas ganz klar und beſtimmt ſagen kann, was die andre, nur durch Umſchreibungen und auf eine unvollkommnere Weiſe, ausdrückt. Alle, für Deutſche unüberſetzliche, Ausdrücke des Lateiniſchen oder Franzöſiſchen, ſind beſtimmte Formen für gewiſſe Gedanken, welche die Griechen und Römer, deutlicher und beſtimmter, als die Deutſchen, dachten. So wie es nun wohl geſchehen kann, daß ein deutſcher Denker, in

ſeiner Meditation, auf eine ſolche Franzöſiſche, Lateiniſche, oder Griechiſche Idee geräth: ſo können ihm vielleicht auch andre, noch in keiner Sprache völlig beſtimmt ausgedrückte, und zugleich, wenn ich ſo ſagen darf, völlig undeutſche Ideen einkommen. Es gehören überdieß, zu Bezeichnung von zuſammenhängenden Gedanken, nicht bloß Wörter, ſondern auch Redensarten, Wendungen und ein gewiſſer Periodenbau. Und da, in jeder Sprache, alle dieſe Sachen ihre eignen Geſetze haben: ſo kann oft, zwiſchen meiner Art zu denken und dem Zuſammenhange, in welchem ſich mir die Verhältniſſe der Dinge zeigten, und zwiſchen den Geſetzen meiner Sprache und den, durch den Gebrauch, in ihr eingeführten Verknüpfungen der Redetheile, eine Mishelligkeit ſeyn, die nicht anders gehoben werden kann, als indem ich entweder der Sprache Gewalt anthue, oder meine Ideen verfälſche; entweder, — wie es Anfängern, die eine fremde Sprache reden, ſo oft geht, — unverſtändlich werde, oder nur die Hälfte von dem, was ich im Sinne hatte, und dieß ganz anders ſage, als es meiner urſprünglichen Abſicht gemäß war. Jeder aber, welcher fremde Sprachen unvollkommen ſpricht, weiß, wie leicht er, durch einen ſol-

chen verſtümmelten und verfälſchten Ausdruck ſeiner Gedanken, ſich ſelbſt und ſeine Zuhörer von dem urſprünglichen Gegenſtande abbringt, und dem Geſpräche eine ganz andre Wendung giebt, als es nach ſeiner Abſicht haben ſollte.

Weit ſeltner aber liegt die Urſache, warum wir, von unſern urſprünglichen Gedanken, bey der deutlichen Bezeichnung derſelben abweichen, darin, daß die dazu nöthigen Wörter und Redeformen in der Sprache wirklich mangeln, als darin, daß wir die Sprache nicht ſo in ihrem Umfange kennen, nicht nach ihrem ganzen Reichthume ſo gegenwärtig haben, daß wir, was in ihr verborgen liegt, aufzufinden wiſſen. Es liegt daran, daß der Actus des Denkens bey uns nicht kräftig genug, die hervorgebrachte Idee nicht lebendig und anſchaulich genug geweſen iſt, um das Gedächtniß und die Einbildungskraft, zur Erweckung aller verwandten Vorſtellungen, und alſo auch, zur Erweckung der ihrer Bezeichnung gewidmeten Wörter und Redensarten, aufzufordern. Selbſt alsdann, wenn dieſe eigenthümliche Bezeichnung unſrer Ideen endlich gefunden wird, aber erſt, nachdem ein mühſames Nachforſchen und Herumſuchen vorhergegangen iſt, wird hierdurch die Meditation geſtört, und der

Zuſammenhang der Ideen weniger leicht und fließend.

Die Fähigkeit zu ſprechen, oder die Kunſt ſeine Sprache zu brauchen, kurz, eine gewiſſe natürliche Gabe der Beredſamkeit iſt einem Philoſophen eben ſo nothwendig, als die Gabe der Meditation ſelbſt. Nicht bloß die Mittheilung ſeiner Gedanken an andre wird verhindert, wenn er ſie zu unvollkommen, oder mit einer zu mühſamen Anſtrengung, in Wörter faßt: ſondern der glückliche Fortgang ſeiner eignen Meditation wird dadurch gehemmt, der Zuſammenhang unter ſeinen Ideen wird geſtört: und es bleibt ihm, ſelbſt in den Sachen, da eine Dunkelheit, oder eine Lücke, wo er nicht deutlich, oder vollſtändig genug ſeine Gedanken zu ſagen weiß.

Wir finden daher auch, daß die großen Selbſtdenker, wenn ſie gleich auf Sprache und Styl keine beſondre Sorgfalt wenden, und ſelbſt dieſelbe zu vernachläßigen ſcheinen, doch zu gewiſſen Zeiten ſich, zu dem angenehmſten, beredteſten und ſelbſt dichteriſchen Ausdrucke, zu erheben wiſſen. Leibnitz und Kant, ſo von allem Sinnlichen abgezogen, ſo tief, ſo trocken ihre Speculationen zu ſeyn ſcheinen, ſind doch zuweilen weit reicher an Bildern, weit anziehender durch

ihre Darſtellung der Sachen, als ihre Nachahmer und Commentatoren. Und es iſt auch kein Wunder, daß der eigentliche Erfinder der höchſten Speculationen, zur andern Zeit, ein angenehmer Redner ſeyn kann: weil, bey dem Selbſtdenker, Einbildungskraft und Witz immer mit dem Verſtande zugleich geſchäftig ſeyn muß; daher jene beyde Fähigkeiten auch zuweilen für ſich, in ihrer eignen Form, in redneriſchen oder dichteriſchen Erzeugniſſen, zum Vorſcheine kommen. Diejenigen hingegen, welche jene hohe Philoſophie nur von ihrem Meiſter gelernt haben, und nur ſeine Ideen anders zuſammenſetzen, können jeder andern Geiſtesfähigkeit, nur nicht einer angeſtrengten Aufmerkſamkeit und einer großen Abſtractionsgabe, entbehren. Daher auch ihr Vortrag, geſetzt auch, daß er ſprachrichtiger, beſſer geordnet, und als Lehrvortrag vollkommner ſeyn ſollte, doch viel trockner, einförmiger und ermüdender iſt, als der des Erfinders.

Vielleicht giebt es aber auch mehrere Arten des Genies; ſolche, die eine eigne Sprache für ſich haben müßten, wenn ſie ihre Ideen ganz vollſtändig, nach allen ihren Eigenthümlichkeiten, deutlich bezeichnen ſollten; andre, welche die ihrigen, nur durch Farben oder muſikaliſche

Töne, ausdrücken können; noch andre endlich, bey welchen ſie von ſelbſt die Formen dieſer, oder jener Sprache annehmen. Man ſieht allerdings Leute, von erfinderiſchem Kopf und reich an Gedanken, die gar nicht reden, ſondern nur machen, oder handeln können. Für dieſe ſind das geſchäftige Leben und die Künſte, nicht die Lehrſtühle der Wiſſenſchaften, nicht die Spiele der Muſen. Man findet hinwiederum auch wahre Philoſophen und Dichter, die unter der Schwierigkeit, ihre Gedanken, durch die allgemein üblichen Redensarten ihrer Sprache, andern mitzutheilen, erliegen, und daher, nur von den wenigen Leſern, ganz verſtanden und gehörig geſchätzt werden, die ihnen am Geiſte ähnlich genug ſind, um ſie bey halben Worten zu errathen. Die Schriftſteller des erſten Ranges aber, welche einen allgemeinen Eindruck, auf ihre Nation und auf ihr Zeitalter, machen, ſind unſtreitig diejenigen, die, wie Voltaire und Rouſſeau, entweder in dem Geiſte ihrer Sprache denken, oder dieſen Geiſt nach dem ihrigen zu modeln wiſſen; die entweder ihre Gedanken, ob es gleich neue und ihnen eigenthümliche Gedanken ſind, doch in die gewöhnlichſten Sprachformen einzukleiden wiſſen, ohne ihnen Abbruch

zu thun; — oder die, wenn ſie, zur Bezeichnung ihrer Ideen, neue Zuſammenſetzungen der Wörter wagen, doch dieſen, durch die vollkommene Beobachtung der Sprachähnlichkeit, das fremde Anſehn zu benehmen im Stande ſind, welches ihre Verſtändlichkeit hindern könnte.

Je ſchneller dieſe Arbeit des Geiſtes, die darauf gerichtet iſt, den Gedanken durch Worte eine ſinnliche, der Mittheilung fähige Form zu geben, von Statten geht: deſto weniger wird dadurch das eigentliche Geſchäft des Nachdenkens ſelbſt geſtört. Je leichter ſich die Einfälle eines Schriftſtellers von ſelbſt, in ſprachrichtige und wohlklingende Redensarten, fügen: deſto weniger verliert das Feuer der Ausarbeitung, und deſto ungetheilter bleibt die Kraft des Genies, auf die Sachen ſelbſt und auf den Inhalt der Rede, gerichtet. Die vortreflichſten Stellen eines Buchs ſind immer diejenigen, bey welchen die Aufmerkſamkeit des Schriftſtellers einzig und allein, auf die Thatſachen, welche er zu ſchildern, oder auf die Lehrſätze, welche er vorzutragen hatte, gerichtet geweſen iſt, — Wort und Ausdruck aber ſich ihm von ſelbſt, und ohne eigne darauf gewandte Arbeit, dargebothen haben.

4.

Ein vierter Umſtand, von welchem der mehr, oder weniger glückliche Erfolg des Nachdenkens in großem Maße abhängt, iſt, ob man es lange ununterbrochen fortſetzen könne. Je mehr ein Menſch ausdauernde Kraft zu Geiſtesarbeiten, oder je mehr Herrſchaft über ſeine Aufmerkſamkeit er hat; und je längere Zeit er, demnach, eine und dieſelbe Reihe der Gedanken verfolgen kann: mit deſto größerem Glücke und mit deſto reicherer Ausbeute, wird ſeine Arbeit belohnt werden.

Aller Anfang iſt ſchwer. Das iſt von den Geiſtes-Arbeiten vorzüglich wahr. — Wenn wir zuerſt den Blick, auf einen beſtimmten Gegenſtand, richten: ſo haben hundert andre Dinge noch Beſitz von unſrer Aufmerkſamkeit. Selbſt nachdem wir uns endlich, mit Mühe und Anſtrengung, von den Gegenſtänden, die ſich unſers Gemüths bemeiſtert hatten, oder die ſich ihm in jedem Augenblicke aufdringen, losgemacht haben; ſelbſt nachdem nun die Feſtigkeit des Vorſatzes, oder der Reiz des neuen Vorwurfs die Richtung der Gedanken, in das Geleiſe des neuen Weges, gebracht hat, auf welchem ſie fortſchreiten ſollen: ſo iſt doch der Schimmer frem-

der und zerſtreuender Vorſtellungen noch immer im Gemüthe, und hindert, daß die neuen Ideen in voller Klarheit eines ungetheilen Lichtes erſcheinen. Das Intereſſe, welches wir an dem neuen Gegenſtande der Bearbeitung nehmen, mag noch ſo groß ſeyn: ſo wird doch unſre Neigung zu ihm erſt dann recht befeſtigt, wenn derſelbe ſich ſowohl, mit unſern ſchon geſammelten Kenntniſſen und unſern ehemahligen Ideenreihen, als mit unſern Empfindungen und Beſtrebungen, vereiniget hat. Dieſe Verbindungen aber können ſich nur, mit der Länge der Zeit, die wir anf ſeine Betrachtung wenden, entſpinnen. Auch die Einbildungskraft und das Gedächtniß, die uns, durch ein unwillkührliches Zuſammengeſellen verwandter Vorſtellungen, allen den in unſerer Seele ſchon bereit liegenden Stoff unſrer Meditation, alle, zur Aufklärung unſers Gegenſtandes, dienlichen und ſchon bekannten Gegenſtände und Wahrheiten in Erinnerung bringen ſollen, ſind anfangs träge und geben ſich mit dieſem Geſchäfte gleichſam nur unwillig ab. Iſt nun der Menſch an Geiſt und Körper ſtark genug — wenn er einmahl den Pfad der Unterſuchung oder der Dichtung gefunden hat, — ununterbrochen auf demſelben, ohne viele Erhohlung, und alſo ohne Einmiſchung fremder Ge-

genſtände fortzugehn: ſo erwärmt ſich mit jedem Schritte ſein Kopf mehr, die Zerſtreuungen werden immer weniger; die Aufmerkſamkeit bleibt ungetheilter auf den Vorwurf gerichtet; die Neben-Ideen ſtrömen in größerer Menge herbey, und erlauben eine leichtere Auswahl des Schicklichen. Endlich wird die geſammte Stimmung des Gemüths und des Nerven-Syſtems, mit der Arbeit, die man vorhat, gleichſam harmoniſch. Der ganze Menſch wird, ſo zu ſagen, Philoſoph, oder Dichter, webt und ſchwebt nur in den Ideen, die er zu ergründen, oder in den Bildern, die er abzuſchildern gedenkt. Die Sprache ſelbſt wird ihm durch den längern Gebrauch geläufiger, und mit Verminderung der Hinderniſſe wird die Kraft vermehrt. Dasjenige, was in dieſem Zuſtande des Gemüths hervorgebracht wird, muß nothwendig eine höhere Vollkommenheit erhalten.

Helvetius macht die Bemerkung, daß der allereingeſchränkteſte Kopf doch fähig iſt, eine unmittelbare Folgerung aus einem Satze zu begreifen, auch wohl ſelbſt eine ſolche Folgerung zu ziehn. Nun beſteht aber der ſchwerſte und weitläuftigſte Beweis, der in den Werken Newtons *)

*) Daß man Newtons Werke mit Recht anführen dürfe, wenn von ſchwer zu faſſenden Beweiſen die Rede iſt,

zu finden iſt, aus lauter ſolchen unmittelbaren Folgerungen, — nur aus einer ſehr langen Reihe derſelben. Es gehört keine größere Geiſteskraft dazu, tauſend Schlüſſe, als einen einzigen, zu machen Nur eine weit größere Beharrlichkeit,

---

erhellet aus folgender Anekdote, die mir ein ſehr verſtändiger, reiſender Engländer erzählte. Claireau wurde von ihm gefragt, wie viel es wohl Menſchen in Frankreich gebe, die Newtons principia mathematica verſtünden. »Sie beurtheilen meine Nation ziemlich richtig,« ſagte Claireau, »wenn Sie mir zutrauen, »daß ich dieſe Frage beantworten könne. Es iſt wahr, »ich glaube, daß ein Franzoſe, der ſo viel Mathematik »verſteht, als nöthig iſt, um Newtons Werke zu leſen, »ſich gewiß, auf die eine oder die andre Art, wird ſo »bekannt gemacht haben, daß auch ich ſeinen Nahmen wiſſen muß. Ich ſage Ihnen alſo, daß ich »ſolcher Männer nicht mehr als fünf oder ſechs kenne.« Der Engländer, ſelbſt ein Mathematikverſtändiger, geſtand zu, daß er ſich nicht getraue, die Zahl ſeiner Landsleute, die fähig wären, Newtons Werke zu verſtehn, eben ſo beſtimmt anzugeben, weil er gewiß ſey, daß mancher, in ſeinem Winkel, das mathematiſche Studium, bis zu dieſer äußerſten Grenze, verfolge, ohne irgend einen Menſchen, am wenigſten das Publikum etwas davon wiſſen zu laſſen. Er glaube indeß, auch in Großbritannien, höchſtens neun oder zehn Leſer Newtons annehmen zu können. Auf eine ſo geringe Anzahl wahrer, das Verdienſt wirklich erkennender, Verehrer gründet ſich alſo der höchſte Ruhm, den je ein Philoſoph und Schriftſteller erlanget hat.

in der Anwendung dieſer Kraft, iſt zu dem erſten, als zu dem andern, nöthig. Der Unterſchied alſo, zwiſchen einem gemeinen Kopfe und dem Genie eines Newton, beſteht vorzüglich darin, daß dieſer einer weit länger anhaltenden Aufmerkſamkeit fähig iſt, als jener; daß Newton nicht ermüdet, Schluß an Schluß in einer, auf ein beſtimmtes Ziel gerade fortlaufenden, Richtung zu reihen, der Menſch von geringen Fähigkeiten hingegen den Faden, den er zu ſpinnen kaum angefangen hatte, in kurzem abreißt, oder fallen läßt.

Wenn das, was Alcibiades, in dem Gaſtmahle des Plato, vom Sokrates erzählt, wahr wäre: ſo würde, unter allen Menſchen, der Vater der griechiſchen Philoſophie dieſe Gabe des Ausdauerns in der Meditation, im höchſten Grade, beſeſſen haben. Die Erzählung ſieht einer Erdichtung ſehr ähnlich: aber ſie zeigt doch, was Alcibiades, oder vielmehr Plato, der ihn redend einführt, von einem großen Denker forderte, und unter welchem Bilde er ſich ihn vorſtellte. Sokrates ſoll nähmlich, nach dieſer Erzählung, auf einem Feldzuge, den er mit dem Alcibiades gemeinſchaftlich machte, von dem Athenienſiſchen Heere geſehen worden ſeyn, wie er einſt einen ganzen Tag und eine Nacht lang, bis an den anbre-

chenden zweyten Morgen, auf einer Stelle unbeweglich ſtand, mit einem Blicke, welcher anzeigte, daß er ſehr angeſtrengt über einen Gegenſtand nachdächte: „Und ſo pflegt,“ ſagt Alcibiades, „Sokrates es immer zu machen, wenn ſein „Geiſt auf Unterſuchungen geräth, bey denen ſich „ihm Schwierigkeiten in den Weg legen. Er „läßt nicht davon ab, und vergißt ſo lange „Speiſe, Trank, Schlaf und alles, bis er mit „der Unterſuchung zum Ziele gekommen iſt, oder „doch in ihr einiges Licht erblickt hat.“

Die Uebertreibung in dieſer Geſchichte iſt augenſcheinlich. Denn wenn wir, von den Menſchen überhaupt, nach den Menſchen unſers Zeitalters urtheilen dürfen: ſo können wir es für gewiß annehmen, daß die Körperkraft keines Einzigen eine ſolche Spannung, ohne alle Abwechſelung, einen ſo langen Zeitraum hindurch, erträgt. Und wer etwas ähnliches verſuchen wollte, würde eher in Gefahr ſeyn, ſich das Gehirn zu verrücken, als Hoffnung haben, große Einſichten zu erlangen. Aber das will dieſe Geſchichte ſagen, — und das lehren auch die Beyſpiele aller großen Erfinder und Erweitrer der Wiſſenſchaften, — daß die, welche in der Unterſuchung der Werke der Natur, oder in der

Hervorbringung von Werken der Kunſt, durch die Meditation, große Forſchritte machen ſollen, ſich ſelbſt, der Dinge um ſich her, und ihrer eignen körperlichen Bedürfniſſe eine Zeitlang müſſen vergeſſen, und bloß im Kreiſe ihrer Ideen leben können. *) Newton, da er ſeine principia philosophiae ſchrieb, brachte mehrere Tage ununterbrochen an ſeiner Arbeit zu, während welcher er ſich bloß vom Waſſer und Zwieback nährte.

Es

*) Um dieſer Urſache willen iſt dem großen Denker auch Geſundheit und ein feſter Körperbau nöthig. Ein kränkelndes Befinden und Schwäche der Nerven giebt zwar oft dem Menſchen eine gewiſſe Zartheit der Empfindungen, welche macht, daß er leichter, als andre, von Dingen gerührt wird, und ihm alſo ſowohl mannichfaltigern Stoff, als häufigere Anreizungen zum Nachdenken verſchafft. Aber daraus entſtehen bloſe Verſuche und unvollkommne Bruchſtücke, wenn nicht der Nachdruck einer anhaltenden Arbeit hinzukömmt. Zu dieſer aber iſt der Menſch, der immer durch unangenehme Empfindungen unterbrochen wird, oder bey dem ſich das Gefühl der Ermüdung zu zeitig einſtellt, am wenigſten fähig. Während einer ſchon angefangnen Geiſtes⸗Arbeit iſt es beſſer, wenn der Menſch, ohne alle neue Eindrücke von irgend einer Art, bleibt. Die Empfindung kann ſehr wohl die Meditation einleiten. Aber ſie muß bey Seite treten, wenn der Verſtand anfängt geſchäftig zu ſeyn.

Es iſt unſtreitig, daß ſich der Horizont unſerer Ideen immer ſchneller und ſchneller erweitert, und daß ſich neue immer häufiger an die alten knüpfen, je länger das Auge des Geiſtes auf demſelben Gegenſtande verweilt. Wer ſeine Meditationen oft zu unterbrechen, und erſt nach Zwiſchenräumen, die mit andern Beſchäftigungen ausgefüllt ſind, zu ihnen zurückzukehren genöthigt iſt, bringt gemeiniglich Ritzen und Fugen in ſein Werk. Das Wiederaufnehmen des Fadens iſt oft eben ſo ſchwer, als der erſte Anfang der Arbeit: und man wird immer eine gewiſſe Schwäche in den Gedanken, oder eine Schwierigkeit im Ausdrucke, an denjenigen Stellen eines Buchs, gewahr, wo der Autor, nach langer Beyſeitſetzung ſeiner Materie, ſich wieder in ſie hineinzudenken ſucht, und doch noch nicht für ſie erwärmt iſt. Bald iſt es die Richtigkeit des Zuſammenhangs, welche, durch ſolche in der Meditation gemachte Lücken, geſtört, bald iſt es der Zufluß der Ideen, welcher dadurch gehemmt wird. *)

*) Hieraus erklärt ſich auch, warum Leichtigkeit in den Uebergängen immer, für ein vorzügliches Verdienſt, und zugleich für eine unterſcheidende Eigenſchaft guter Schriftſteller, iſt gehalten worden. So wie

Es iſt daher die Eigenſchaft dichteriſcher und philoſophiſcher Köpfe, daß ſie den Stoff ihrer

---

nähmlich der Anfang einer Meditation ſchwerer iſt, als ihr Fortgang: ſo iſt auch das Uebergehen, von einem Hauptſtücke der Materie zum andern, ſchwerer, als die Verfolgung einer ununterbrochnen, und nun ſchon eingeleiteten Gedankenreihe, über denſelben Zweig des Gegenſtandes. Derjenige nun, welcher unter ſeinen Ideen auch da einen ſtrengen und einen leicht-faßlichen Zuſammenhang zu erhalten weiß, wo in der Materie ſelbſt Lücken und Abtheilungen ſind, beweiſet dadurch, daß er dieſe Ideen verbindende Kraft, welche ſo weſentlich zur Meditation gehört, in einem höhern Grade, als andre, beſitzt. Er beweiſet, daß entweder ſein Blick auf die Materie, von Anfange an, weit umfaſſender geweſen iſt, weil er die Hinderniſſe, welche ihm auf dem Wege der Unterſuchung aufſtoßen ſollten, ſchon voraus-geſehen, und alles darauf angelegt hat, von ihnen nicht aufgehalten zu werden; — oder daß er, durch die höhere Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und den ſchnellern Strom ſeiner Gedanken, ſeine Leſer mehr mit ſich fortreißt, und ihnen den Knoten unmerklich macht, durch welchen er den neu ſich anſpinnenden Faden, an das Ende des alten, anknüpft. Wozu noch kommt, daß, bey den nicht ſehr ausdauernden Denkern, dieſe Abtheilungen der Materie gemeiniglich Erholungspuncte ſind, wo ſie ihre Arbeit eine Zeitlang bey Seite legen. Weit gefehlt aber, daß ſie durch dieſe Unterbrechung zum Wiederanfangen derſelben geſtärkt werden ſollten, fühlen ſie dann nur den Uebergang deſto ſchwerer, je fremder ihnen die Materie überhaupt geworden iſt, und je mehr ſich die Gemüths-

Werke, oder den Gegenſtand ihrer Unterſuchungen mit ſich herumtragen, und Tage und Wochen lang verfolgen können, ohne, durch die gemeinern Geſchäfte des Lebens und der Geſellſchaft, davon abgebracht zu werden. Die Wielande und Voltairen arbeiten an ihren Verſen, die Newtone und Leibnitze löſen mathematiſche und philoſophiſche Aufgaben auf, indem ſie mit allem andern beſchäftiget ſcheinen. Wenn Homer, wie uns Wolf zu beweiſen ſucht, nicht ſchreiben konnte: ſo muß er dieſe Fähigkeit, einen Gegenſtand in ſeinem Gemüthe feſtzuhalten, im höchſten Grade beſeſſen haben.

Sehr viel von dieſer Beharrlichkeit, im Verfolgen einer einmahl angefangnen Gedankenreihe, iſt Naturgabe, Größe der angebohrnen Kraft. Aber etwas können gewiß auch

ſtimmung, in welcher ſie das geendigte Hauptſtück dachten und ſchrieben, ſeit der Zeit geändert hat. Es iſt daher weit mehr zu rathen, mitten in einer genau zuſammenhängenden Gedankenreihe, einen Stilleſtand zu ſeiner Erhohlung zu machen, als ſeine Meditation zu unterbrechen, wo die Materie ſelbſt unterbrochen iſt. Dort findet man die Spur ſeiner vorhergehenden Gedanken leicht wieder: hier kann ſie gar bald gänzlich verwiſcht werden.

Vorſatz, Uebung und Fleiß dazu beytragen. Und es gehört daher, unter die Vorbereitungen des Selbſtdenkens, daß ein junger Mann ſich gewöhne, ſeine Aufmerkſamkeit nur auf Eine Sache, und auf dieſe ſo lange zu richten, bis er mit ihr zu einem gewiſſen Ziele gekommen iſt; — daß er ſich ſelbſt einigen Zwang anthun lerne, um bey einer und derſelben Arbeit eine geraume Zeit auszuhalten. Auch die mittelmäßigſten Köpfe können auf dieſe Weiſe etwas ausrichten: und die guten können dadurch allein große Dinge zu Stande bringen.

Ich habe hierbey die Beobachtung gemacht, daß, auch in dieſem Falle, die beyden äußerſten Entpuncte einander berühren. Die Menſchen, von einer gewiſſen Lebhaftigkeit, aber ohne ſonderliche Stärke der Denkkraft, ſind jenes Aushaltens am wenigſten fähig. Die ganz kalten und langſamen Köpfe hingegen, — und die äußerſt feurigen und großen, dieſe ſind es beyde, die von Ermüdung, bey einer lang anhaltenden, gleichförmigen Beſchäftigung des Geiſtes, am wenigſten wiſſen. Den erſtern wird es nicht zur Laſt, wenn auch die Ideen ihnen noch ſo langſam zufließen; und den andern wird, durch den guten Erfolg ihrer Anſtrengung, die Fort-

dauer derſelben erleichtert. *) Der muntre, aber mittelmäßige Kopf, der eine kurze Reihe von Ideen ſchnell überſieht, und dem ſich, gleich

*) Die Aeußerung der Denkkraft ſcheint, bey einigen Gelehrten, der Bewegung des Stoßes, bey andern, der Bewegung des Druckes ähnlich zu ſeyn. Jene ſtrengen ſich augenblicklich ſtark an, und erhaſchen in dieſem Augenblick ihre beſten und brauchbarſten Ideen. Dieſe bringen nichts hervor, wenn ſie nicht lange und unabläßig über einer Arbeit ſitzen. — Bey den erſtern läßt die Spannung der Seelenkräfte in kurzem nach, und ihre Aufmerkſamkeit zerſtreut ſich unter fremde Gegenſtände, bis ſie ſich, nach einiger Zeit, gleichſam zu einem zweyten Angriffe der Materie ſammelt. Die letzten ſind einer ununterbrochnen Aufmerkſamkeit auf ihren Vorwurf, auch wenn ſie fruchtlos bleibet, fähig. Die Werke der erſtern werden, durch ein öfteres Wiederholen eines kurzen aber glücklichen Nachdenkens, die Werke der andern, durch ein geduldiges Ausharren bey einer wenig gelingenden Meditation, hervorgebracht. Jenen ſieht man die Flüchtigkeit und die öftere Unterbrechung — dieſen die Mühſamkeit und das Sklaviſche der Arbeiten ihres Verfaſſers an. Aber über beyde erhaben iſt der eigentliche geniereiche Denker, der die Fähigkeiten beyder in ſich vereiniget, der zugleich lebhaft und anhaltend zu meditiren im Stande iſt, und ſich durch ſchnelle Ausflüge erhebt, aber ſich auf der Höhe, wohin er ſich ſchwang, zu erhalten, und gleichſam, über ſeiner Materie, mit unverwandt auf ſie gerichtetem Blicke, zu ſchweben weiß.

bey dem erſten Blicke, den er auf die Sache wirft, ein paar glückliche Einfälle darbiethen, deſſen Kraft aber bald nachläßt, wird, eben dnrch das Gelingen ſeines erſten Verſuchs im Nachdenken, deſto unwilliger, über das Fehlſchlagen und die Stockung, welche darauf folgt. Dieſes Gefühl von Vollkommenheit und Kraft, in einem vorhergehenden Augenblicke, macht die Empfindung der nachfolgenden Schwäche und Unfähigkeit deſto bittrer. Um dieſem unangenehmen Gefühle zu entgehn, zieht er ſeine Aufmerkſamkeit von dem Gegenſtande freywillig zurück; Zerſtreuungen drängen ſich von allen Seiten ein: und ſo iſt der Faden der ganzen Meditation auf lange Zeit abgeriſſen.

Die Natur kann man nicht umſchaffen: aber man kann ſie etwas verbeſſern und anbauen. In derjenigen Rückſicht, wovon hier die Rede iſt, geſchieht es, wenn man dem Unmuthe, den, nach einem leichten und reichen Zufluſſe von Gedanken, ein darauf folgender Stilleſtand des Denkens erregt, durch freiwillige Geduld und Standhaftigkeit zu wehren ſucht; wenn man in dieſer ungünſtigern Periode, da man ſich, über den Gegenſtand ſeiner Arbeit nachzudenken, nich fähig findet, ſich doch nicht erlaubt, auf

irgend einen andern, eine lange Aufmerkſamkeit zu richten; kurz, wenn man lieber die Quaal der Gedankenloſigkeit und Stumpfheit eine Zeitlang erträgt, als ſich die Zerſtreuung durch fremde Gedanken erlaubt.

5.

Dieſe Standhaftigkeit bey der Arbeit, die auf einer geduldigen Ertragung ſeiner gefühlten Mängel beruht, iſt auch noch in einer andern Rückſicht, — iſt wegen der Abwechſelungen nöthig, welche, bey dem Gebrauche ſeiner Talente, — zwar ein Menſch mehr, als der andre, — aber jeder in gewiſſem Grade, erfährt.

Wie oft bin ich darüber bald betrübt, bald unwillig geworden, daß in den ähnlichſten Geiſtesarbeiten, die ich, zu verſchiedenen Zeiten, mit gleichen Vorbereitungen, gleichen Hülfsmitteln, und gleichem Fleiße, unternehme, ich mir doch ſelbſt ſo ungleich bin! Auch mein Verſtand, — ſagte ich oft zu mir ſelbſt, — auch meine Denkkraft, das, was mir am eigenthümlichſten zuzugehören ſcheint, iſt doch meinem Willen nicht unterworfen, ſondern folgt ſeinen eignen Geſetzen, oder richtet ſich nach den Einflüſſen des Körpers und der äußern Dinge. Eben zu der Zeit, an dem Orte, bey der Arbeit, wo mir

am meiſten daran gelegen iſt, gute, brauchbare, gründliche, oder gefällige Ideen hervorzubringen, wo ich mich am meiſten anſtrenge, deren zu finden, fühle ich mich oft am unwiſſendſten, am gedankenleerſten, und kann weder die Kenntniſſe, welche ich überhaupt von der Sache beſitze, in Erinnerung, noch die Ideen, welche mir ſchon gegenwärtig ſind, zur Deutlichkeit bringen. Zu einer andern Zeit, unter andern Umſtänden, wo ich wenig, oder gar nicht um einen guten Erfolg meines Nachdenkens bekümmert bin, finde ich mich über eben dieſelbe Materie reich an Kenntniſſen; und neue und natürliche Ideen biethen ſich mir, in einem lichtvollen Ausdrucke, von ſelbſt dar.

Wie oft iſt es mir hinwiederum nicht begegnet, daß, wenn ich mich zur Bearbeitung einer, wie ich glaubte, mir wohl bekannten, und gewiß oft durchdachten Materie niederſetzte, oder dieſelbe mündlich erklären wollte, mein widerſpenſtiger Kopf mir durchaus nichts, was zu dieſer Sache gehörte, hergeben wollte, indeß er voll von Ideen und Einfällen war, die auf einen ganz andern Gegenſtand Bezug hatten. Er war nicht ſtumpf, wie er mir doch ſchien, ſobald ich die Aufmerkſamkeit auf meine Arbeit

wandte: aber er war eigenſinnig, durchaus nicht, auf diejenige Weiſe und zu demjenigen Zwecke, thätig ſeyn zu wollen, welche ich ihm vorſchrieb.

Daß größre Männer, als ich bin, dieſe Anarchie in ihrem Geiſte, dieſe ohnmächtige Herrſchaft ihres Willens über ihren Verſtand, oder dieſe Abhängigkeit ihres Verſtandes von fremder Gewalt, mit mir gemein haben: ſchließe ich daraus, daß ich ihnen, wenigſtens in gewiſſen Fehlern, ähnlich bin, die ich aus jenen Eigenſchaften herleite. Wie kommt es, z. B. daß Männer, wie Leſſing und Engel, ſich ſo gern in vielerley Arbeiten zerſtreuen? Woher kommt es, daß ſie ſo viele angefangne Arbeiten unvollendet laſſen? — Ich erkläre mir dieß ſo. — Es geſchah ihnen oft, daß, mitten in ihrer Anſtrengung über die Ceder nachzudenken, ihnen vortreffliche Sachen über den Yſop einfielen. Sie ſtritten eine Zeitlang mit dieſen, ihrer Materie fremden, Ideen, als mit Zerſtreuungen. Endlich, wenn ſie der Verdruß, nichts in ihrer Hauptſache vor ſich zu bringen, übermannte, warfen ſie ſich vorſätzlich auf die Unterſuchung, in der ſie, ſo von ſelbſt, ein unerwartetes Licht erblickt hatten. So vervielfältigten ſich die neuen Entwürfe, indeß die Arbeit an den alten,

bey denen der Fortgang der Gedanken mehrmahls geſtockt, und das verdrüßliche Gefühl des Unvermögens ſich oft eingeſtellt hatte, nach und nach mit Widerwillen angeſehen, und endlich völlig aufgegeben ward.

Vielleicht liegt hierin eine der Urſachen, warum die mechaniſchen Arbeiter, und diejenigen Geſchäftsmänner, deren Geiſtes-Arbeit einer mechaniſchen ähnlich iſt, es den Dichtern, Philoſophen und ſchönen Geiſtern, an Zufriedenheit des Gemüths und guter Laune, oft zuvor thun. Jene haben eine Beſchäftigung, die ihnen immer gelingt, die ſie vornehmen und endigen können, wenn ſie wollen: dieſe ſind, in dem Erfolge ihres Fleißes, einer großen Ungleichheit ausgeſetzt, und fühlen ſich, bald unvermögend, eine Arbeit, der ihre Talente an ſich gewachſen ſind, dann, wenn ſie zu ihr Luſt haben, anzufangen, bald unfähig, eine andre, die ſie zu endigen, oder bey Seite zu ſetzen wünſchten, abzubrechen. Thätigkeit iſt die Glückſeligkeit von beyden. Der körperlich Arbeitende, der ſubalterne Geſchäftsmann hat oft weit beſchwerlichere und ermüdendere Beſchäftigungen, als der Gelehrte: aber ſie ſtehen, nachdem er ſein Handwerk einmahl gelernt, oder die mechaniſche Uebung ſei-

nes Geſchäftes ſich zu eigen gemacht hat, völlig in ſeiner Gewalt: und er kann jeden Tag, jede Stunde ſeines Lebens mit etwas ausfüllen, was er, als die Beobachtung einer Pflicht, oder als einem dem Publicum geleiſteten Dienſt, anſehen kann, und das ihn daher nicht nur, während der Arbeit, vor langer Weile ſchützt, ſondern ihn auch, nach ihrer Vollendung, mit ſich ſelbſt zufrieden macht. Der Gelehrte, oder Künſtler hingegen, der in der Ausübung höherer Talente, und in der Hervorbringung und Darſtellung von Ideen, den Beruf ſeines Lebens findet, genießt freylich, bey ſeiner Arbeit, wenn ſie von Statten geht, ein höheres Vergnügen, als irgend eine andre Beſchäftigung gewähren kann. Aber er findet ſich ſo oft, durch in ihm liegende, ihm ſelbſt unbekannte Urſachen, zu dieſer Arbeit unfähig gemacht; und der Erfolg derſelben iſt, bey gleicher, von ſeiner Seite, angewandter Mühe, ſo verſchieden: daß er öfter, als jeder andre, entweder ohne alle Beſchäftigung iſt, und alſo lange Weile, — oder mit ſich und mit ſeinem Werke unzufrieden iſt, und alſo Verdruß hat. Kein Wunder, daß die Virtuoſen jeder Art, wenn nicht eine große Feſtigkeit des Charakters ihrem Genie zur Seite ſteht, ſo leicht übellau-

nig, oder ausſchweifend werden, ſich mißmüthig in ſich ſelbſt verſchließen, oder ſich den Zerſtreuungen und der Sinnlichkeit, ohne Ziel und Maß, überlaſſen, — am öfteſten aber ſolche Abwechſelungen in ihrer Gemüthsheiterkeit leiden, als ſich bey den übrigen Menſchenclaſſen nicht finden. Sie, die immer das Bedürfniß haben, ſehr lebhaft beſchäftigt zu ſeyn, und doch nur zu gewiſſen Zeiten das Vermögen in ſich finden, ſich auf die, ihnen völlig angemeſſene, Art zu beſchäftigen: — wie drückend müſſen ſie nicht die Leere in den Zwiſchenzeiten fühlen; oder wie viel Verſuchung müſſen ſie nicht haben, ſo lange noch jugendliches Blut in ihren Adern wallt, zum Weine, zum Spiele, oder zu den Weibern ihre Zuflucht zu nehmen. *)

---

*) Die Urſache, warum ſo manche vorzüglich fähige, junge Studirende auf Univerſitäten ausſchweifen und müßig gehn, indeß die mittelmäßigen und ſtumpfen Köpfe ſtreng ordentlich und anhaltend fleißig ſind, liegt gewiß zum Theile darin: daß den erſtern, eben deßwegen, weil das Nachdenken ihnen zuweilen vortreflich gelingt, und das Studiren ihnen großes Vergnügen macht, die Zeiten, wo beydes ihnen weniger von ſtatten geht, und ſie ihre Ideen nicht bis zur völligen Deutlichkeit erheben können, unerträglich fallen: daher ſie alsdann das Studiren auf eine Zeitlang bey Seite ſetzen, dadurch aber, theils den

Auf einem andern Wege kommen wir demnach, auf die zuvor gefundne Vorſchrift der Sittenlehre, für die Schriftſteller und ſchönen Geiſter. Es iſt ihnen, zum glücklichen Arbeiten ſowohl, als zum zufriednen Leben, nichts nothwendiger, als ihrem Willen die Herrſchaft über den Gebrauch ihrer Talente, — ſo weit als ſolche, mit der Abhängigkeit des menſchlichen Denkens, von körperlichen Werkzeugen, beſtehen kann, — zu verſchaffen. Um dieſe Herrſchaft zu erhalten, muß ihr Wille ſtark, und die Anhänglichkeit an einen einmahl gefaßten Vorſatz ſtandhaft ſeyn. Dieſe Standhaftigkeit ſcheitert nie eher, als in dem Zeitraume einer empfundnen Abnahme von Kraft und gutem Erfolge: und ſie ſetzt

---

Grund zur böſen Gewohnheit unterlaſſner Pflichten legen, theils Lücken in ihren Kenntniſſen verurſachen, welche einen neuen ähnlichen Anfall, von Muthloſigkeit und Widerwillen gegen die Wiſſenſchaften, deſto eher zurück führen. Die eingeſchränkten Köpfe hingegen ſind unaufhörlich arbeitſam, weil ſie, mit dem Vergnügen eines ſchnellern Begreifens und einer lebendigern Vorſtellung des Erlernten, wenig bekannt, auch den Verdruß nicht kennen, der, aus der damit abwechſelnden Langſamkeit und Düſternheit des Geiſtes, entſteht. Das Mittelmäßige iſt immer mehr ſich ſelbſt gleich; das Hervorragende wird es gemeiniglich nur durch wechſelſeitige Anſpannungen und Erſchlaffungen.

alſo hinwiederum voraus, daß man, in ſolchen Perioden, mit ſich ſelbſt Geduld haben und ſeine Unfähigkeit ertragen lerne, ohne doch von dem Gegenſtande, bey deſſen Bearbeitung ſie ſich einſtellt, abzuſpringen. Sehr oft ermannt ſich, ſo zu ſagen, der Genius des Menſchen, nach einer kurzen Abweſenheit, und belohnt den Ausharrenden mit deſto mehrern und vollkommnern Ideen: gleichſam als wenn er ihn nur deßwegen eine Zeitlang verlaſſen hätte, um deſto verſtecktere und tiefer liegende Seiten des Gegenſtandes aufzuſuchen.

Es iſt ein Mittel, ſich eines Nahmens, oder einer Jahrzahl, die man vergeſſen hat, zu erinnern, wenn man ſich die Perſonen und Sachen, zu welchen jene gehören, oder — wofern auch dieſe uns nicht in recht lebhaftem Andenken ſind, — gleichzeitige und verwandte Gegenſtände und Vorfälle ſo deutlich und ausführlich, als möglich, ins Gemüth zurückruft. Es geſchieht oft, daß, indem wir auf dieſe Weiſe das Bild des Mannes in unſrer Imagination anſchauen, oder die Begebenheit vor den Augen unſers Geiſtes vorgehn laſſen, auch der Nahme des erſtern, die Orts- und Zeit-Beſtimmung der letztern ſich plötzlich aus dem Grunde der Seele hervor-

hebt, und zu unſerm Bewußtſeyn kommt. Auf gleiche Weiſe iſt es ein Mittel, einer ſtockenden Meditation zu Hülfe zu kommen, und den Zufluß zweckmäßiger Ideen zu befördern, wenn man den, damit in Verbindung ſtehenden, Materien eine beſondre Unterſuchung widmet. Die Neuheit erfriſcht den Geiſt: und die Abwechſelung der Arbeit erſetzt die Stelle der Erhohlung. Die nahe Verwandſchaft der Materien aber macht, daß das, was man durch die neue Arbeit gefunden hat, für die ältere nicht verlohren iſt. Vielmehr werden wir oft, durch eine genauere Bekanntſchaft mit den Nebenlinien unſrer Ideen, in dem Hauptſtamme derſelben, neue Glieder oder Zweige gewahr, die wir, wenn wir den letztern allein, noch ſo lange, durchforſcht hätten, nie würden entdeckt haben. Man ſetze, die Unterſuchung betreffe die Eiferſucht: und man fühle mehr, als gewöhnliche Schwierigkeit, ſeine Erfahrungen und Schlüſſe über dieſe Leidenſchaft aufs Reine zu bringen. Man verlaſſe alſo auf eine Zeitlang den Eiferſüchtigen: und man verfolge mit ſeinen Gedanken die Handlungsweiſe des Verliebten überhaupt. Man unterſuche den Charakter des Argwöhniſchen im Allgemeinen. Man betrachte

die Eiferſucht in der Freundſchaft; man gebe auf die Eiferſucht Acht, die aus Ehrgeitz und Eitelkeit entſteht, und die in Neid übergeht. Man vergleiche die Eiferſucht mit der Nacheiferung. Den Qualen eines eiferſüchtigen Liebhabers ſetze man die Ruhe einer wahren, aber zutraulichen Liebe, — oder die Kälte eines, bloß durch die Gewohnheit und den Eigennutz zuſammengehaltnen, Ehebandes gegen über. Von allen dieſen Materien gehen Fäden aus, welche ſich mit der von der verliebten Eiferſucht verknüpfen. Unfehlbar werden dadurch, bald die darüber in uns ſchon ſchlummernden Ideen angeregt und zum Leben gebracht, bald wirklich neue erzeugt werden.

6.

Ein beſonderes Hinderniß dieſes Anhaltens im Nachdenken finde ich, nach meiner Erfahrung, darin, daß der Wille des Menſchen ſelbſt nicht ſtandhaft genug, — daß ſeine Beurtheilung, über den Werth der Gegenſtände, und über die Nützlichkeit einer gewiſſen Unterſuchung, oder eines Studiums, nicht immer gleichförmig iſt.

Nur dann bleibt die Aufmerkſamkeit auf einen beſtimmten Vorwurf ſo feſt angeheftet, daß die Kraft des Geiſtes in der Betrachtung deſſelben ihre ganze Stärke zeigen kann, wenn man einen ſtarken

und

und feſten Vorſatz hat, ihn kennen zu lernen, oder ihn Andern bekannt zu machen. Und dieſer feſte Vorſatz kommt, von der hohen Schätzung deſſelben, von der Lebhaftigkeit des Wohlgefallens, welches er erregt, von dem Nutzen, oder Vergnügen, welches wir uns, es ſey von der Beſchäftigung mit ihm, es ſey von der vollendeten Arbeit, verſprechen. So lange nun, unter allen Materien, die wir zum Gegenſtande unſers Studirens, — unſers Leſens und Nachdenkens, wählen könnten, uns Eine jetzt vorzüglich wichtig, oder vorzüglich nöthig ſcheint: ſo lange wird es uns nicht ſchwer, mit unſrer ganzen Aufmerkſamkeit bey ihr zu verweilen, und fremde Gedanken zu verbannen. Der in der Sache vorausgeſetzte Werth giebt uns Muth, bey der Arbeit, und Selbſtzufriedenheit, bey deren beharrlicher Fortſetzung. Und in dieſem Zuſtande entdecken wir immer neue Seiten von ihr; und lernen ſie ſelbſt durch den Reichthum der Ideen, welchen ſie uns gewährt, immer mehr ſchätzen.

Aber dieſes Urtheil, über die Wichtigkeit, oder Schicklichkeit einer geiſtigen Arbeit, wankt bey mir, und wie ich glaube, auch bey andern, ſehr oft. Mitten in meinen Leſungen und Meditationen ſtört mich nicht ſelten der Gedanke, daß ich übel gewählt ha=

be, daß ich zu eben der Zeit etwas anders hätte thun ſollen, *) oder daß ich wenigſtens, mit mehr Erfolge und mit mehr Vergnügen, einen andern Schriftſteller geleſen, und eine andere Materie bearbeitet haben würde. So bald dieſer Zweifel, gegen die richtig getroffene Wahl meiner Beſchäftigung, eintritt: ſobald verläßt mich meine Kraft, und es wird mir unmöglich, mit dem alten Ernſt

*) Dieß macht den Vorzug einer, für beſtimmte Tage und Stunden, vorgeſchriebnen Berufsarbeit, wie ſie ein öffentliches Amt giebt, vor den freyen Geiſtesarbeiten aus, die der Gelehrte ohne Amt, in der Schriftſtellerey und dem Anbau der Wiſſenſchaften überhaupt, findet. Welche Vortheile auch der letzte, von der einen Seite, dadurch gewinnt, daß er ſich gerade denjenigen Stoff zu ſeiner Bearbeitung ausſucht, der ſeinen Kräften am angemeſſenſten iſt, zu dem er eben jetzt die meiſten Vorbereitungen gemacht hat, und die meiſten Hülfsmittel bereit findet, oder der, mit ſeiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung und ſeinen Neigungen, am beſten übereinſtimmt: ſo wird ſeinen Arbeiten, durch die Unſicherheit oder Wankelmüthigkeit ſeines Entſchluſſes, auf der andern Seite, eben ſo viel geſchadet. Je mehr Zeit er einzutheilen, ein je größeres Gebieth der Dinge er zur Auswahl vor ſich hat: deſto ſchwerer wird es ihm, ſich ſelbſt, in Abſicht der freywilligen Beſtimmungen, die er ſeinen Arbeiten geben muß, genug zu thun; und noch ſchwerer, feſt und unwandelbar, bey den Vorſätzen, die er einmahl gefaßt hat, zu bleiben.

und Eifer, und mit ungetheilter Aufmerkſamkeit fort zu arbeiten. Ich fange ſchon an auf diejenigen Gegenſtände hinzublicken, welche ich iezt für vorzüglicher halte: und ſo drängen ſich fremde Ideen in die Reihe derer ein, welche, wenn die Meditation glücklich ſeyn ſoll, ungeſtört hätten fortgehen ſollen.

Das, was das veränderte Urtheil thut, kann auch bloß die veränderte Empfindung hervorbringen. Die Materie, welche meiner Einbildungskraft geſtern ſo angenehme Bilder darboth, daß ſie dadurch auch meinen Verſtand zu ihrer Bearbeitung bewog, läßt mich heute von ſolchen Eindrücken leer, oder erzeugt widrige; die, welche geſtern ſympathetiſche Gefühle in mir erweckte, und, mich an wichtige Auftritte meines Lebens erinnernd, die Spuren von Liebe oder Haß, von Freude und Betrübniß in mir erweckte, ſcheint heute ohne alle Verbindung auf meinen Zuſtand und findet keinen Zugang zu meinem Herzen. Ich muß daher heute, mit Zwang und durch Betrachtung der Pflicht, mich zu einer Arbeit treiben, die ich geſtern, aus Neigung und Wohlgefallen, angefangen hatte.

Hier iſt abermahls Schwäche der menſchlichen Natur, die unabänderlich iſt, mit perſönli-

cher Schwäche, an deren Heilung man arbeiten kann, verbunden. In jener liegt einer der Gründe von der Unvollkommenheit unſrer Geiſtesarbeiten, — weil nähmlich unſerer Meditation dadurch Schranken geſetzt werden. Die unabänderliche Gleichheit des Urtheils, in der Schätzung der Dinge, iſt kein Antheil der Menſchheit. Mit dieſem Urtheile aber hängt der Grad unſrer Aufmerkſamkeit und Thätigkeit zuſammen. Und ſchon um dieſer Urſache willen iſt niemand fähig, in allen Theilen einer unternommenen, beſonders einer weitläuftigen Geiſtes-Arbeit, eine ſo gleiche Anſtrengung ununterbrochen anzuwenden, als zu der möglich größten Vollkommenheit des ganzen Werks nothwendig iſt.

Unſtreitig unterſcheiden ſich auch hierin große Geiſter von kleinen, Männer von Genie, die das Reich der Wiſſenſchaften mit großen und wichtigen Entdeckungen zu bereichern beſtimmt ſind, von mittelmäßigen Gelehrten. Jene wählen mit mehr Einſicht; ſie urtheilen richtiger, und bleiben daher auch in ihrem Urtheile feſter. Sie ſind in ihrer Liebe und in ihrem Geſchmacke beſtändiger, weil mehr Wahrheit und Innigkeit der Empfindung zum Grunde liegt: und

daher ſind ſie auch einer ſtandhaftern Aufmerkſamkeit fähig. — Auch findet der ſtarke Denker, mit jedem Schritte, den er thut, neue Quellen der Luſt in ſeinem Gegenſtande, weil er ihn, mit jedem, beſſer kennen lernt, und mit jedem anmuthigere und lehrreichere Gedanken aus ihm hervorzieht. *) Und ſo wird er immer mehr von ihm gefeſſelt, und immer weniger gereizt, ſich anderswo angenehmere Neben-Beſchäftigungen zu ſuchen. Der große Mann begehrt nur die Eine Sache, welche ihm ſeine Natur,

*) Vielleicht entſteht es daher, daß manchen Männern von Genie, wie Leſſingen z. B., nur allzu wenig daran liegt, welchen Gegenſtand ſie bearbeiten. Sie dürfen nur irgend einen, oft bloß zum Scherze, aus Laune, aus Eigenſinne, aus Widerſprechungsgeiſte, ihrer Aufmerkſamkeit werth ſchätzen: ſo werden ſie ſogleich, — nicht von der Sache ſelbſt, ſondern von dem Reichthume ihrer eignen Gedanken, der ſich bey Gelegenheit deſſelben hervor thut, — angezogen. — Aber hieraus folgt nicht, daß nicht, auch für dieſe Genies, die Wahl ſolcher Vorwürfe, die allgemein für wichtig anerkannt ſind, die beſſern und glücklichern wären. Denn da ſie eben dieſelbe Kraft auch zu dieſen mitbringen: ſo werden ſie hingegen von deren innerem Gehalte, weit mehr in der Meditation unterſtützt; und das was ſie in die Materie hineinlegen, macht mit dem, was ſie darin vorfinden, eine weit größere Summe von vortrefflichen Gedanken aus.

oder ſeine Vernunft, zum Vorwurfe ſeines je⸗tzigen Beſtrebens angewieſen hat: und deßwegen denkt er nur an die eine. Und gewiß wird ein Nachdenken nie vergeblich ſeyn, das hinlänglich fixirt iſt.

Es miſcht ſich aber auch in dieſen Wankel⸗muth gemeiner Denker ein moraliſcher Fehler mit ein, an deſſen Abſtellung man arbeiten kann. Es gehört nähmlich zur Ausübung jeder Tugend, daß wir der Veränderlichkeit unſrer Neigungen durch Vernunft zu wehren, — und die Abwechſelungen, die in dem Gebiethe der Empfindungen und Einbildungen faſt unvermeid⸗lich ſind, durch die ſtandhafte Rückſicht auf das vom Verſtande gefällte Urtheil, zur Stetigkeit zu bringen ſuchen. Dieſen Endzweck in Abſicht unſrer Geiſtes⸗Beſchäftigungen zu erreichen, iſt zuerſt nothwendig, daß wir uns in der Wahl derſelben nicht durch Einfälle und Launen re⸗gieren laſſen. Denn, was plötzlich und ohne ruhige Ueberlegung angefangen worden iſt, wird auch eben ſo leicht, bey der erſten aufſtoßenden Schwierigkeit, bey dem erſten eintretenden Ge⸗fühle des Ueberdruſſes, bey Seite gelegt: weil man ſich bewußt iſt, durch ſchwache und unzu⸗reichende Beweggründe, in dem Entſchluſſe zu

dieſer Arbeit regiert worden zu ſeyn. Welche Urſachen könnten wir haben, unſre geſtrigen Einfälle und Launen unſern heutigen vorzuziehn: es wäre dann, daß es uns dauerte, die, auf die Befriedigung der erſtern gewandte Arbeit, umſonſt gethan zu haben? Hingegen, was die Vernunft beſchloſſen hat, — dieß bloß einer ſinnlichen Unluſt oder eines neuen plötzlichen Einfalls wegen aufzugeben, ſchämt man ſich innerlich bey ſich ſelbſt. Alſo trägt die Reiſe und Ruhe der Ueberlegung, mit welcher wir die Gegenſtände unſrer Meditation wählen, zum Gelingen derſelben bey: weil ſie in unſern Vorſatz mehr Standhaftigkeit bringt, und das, was wir vorhaben, uns, unter der Idee von Pflicht und Verbindlichkeit, erblicken läßt.

Doch die langſamſte, bedächtlichſte Auswahl iſt dazu nicht hinlänglich, wenn nicht die Herrſchaft der Vernunft über Sinnlichkeit und Einbildungskraft befeſtiget iſt. Ein gewiſſer Selbſtzwang, durch welchen wir uns nöthigen, zu thun, wozu wir jetzt nicht mehr Luſt haben, weil wir uns zuvor dazu, nach reiſer Berathſchlagung, entſchloſſen hatten, — dieſer Zwang iſt, ſo wie zur Ausführung aller weitläuftigen und ſchweren Unternehmungen, ſo auch zur Voll-

endung philoſophiſcher oder dichteriſcher Geiſtes-arbeiten unentbehrlich. Augenblicke vorübergehender Langweiligkeit und Unluſt kommen auch, in den kraftvollſten und glücklichſten Aeußerungen der Denkkraft eines Newtons und Voltaire, vor. Dieſe müſſen mit heroiſchem Muthe ertragen, und die, während derſelben ſich einſchleichende, Abneigung vor der Arbeit muß überwunden werden, wenn nicht das ganze Werk darüber ſcheitern ſoll.

Dieß wird beſonders deswegen nöthig, weil jeder Vorwurf der Betrachtung, jeder Zweig der Wiſſenſchaften ſeine anmuthigen und ſeine unfruchtbaren Seiten hat. Die Reiſe zur Wahrheit iſt, wie jede andre Reiſe. Der Weg geht über Sandfelder ſo gut, wie über grüne Auen; und man muß durch beyde hindurch, wenn man zum Ziele gelangen will.

Dieſe Annehmlichkeit eines Thema, oder eines und des andern ſeiner Theile hängt von der nähern Beziehung ab, die es auf das menſchliche Leben, auf die Erreichung unſrer Wünſche, auf die Beantwortung großer und wichtiger Fragen, oder auf die Erklärung ſolcher Erſcheinungen hat, welche ſchon immer unſre und andrer Menſchen Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen

haben. Ueberdieß hat alles, was ſich leicht durch ſinnliche Beyſpiele beſtätigen, oder ſich leicht auf die wirklichen Dinge, und auf die mit uns lebenden Menſchen und deren Handlungen und Werke, anwenden läßt, eine natürliche Popularität, welche den unterſuchenden Weltweiſen ſelbſt an ſich zieht. Alle abgezogne Ideen-Reihen hingegen, alle die, welche gleichſam, in einer großen Entfernung von der ſinnlichen und moraliſchen Welt, lange fortlaufen, und in keinem ihrer Puncte mit dem Angenehmen, oder dem Guten, den beyden Quellen alles Anziehenden, unmittelbar zuſammenhängen, ermüden und ſcheinen trocken. Es iſt eine nothwendige Eigenſchaft derjenigen Männer, welche ganze Wiſſenſchaften mit Glücke bearbeiten ſollen, daß die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, die mit dem Verſtande beym Selbſtdenken immer vereint wirken muß, weder durch jene trocknern Theile geſchwächt werde, noch in ihrem Feuer ſie, zu einer flüchtigern Bearbeitung derſelben hinreiße. *) — Weil ſich dieſe beyden

*) Unſer Jahrhundert hat einen der ausharrendſten Denker geſehen, welche je das Gebieth der Wiſſenſchaften bear-

Eigenſchaften, eine muntere Thätigkeit der Denkkraft und eine geduldige Arbeitſamkeit ſo ſchwer und ſelten mit einander vereinigen: darum haben wir von ſo vielen Genies nur Bruchſtücke; und darum ſind diejenigen Bücher, worin große Zweige der Gelehrſamkeit im Ganzen bearbeitet werden, ſo oft Erzeugniſſe mittelmäßiger, oder mehr phantaſiereicher, als gründlicher Köpfe. Der Mann von Genie befriedigt ſich nicht, bey einer halben Kenntniß und einer unvollkommenen Darſtellung der Sachen. Und, weil bey ihm der Imagination eine gleich ſtarke Beurtheilungskraft zur Seite ſteht: ſo kann er auch nicht Schwierigkeiten, die er nicht wegzuräumen vermag, zu überſpringen, oder Knoten, die er nicht löſen kann, durch unbewieſene und gewagte Hypotheſen, zu zerhauen ſich entſchließen. Er wählt ſich alſo entweder gleich anfangs ein kleines Stück des Feldes der Wiſſen-

beitet haben. Man mag von den Reſultaten, die aus der Kantiſchen Philoſophie, zur Erweiterung oder zur Beſchränkung der menſchlichen Kenntniſſe gezogen worden ſind, eine Meinung haben, welche man will: ſo kann man ihrem Urheber nicht die Hochachtung verſagen, die eine höhere und unermüdet angewandte Denkkraft, — und den Dank, den eine ſolche Uebung einer, das ganze Gefilde der Philoſophie umfaſſenden, Meditation verdient.

ſchaft, welches er ganz zu überſehen glaubt, und in welchem er ſeiner Ernte gewiß iſt; oder, wenn auch ſeine erſten Pläne einen weitern Raum umfaſſen: ſo wird er unter der Arbeit von der Fortſetzung abgeſchreckt, oder ermüdet über derſelben. Je vortrefflicher das ſchon Vollendete iſt: deſto weniger geneigt iſt er, etwas minder vollkommnes darauf folgen zu laſſen; und er läßt lieber ſein Werk unvollendet, als daß er es verunzieren ſollte. Der Schriftſteller, deſſen Ideal nicht ſo erhaben iſt, und deſſen erſte Fortſchritte bey ſeiner Arbeit nicht ſo glänzend ſind, kann eher ſich ſelbſt gleich, — und eben deswegen eher ſeinem Plane getreu bleiben. Auch eine ungezähmte Einbildungskraft, — ſo wie ſie den Enthuſiasmus für den Gegenſtand befördert, erhöht den Muth, welcher den Menſchen über Schwierigkeiten hinwegſetzt: wodurch zugleich Fleiß und Anſtrengung erleichtert wird. Ein Court de Gebelin führt einen Plan durch, welcher einen mehr nüchternen Kopf, wenn er auch eben ſo arbeitſam, und noch gelehrter, als Gebelin, geweſen wäre, gewiß zurückgeſcheucht hätte. Barthelemy und Pauw ſtellen uns das Gemählde von ganz Griechenland, nach allen Theilen ſeiner politiſchen und ſittlichen Verfaſſung,

auf: Heyne begnügt ſich, uns die Geſetze eini-ger kleinen griechiſchen Pflanzſtädte zu entwi-ckeln, oder einzelne Bruchſtücke, aus der Ge-ſchichte und Politik der Griechen überhaupt, auf-zuklären. Leſſing wählt ſich ein einziges Kunſt-werk zu ſeiner Unterſuchung, indeß andre, an Philoſophie und Gelehrſamkeit, ihm weit nach-ſtehende Schriftſteller die Kunſt-Geſchichte aller Zeiten und Völker bearbeiten.

Doch der deutſche Ruhm erfordert, daß ſich unter uns einmahl, mit dem Genie des Philo-ſophen oder Dichters, nicht nur die aushaltende Geduld, oder die der Schwierigkeit trotzende Standhaftigkeit, — welche gewiß den Deut-ſchen nie gefehlt hat, — ſondern auch etwas von der Sorgloſigkeit und dem Muthe unſerer Nachbarn paare, mit welchen ſie, in Neben-Sachen und in einzelnen Theilen, auch das min-der Vollkommene und das nicht völlig Ergrün-dete dulden. Wer in ſeinen Unterſuchungen je-den Gegenſtand ſo weit verfolgen will, bis ihm weder Dunkelheit noch Ungewißheit zurückbleibt, wird ſich ſchwerlich durch eine weitläuftige Ma-terie hindurch arbeiten.

7.

Doch ein gewiſſer Muth, und die damit zuſammenhängende Freiheit und Sorgloſigkeit des Geiſtes iſt nicht nur zur Vollendung weitläuftiger Arbeiten, ſondern auch zum Gelingen der Meditation überhaupt, und beſondes beym Anfange derſelben, nothwendig.

Der, welcher bey der erſten Hervorbringung ſeiner Ideen ſchon daran denkt, ihnen die vollkommenſte Richtigkeit und das anpaſſendſte Gewand zu geben, ihnen alle die Einſchränkungen beyzufügen, welche der prüfende Wahrheitsfreund verlangt, oder alles Ueberflüßige und Ueppige, welches den geſchmackvollen Kenner beleidigt, hinwegzuſchneiden: der wird dadurch in der Wirkſamkeit ſeiner Denkkraft gehemmt, und kommt eben deswegen nicht zu dem Vortrefflichen, was gleichſam, auf dem Grunde ſeiner Seele, verborgen liegt, weil er Anfangs nicht mit dem Schlechtern, was auf der Oberfläche ſchwamm, vorlieb nahm. Der Denker muß nach vortrefflichen Gedanken, ſo wie der Bergmann nach edlen Metallen graben. Das gediegenſte Gold liegt am tiefſten. Wer würde aber bis dahin gelangen, wenn man die anfäng-

liche geringe Ausbeute des unternommenen Baues verſchmähte?

Dieß mag die Urſache ſeyn, warum Männer, wie Shakespear oder Dante, die, mit vorzüglichen Geiſtesgaben ausgerüſtet, in einem Zeitalter auftreten, wo der Geſchmack ihrer Nation noch nicht gebildet iſt, und die Regeln der Kritik noch unbekannt ſind, größer an Geiſt erſcheinen, als ihre Nachfolger in verfeinerten Zeitaltern; — und warum ſie in der That oft dieſe, an Kraft und Erhabenheit der Gedanken, übertreffen. Jene erſtern ſind ganz ohne Feſſeln. Sie ſchweifen aus: aber ſie erheben ſich auch ſo hoch, als es ihrer natürlichen Schwungkraft möglich iſt. Sie erlauben ſich platte Einfälle, Bombaſt, Wortſpiele, wenn ihr Genius, in den Augenblicken einer minder günſtigen Stimmung, ihnen ſolche eingiebt. Aber dafür treffen ſie auch Natur und Wahrheit zuweilen, mit einer, ihnen allein eignen, Genauigkeit und Stärke. Dieſe letztern ſind in die Bande der Regeln eingezwängt, und werden an dem Seile ihrer Muſter und Vorgänger geleitet. Dadurch werden ſie zwar vor den Verirrungen bewahrt, denen jene ältern, roheren Ge-

nies ausgeſetzt waren: aber ſie werden auch in ihrem Fluge zurückgehalten.

Ob es gleich nun niemanden erlaubt iſt, in ſeinen vollendeten Werken die Geſetze der geſunden Vernunft und des Geſchmacks zu vernachläßigen, um die Kraft ſeines Genies ungeſchwächt zu erhalten; oder nach dem Schönen und Erhabenen, auf Koſten der Wahrheit und Schicklichkeit, zu ſtreben: ſo muß doch die erſte Grundarbeit der Meditation, ohne Zwang, ohne Rückſicht auf Kritik, ja ſelbſt gewiſſermaßen auf eine regelloſe Art, geſchehen. Zuweilen wenigſtens muß ſich der Philoſoph, ſo wie der Dichter, ſeinem Genius, ſeinen Launen, dem Zufalle, den Eingebungen der Umſtände und ſeiner Lage, in Abſicht der von ihm aufzunehmenden Ideen, unumſchränkt überlaſſen. Das Wilde, Ausſchweifende, Unrichtige, worauf er, bey einer ſolchen Gedankenjagd geräth, wird, wenn die Natur ihm wirklich das Talent zu der Gattung, in welcher er arbeitet, verliehen hat, doch den Saamen und die Uranfänge von beſſern Meditationen enthalten. In den glücklichern Augenblicken aber, wo die körperlichen Werkzeuge des Denkens mit den geiſtigen Kräften am einſtimmigſten wirken, wird eben dieſes regelloſe Um-

herſchweifen ihn auf den Weg zum Großen und Vortrefflichen führen. In der That iſt die Begeiſterung, welche den Mann von Genie über ſich ſelbſt erhebt, und ihn Gedanken finden läßt, deren er in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande nicht fähig iſt, eine Art des Außer-ſich-ſeyns, in welchem er auch, auf manche ſo paradoxe Meinungen und ſo ausſchweifende Bilder, gerathen kann, als ihm, bey kälterm Blute, nie eingekommen wären. Auch, bey dieſer Unternehmung, iſt das Große gefahrvoll. Das Erhabene grenzt an das Ungeheure, das Feine an das Spitzfindige, jede Vollkommenheit an ihr Entgegengeſetztes: und die höhere Schönheit des Ideals gehet, durch unmerkliche Abweichungen, in die unnatürlichſten Geſtalten über. Es iſt gewiß, daß die, welche ſich vor der Verirrung zu ſehr fürchten, den rechten Punkt des Ziels am wenigſten treffen.

Doch wenn der Denker ſich Anfangs, ohne Zwang und Regeln, den Eindrücken der Gegenſtände, den von der Erinnerungs- und Einbildungs-Kraft ihnen beygeſellten Ideen, und der freyen Thätigkeit ſeines Verſtandes überlaſſen hat; ſo iſt nun eine zweyte Arbeit nöthig, um die Erzeugniſſe der erſten Meditation zu ſichten

und

und zu ordnen. Zuerſt muß der Stoff herbey- geſchafft, oder es müſſen im eigentlichen Verſtande Ideen und Bilder hervorgebracht werden. Dieſe Schöpferkraft des Geiſtes kann nie zu frey und ungebunden wirken. Auf dieſe Arbeit muß die Prüfung, die methodiſche Unterſuchung des geſammelten Vorraths, die Vergleichung der verſchiedenen Materialien unter ſich, die Vergleichung aller, mit den ſchon längſt erworbenen Schätzen der menſchlichen Erkenntniß, folgen. Eine dritte Arbeit iſt die Zuſammenfügung und Ründung des für brauchbar anerkannten Stoffs. Einer vierten iſt die Bekleidung deſſelben mit den ſchicklichſten Wörtern und Ausdrücken vorbehalten.

Viele unſrer ſchönen Geiſter und Philoſophen, die vor dem Publikum als Denker auftreten, machen ſich die Arbeit viel zu bequem. Sie wollen Gedanken, Anordnung und Styl mit einer einzigen Meditation umfaſſen, und ſchreiben ihre Ideen ſchon mit aller der Zierlichkeit, mit der ſie öffentlich erſcheinen ſollen, nieder, wenn ſie dieſelben zum erſtenmale auffaſſen. Aber dieß iſt nicht die Art, wie die großen Schriftſteller aller Zeiten gearbeitet haben. Einzelne, abgeriſſene Bruchſtücke und Win-

ke von Ideen, nur mit wenigen unvollkommnen Worten aufs Papier geworfen, haben ſelbſt den Lokken, den Addiſons, den Leſſingen, und Göthen zur Grundlage nachfolgender Unterſuchungen gedient. Bey dieſen zeigten ſich viele der anfangs erwarteten Ausſichten täuſchend. Manche Eingänge in die Materie verſchloſſen ſich hier wieder, die ſie, bey jenen erſten Blicken, geöffnet vor ſich zu ſehen glaubten. Aber dafür wurden andere einzelne, unſcheinbare Saamenkörner von Ideen, aus der erſten Meditation, fruchtbar, und entfalteten ſich, bey einer ſorgfältigern Pflege, zu gewürzreichen und nahrhaften Gewächſen. Auch hiermit endigte ſich die Arbeit dieſer Männer nicht. Die Eingebungen der erſten Begeiſterung, die Reſultate der erſten Unterſuchungen trugen ſie Wochen und Monathe mit ſich herum; ſie wurden, durch inneres, immerwährendes Bearbeiten derſelben, mit ihnen vertraut; ſie machten ſich noch mehr Meiſter davon, indem ſie ſich, ſchriftlich und mündlich, mit ihren gelehrten Freunden darüber unterredeten. Was, bey dieſer ihrer eigenen ſtillen Betrachtung, bey dieſem Durchfechten ihrer Ideen gegen die Einwendungen ihrer Freunde, ſich nach und nach von denſelben mehr geläutert hatte, ſchrieben ſie

nun, — auch nur noch flüchtig, und mit den erſten beſten Worten, die ſich ihnen darbothen, nur ihnen ſelbſt verſtändlich, — nieder. Sie wollten nichts von der Kraft und Reinheit der Ideen, ſo wie ſie ſich zuerſt in voller Klarheit ihrer Seele dargeſtellt hatten, verlieren. Aber ſie wußten ſehr wohl, daß dieß noch nicht diejenige Geſtalt ſey, in welcher dieſe Ideen vor dem Publicum erſcheinen können. Sie fiengen nun erſt an, im eigentlichen Verſtande zu arbeiten, und nach beſtimmten Zwecken und Regeln, eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit, auf die im Ganzen ſchon beſtimmte und geordnete Reihe von Ideen, zu verwenden.

Diejenigen Perſonen, welche in eben der Zeit, in der ſie erſt darauf ausgehen, Gedanken aufzuſpüren, zugleich ſie völlig deutlich, ordentlich, und mit einem gewählten Ausdrucke, oder wohl gar mit redneriſchem Schmucke niederſchreiben wollen, *) gerathen gemeiniglich nur auf

*) Wenn Antonin dem Himmel dankt, daß er Redner- und Dichter-Talente nicht in vorzüglichem Maße bekommen habe; weil dieſe ihn, von den ernſthaften Studien, und beſonders von der Aufmerkſamkeit auf ſein Leben und ſeine Sitten, würden abgezogen haben: ſo verkannte er

Wiedererinnerungen ehemals gehabter, eigener, oder auf Wiederhohlungen erlernter, fremder

---

vielleicht den Werth einer ſchönen und vollkommnen Bezeichnung ſeiner Gedanken, oder hielt auch die Ausübung jener Talente, mit einer gründlichen Unterſuchung der Wahrheit, und mit einer ſorgfältigen Erfüllung groſſer Berufspflichten, für allzuunverträglich. Aber jeder denkende Mann, jeder Schriftſteller möchte wünſchen, daß in den Zeiten, wo er den weſentlichen Inhalt und den Kern ſeiner Gedanken und ſeiner Schrift hervorbringt, oder ſammelt, er die Talente des Redners ganz bey Seite ſetzen und den Ruhm deſſelben vergeſſen könne.

Je einfacher, ungeſchmückter und ſelbſt trockener ich, bey dem Anfange einer Unterſuchung meine Gedanken hinſchreibe, deſto beſſer geht meine Arbeit von ſtatten, und deſto eher komme ich zu derjenigen lebhaften Ueberſicht der Sache, welche zugleich beredt macht.

Kein Wunder, daß ſich dieß bey philoſophiſchen Meditationen ſo verhält: da ſelbſt, in den Werken der eigentlich ſchönen Rede-Künſte, der Poeſie und Beredſamkeit, das Talent, welches ein Menſch hat, ſeine Gedanken in ſchöne Bilder und harmoniſche Wörterreihen einzukleiden, ſich um ſo viel leichter äußert, jemehr er für die Gedanken, welche er ausdrücken ſoll, eingenommen und von demſeben angefüllt iſt. Jenes Talent muß allerdings eine beſondere Uebung haben: aber dann, wenn es angewandt werden ſoll, muß es immer nur Nebenſache ſeyn. Bene proviſam rem verba non invita ſequuntur. Der ſchönſte Geiſt ſchreibt nie beſſer, als wenn er gar nicht daran denkt, ſchön ſchreiben zu wollen.

Ideen. Bey einer ſchwächern Denkkraft, entſtehen daraus wohl gar bloße Zuſammenſetzungen von Formeln und Phraſen, bey welchen ſich der Schreibende erſt hinterdrein etwas zu denken anfängt, nachdem er ſie gefunden und niedergeſchrieben hat. Die Gedanken ziehen in dieſem Falle nicht die Worte, ſondern die Worte ziehen die Gedanken herbey. In Sprachen, worin viele gute Bücher geſchrieben ſind, und bey Nationen, wo viel geleſen wird, kann jemand, ohne wirklich gedacht zu haben, etwas ganz geiſtreich klingendes, ſelbſt zuweilen etwas brauchbares ſchreiben. Er darf, zu dieſem Ende, nur die ſchon vollendeten und abgerundeten Gedankenformen, die, aus den beſten Schriftſtellern geſammelt, in ſeinem Gedächtniſſe niedergelegt ſind, mit einigem Gefühle der Schicklichkeit, an einander reihen.

Hieraus ergiebt ſich, auf welche Weiſe man die widerſprechend ſcheinenden Sentenzen, daß die erſten Gedanken oft die beſten ſind, und daß man ſeinen erſten Einfällen nicht trauen dürfe, zu vereinigen habe. Es iſt wahr, daß, bey einem lebhaften Geiſte, in der Stunde der Begeiſterung, der erſte Blick des Menſchen auf die Sache ihm die ſchönſten Ausſichten er-

öffnet; und daß der Reiz der Neuheit, die Stärke des erſten Vorſatzes, die Denkkraft zu vermehren ſcheint. Es iſt wahr, daß dem Manne von Genie dann die Ideen am beſten zuſtrömen, wenn er ſie am wenigſten ſucht und zugleich über ihre Wahl am ſorgloſeſten iſt; und daß jeder beſtimmte Endzweck, jeder Vorſatz die Sache gut zu machen, das Streben nach Vollkommenheit, die Prüfung und Beurtheilung ſeiner Gedanken nach den Regeln der Kunſt dieſen Fluß hemmt, die Mannigfaltigkeit der Einfälle verhindert, und daher oft ſelbſt den beſten Ideen den Zugang erſchwert. So wie wir gemeiniglich in einer Geſellſchaft, wo wir es darauf anlegen, als beredte oder als witzige Leute zu erſcheinen, weniger unterhaltend und angenehm ſind, als da, wo es uns wenig darum zu thun iſt, zu gefallen, und wo wir ganz unbefangen ſagen, was uns die Umſtände und unſer guter Genius eingeben: ſo iſt auch bey den Selbſtgeſprächen, worin die Meditation beſteht, der witzige Kopf doppelt witzig, der verſtändige im höhern Grade einſichtsvoll, und der dichteriſche zwiefach bilderreich, wenn er nicht ſeine eigene Vollkommenheit beſchaut, keine in ſeinem Werke ſucht, ſondern nur gleichſam ſpielend ſich mit

den Schöpfungen ſeines Geiſtes unterhält. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß, wenn dieſes freye Gedankenſpiel einen größern Reichthum von Sachen herbeyführt, es auch Sachen von ſehr ungleichem Werthe neben einander ſtellt. In den Erzeugniſſen dieſer erſten Meditation iſt das Wahre und Schöne, ſo wie das Gold und Silber in den Erzſtufen, in kleinen Quantitäten, unter einer großen Menge unedler Metalle, und mit taubem Geſtein und Erdarten vermiſcht. Das Mineral muß durchaus, nachdem es zu Tage iſt gefördert worden, geſchieden werden und durch mehr als eine Läuterung gehn, ehe es wirklich das koſtbare Metall wird, welches für die menſchliche Geſellſchaft einen ſo großen Werth hat, und daher die Mühe und den Aufwand des Bergbaues belohnt.

In den erſten Gedanken liegen gemeiniglich die beſten verborgen: aber man muß ſie darin zu finden, und von den vielen mittelmäßigen und ſchlechten, die ſich zugleich eingefunden haben, abzuſondern wiſſen.

Es giebt zwar glücklichere Augenblicke, aber dieſe ſind ſelten, wo die ſchaffende Kraft des Genies in ihrer Wirkſamkeit ungehindert, und doch mit Regelmäßigkeit und Ordnung verbun-

den ſeyn kann. Auch ragen, ohne Zweifel, eben hierdurch die Geiſter erſter Größe über die Mittelklaſſe der Denker hervor, daß ſie die Kraft und die Regel zugleich in ſich enthalten, und in dem Beſitze der vollen Freyheit des Denkens bleiben, indeß ſie zugleich einem, von der Vernunft angegebenen, Leitfaden folgen. Aber bey den gewöhnlichen Menſchen, und bey den gewöhnlichen Denkübungen, ſind dieſe beyden Geſchäfte, das Geſchäfte des Erfindens und das des Anordnens, getheilt. Bey jenem muß der Menſch warm, begeiſtert, leidenſchaftlich ſeyn; und iſt deswegen in Gefahr, auch mit unter ſchwärmeriſch überſpannt, einſeitig und unnatürlich in ſeinen Ideen zu werden: bey dieſem muß er ruhig, kalt und bloß vernünftig ſeyn. Die Natur bringt jeden Stoff mit fremdartigen Theilen vermiſcht hervor; nur die Kunſt kann ihn reinigen, und ihn zu dieſer durchgängigen Gleichartigkeit bringen, in welcher er zuerſt den Nahmen eines brauchbaren Erzeugniſſes verdient.

In der Mathematik ſcheint die Trennung dieſer beyden Momente des Denkens nicht ſtatt zu finden. Und die mit den erſten Principien beſchäftigte Philoſophie, die, welche Gewißheit a priori ſucht, kommt darin der Mathematik

nahe. In der reinen Mathematik wird der Geiſt gleichſam am Lenkſeile der Demonſtration geführt, und kann nur einen einzigen, und einen geraden Gang gehen. Ueberdieß brauchen hier die einzelnen Gegenſtände und Thatſachen, deren Anſchauung dem Verſtande vorleuchten muß, gar nicht erſt ins Gemüth herbeygerufen zu werden: — welches, bey jeder philoſophiſchen Meditation, das erſte, und oft das ſchwerſte Geſchäft iſt, welches dem Unterſuchenden obliegt. Die Zeichnung der Figur legt ganz vollſtändig alles Einzelne und Concrete, was zur Erörterung der allgemeinen Idee gehört, vor Augen. Indeß iſt doch, auch in der reinen Mathematik, der Gang, welchen der Erfinder nimmt, um zu einer neuen Wahrheit zu gelangen, gar nicht derſelbe, auf welchem der Lehrer den Beweis der Wahrheit führt, nachdem ſie gefunden iſt. Ganz gewiß ſind viele mathematiſche Sätze eher geahndet, als bewieſen worden. Man hat eher, nach mechaniſchen Meſſungen und ungefähren Ueberſchlägen, gewiſſe Verhältniſſe der Figuren und Zahlen vorausgeſehen, ehe man, durch die genaue Zergliederung dieſer letztern, und durch das Aufeinanderlegen ihrer Theile, die vorausgeſehne Gleichheit oder

Ungleichheit zur vollen Evidenz brachte. Der pythagoriſche Lehrſatz war vielleicht zuvor Einfall, ehe er Lehrſatz wurde. Das eigne Geſetz unſers Verſtandes, welches Einheit und Uebereinſtimmung ſucht, giebt den Vermuthungen von einem ſo regelmäßigen Verhältniſſe, als jener Lehrſatz ausſagt, wenn ſich einige Gründe dazu vorfinden, mehr Gewicht, und weiſt wenigſtens, durch die daraus gebildete Aufgabe, der nachfolden Unterſuchung eine beſtimmtere Richtung an.

Dieſer Gang der Meditation, von Einfällen und Muthmaßungen zu Erfindungen und zur Wahrheit, iſt, in der Mathematik, ſelbſt wieder durch die Algebra beſtimmten Regeln und Formen unterworfen, und zu einer Wiſſenſchaft erhoben worden. Und eben deßwegen ſind, durch ihre Hülfe, ſo außerordentliche Fortſchritte, in der Kenntniß der Größen gemacht worden. Fragen aufwerfen, eine Antwort als Hypotheſe annehmen, Folgerungen daraus ziehn; und aus dem Unrichtigen, welches ſich in ihren Reſultaten findet, ſchließen, wie ſie geändert werden müſſe, um der Wahrheit näher zu kommen: das iſt in der That das Allgemeine der Algebraiſchen Methode; nnd es iſt auch die gewöhnlichſte Me-

thode der philoſophiſchen Meditation. Aber in der Mathematik hat dieſe Operation das Anſehn einer Kunſt bekommen, die erlernt werden kann: in der Philoſophie iſt das Werk der Natur geblieben, und hat dem Genie überlaſſen werden müſſen.

7.

Wenn ſelbſt diejenigen verſchiednen Geiſtes-Verrichtungen, die, wie das Erfinden und das Anordnen und Ausdrücken der Ideen, als Beſtandtheile, zu einer und derſelben Meditation gehören, von einander getrennt werden müſſen: ſo wird es noch weit ſchicklicher ſeyn, gewiſſe Vorbereitungen zur Meditation von ihr ſelbſt abzuſondern.

Eine der vortrefflichſten darunter iſt ohne Zweifel, ſich mit dem, was die beſten Köpfe mehrerer Nationen und Zeitalter, über den für unſre Unterſuchung gewählten Gegenſtand, gedacht haben, bekannt zu machen. Und gewiß, ohne einigen ſolchen empfangnen oder eingeholten Unterricht, wird, auch bey dem zum eignen Denken fähigſten Menſchen, und ſelbſt bey Gegenſtänden, wo ihm ſeine eigne Erfahrung die nöthigen Thatſachen vollſtändig darbiethet, —

wie dieß bey Gegenſtänden der Logik und Moral durchaus der Fall iſt, — doch ſein Geſichtskreis immer eingeſchränkt ſeyn; viele Seiten der Sachen werden ihm verborgen bleiben; und viele Beziehungen derſelben auf Gründe, auf Folgen, und beſonders auf die Verſchiedenheit der menſchlichen Denkungsarten und Charaktere, — woraus im Praktiſchen, die größten Hinderniſſe und die größten Beförderungsmittel der geſuchten Endzwecke entſtehn, — werden nie zu ſeinem Bewußtſeyn kommen. Sogar die lehrreiche Betrachtung derjenigen Dinge, die wir vor Augen ſehn, und der Vorfälle, die wir erlebt haben, wird uns, durch die Bekanntſchaft mit den Meinungen und Gedanken großer Männer über ähnliche Dinge und Vorfälle, welche hauptſächlich durch das Leſen erhalten wird, ſehr erleichtert. Indem wir ihre Behauptungen zu widerlegen, oder zu beſtätigen, indem wir uns in ihre Gefühle zu verſetzen, oder unſre zu rechtfertigen ſuchen, entwickeln wir weit deutlicher die Eindrücke, die von unſern eignen Erfahrungen im Gemüthe zurückgeblieben ſind.

Nichts deſto weniger iſt in dem Zeitpuncte ſelbſt, wo wir unſre Unterſuchungen anſtellen,

die Einmiſchung fremder Ideen, auch derer, die von den größten Geiſtern herkommen, der Wahrheit und Eigenthümlichkeit unſrer eignen Ideen eher ſchädlich, als nützlich. — Ich wünſchte, jedesmahl, wenn ich eine Materie als Gelehrter bearbeite, alles gute, was über dieſelbe geſchrieben worden iſt, geleſen zu haben. Aber zur Zeit der Meditation ſelbſt finde ich es nie rathſam, irgend einen Schriftſteller über den Gegenſtand derſelben zu Rathe zu ziehn. — Ein mittelmäßiger nutzt wenig; ein großer führt uns irre. Die Stärke ſeiner Ideen, oder die Schönheit ſeines Ausdrucks giebt Anlaß, daß wir, auf dieſelbe Art und in derſelben Manier zu ſchreiben verſuchen, in welcher wir ihn ſo vollkommen finden. Dieß darf nicht immer die Sache unſers Vorſatzes ſeyn: es iſt die Folge einer unwillkührlichen Nachahmung, und des Eindrucks, den große Geiſter auf andre machen. Indeß wird unſre eigne Denkkraft dadurch in der That mehr unterdrückt, als gehoben. Nicht mehr der Gegenſtand ſelbſt ſteht vor den Augen unſers Geiſtes, ſondern das Bild, oder die Idee deſſelben, welche uns von dem Schriftſteller gleichſam aufgedrungen worden war. — Bald werden wir durch Vergleichungen, die

wir zwiſchen ihm und uns anſtellen, mißmüthig und niedergeſchlagen; bald ſuchen wir Aehnlichkeiten und anſcheinenden Nachahmungen auszuweichen, verrücken aber dadurch die richtige Folge unſrer Ideen, oder verfälſchen unſre natürlichſten Empfindungen.

Alle ſolche Behutſamkeitsregeln ſind allerdings für den ſchwächern Geiſt nothwendiger, als für den ſtärkern. Je mehr, und je eigenthümlichere Ideen jemand, bey dem Anblicke der Dinge ſelbſt und bey der Zergliederung ſeiner eignen Gefühle, erhält: deſto weniger darf er fürchten, den Gang, oder die Form derſelben, durch den zu gleicher Zeit mit fremden Ideen gepflognen Umgang, zu ſtören. In mittelmäßigen Köpfen aber tönt die Rede eines großen und vortrefflichen Schriftſtellers lange Zeit nach, ſo wie eine rauſchende Muſik in ſchwachen Gehörnerven. Ihre Denkungsart, ihr Styl nimmt, eine Zeit lang, die Farbe ihres Muſters an. Aber weit entfernt, daß Werke, die ſie in dieſer Stimmung ausarbeiten, mehr Vollkommenheit erhalten ſollten, wird ihnen nur dadurch das Gepräge der Nachahmung gegeben, der Reitz der Neuheit und des Natürlichen hingegen, den alle eigenthümlichen Ideen,

auch ſelbſt der Menſchen von mittleren Fähigkeiten, haben, entzogen.

8.

Unter die Vorbereitungen der Meditation gehört nicht bloß die Aufſuchung fremder Belehrungen; ſondern auch die gelegentliche Durchſicht unſers eignen Gedanken-Vorraths. Aber auch dieſe Selbſterforſchung muß, wie das Studium und die Lectüre, nicht erſt in den Zeiten geſchehn, wo wir die Reſultate davon zu einer beſtimmten Unterſuchung brauchen, ſondern muß ein eignes freyes Geſchäft unſers Lebens ausmachen.

Es fehlt den meiſten Menſchen, in Abſicht der Gegenſtände, welche das eigentliche Gebieth der Philoſophie ausmachen, — der menſchlichen Natur und der Sitten, — nicht an Stoffe, zur Bildung zuſammenhängender Gedankenreihen, d. h. zur Meditation. Dies wird ſchon durch dieſe Thatſache bewieſen, daß, wenn ein geiſtreicher Schriftſteller irgend eine Materie dieſer Art, in einem faßlichen Vortrage und Styl, behandelt, Leſer, die ſich unfähig gefühlt hätten, etwas ähnliches hervorzubringen, doch im Stande ſind, ihn vollkommen zu verſtehn,

daß ſie ihm beypflichten, das heißt, ſeine Behauptungen, mit ihren eignen Erfahrungen und mit ihrem bisherigen Gedankenſyſtem für übereinſtimmend erklären; und daß ſie gerade bey den Stellen, welche ihnen am beſten gefallen, zu empfinden glauben, daß ſie ſelbſt ſchon ehedem ähnliche Bemerkungen gemacht, und ähnliche Gedanken gehabt haben, aber nie ſich derſelben recht deutlich bewußt geworden ſind. Es waren alſo die einzelnen Elemente und Bruchſtücke von Ideen, woraus die von ihnen bewunderte Schrift zuſammengeſetzt iſt, ſchon zuvor in ihrem Geiſte. Ihr Unvermögen, etwas ähnliches zu ſagen, oder zu ſchreiben, lag nur daran, daß ſie die verborgnen Schätze deſſelben nicht ſelbſt aufzuſuchen wußten; daß ſie nicht verſtanden, ſich aller der Thatſachen, die ſie, in Bezug auf dieſen Gegenſtand, in ihrem Leben geſehen, oder aller der Gedanken, die ſie über ihn aus Unterredungen und Büchern, geſammelt hatten, zur rechten Zeit zu erinnern. Es lag daran, daß ſie nicht vermögend waren, Blicke, die ſie, von Zeit zu Zeit, in ihr eignes Herz, oder in das Herz andrer, gethan, und gewiſſe, dem Gefühl ähnliche Urtheile, die ſie über Handlungen und Begebenheiten gefällt

hatten

hatten, bis zu der Klarheit, daß ſie ſie mit Worten ausdrücken konnten, zu erheben, ſie auf Einen Haufen gleichſam zuſammenzubringen, zu einem gemeinſchaftlichen Endzwecke zu verknüpfen, oder an gewiſſe allgemeine Principien anzureihen.

Zu allen unſern Meditationen alſo muß das Gedächtniß einen ſehr großen Beyſtand leiſten. Die auf der Stelle hervorgebrachten Ideen können immer nur einen kleinen Theil desjenigen ausmachen, was zu der Unterſuchung eines weitläuftigen Gegenſtandes gehört. Die meiſten müſſen uns ſchon, zu andrer Zeit, einzeln irgendwo eingekommen, oder uns von andern mitgetheilt worden ſeyn, und werden jetzo nur zu einer größern Deutlichkeit gebracht, oder in einer neuen Ordnung an einander gefügt.

So viel iſt wenigſtens unſtreitig, daß, je bereitwilliger unſer Gedächtniß iſt, — ſobald es durch unſern Vorſatz, gewiſſe Gegenſtände zu unterſuchen, aufgefordert wird, — die, in Beziehung auf ſie, in ihm niedergelegten Thatſachen, Begriffe, Urtheile und Schlußreihen herzugeben; je mehrerley, ſchon in ihm vorhandne, ältere Gedanken unſrer ſelbſt und andrer es uns, mit ihren Gründen und Folgen, in Erinnerung

bringt, wir deſto leichter den Weg zu eignen, neuen Gedanken finden, und deſto glücklicher in der ganzen Unterſuchung fortkommen. Umſonſt iſt Scharfſinn und Imagination, wenn es an dieſen geſammelten Vorkenntniſſen, oder wenn es an dem nöthigen Gedächtniſſe fehlt, um ſie zur Zeit, wenn wir ihrer bedürfen, gegenwärtig zu haben.

Shakespear wird oft als der Mann angeführt, welcher alles aus ſeinem Genie und ſeiner Denkkraft geſchöpft habe. Shakespear beſaß freylich keine Schulgelehrſamkeit; d. h. er verſtand die gelehrten Sprachen nicht. Aber wie viele Geſchichten, Fabeln, Thatſachen, Sprüche der Weiſen und der Völker ſind nicht in ſeinem Kopfe aufgehäuft, die er nur aus Büchern, wenn auch nicht aus claſſiſchen Autoren, ſchöpfen konnte! Und welcher Vorrath von moraliſchen und politiſchen Kenntniſſen iſt nicht in allen ſeinen Werken ſichtbar, die kein Genie erfinden, ſondern nur eine lange Beobachtung der Welt, verbunden mit mannigfaltig aufgefaßten Gedanken andrer, verſchaffen kann.

In einem noch höhern Grade iſt dem Denker dasjenige Gedächtniß nöthig, welches ihm ſeine eignen Einfälle aufbewahrt. Denn jedes

etwas beträchtliche Werk des menſchlichen Geiſtes iſt eine in einem langen Zeitraume, nach und nach, geſammelte Weisheit. Niemand, der nicht die einzelnen Gewinnſte, die er macht, ſammelt, wird ein reicher Mann. Wer demnach die vorzüglichen Ideen, die ihm ſein Genius, in Augenblicken heitrer Laune, oft wie im Vorbeygehn, eingiebt, feſt zu halten und auf künftigen Gebrauch niederzulegen weiß; wer auch nur mit der Geſchichte ſeiner eignen Philoſophie und ſeines eignen Lebens ſo bekannt iſt *), daß

*) Es giebt, nach meiner Erfahrung, nur wenige Menſchen, welche ſich der Begebenheiten ihres eignen Lebens genau und pünctlich, beſonders in Abſicht der Folgen der einzelnen Veränderungen, zu erinnern wüßten. Und dieſe wenigen habe ich immer als philoſophiſche Köpfe gefunden. Sie haben allerdings manchen Stoff des Nachdenkens mehr, als andre: und der allen gemeinſchaftliche iſt bey ihnen reichhaltiger. Da ſie ſelbſt die kleinern und alltäglichen Vorfälle des Lebens immer, im Zuſammenhange und in ihrer richtigen Zeitfolge, vor Augen haben: ſo bringen ſie auch mehr Zuſammenhang in ihre Ideen, und können Urſachen und Wirkungen richtiger von einander unterſcheiden. Es philoſophirt ſich weit beſſer über Thatſachen, deren Reihe man, von Anfange bis zu Ende, vollſtändig und in der wahren Ordnung der Natur gefaßt hat. Vielleicht macht aber auch die Anlage ſolcher Köpfe, ihre Gedanken, als Gründe und Folgen, mit einander zu verknüpfen, daß ſie auch auf die

er ſich aller, nach und nach von ihm gehegten, abgelegten, veränderten Meinungen, ſo wie der, nach und nach erlebten, angenehmen und unangenehmen Vorfälle und der dabey abwechſelnden Empfindungen, zu erinnern im Stande iſt: der hat ſchon dadurch, in Abſicht der Meditation, die er über irgend einen Gegenſtand anſtellen will, einen großen Vorſprung, vor Perſonen, welche, bey gleicher Denk- und Erfindungs-Kraft, ein weniger getreues Gedächtniß beſitzen. Bey jenem häufen ſich nach und nach, wenn auch nicht die Kenntniſſe und die eingeſehenen Wahrheiten, doch die Veranlaſſungen zum Nachdenken und die Vorderſätze zu neuen Schlüſſen. Er iſt mit vielen Fragen und Aufgaben bekannt, die bey der jetzt vorliegenden Materie zu machen wären; und er weiß leicht Beyſpiele und Thatſachen anzuführen, welche dieſelben zu erläutern dienen. Dieſe hingegen ſind, auf die jetzige Lage der Dinge und auf den gegenwärtigen Zuſtand ihres Geiſtes, eingeſchränkt, und des Vortheils beraubt, die ver-

---

Kette von Urſachen und Wirkungen, in den Dingen außer ſich, und in allem, was ihnen widerfährt, aufmerkſamer, als andre, ſind.

ſchiednen Denkungsarten, welche ſie ſelbſt in verſchiedenen Zeitpuncten ihres Lebens gehabt haben, mit einander zu vergleichen. Wenn ihnen alſo auch Beobachtungen, Schilderungen der Dinge, und unmittelbar daraus gezogene Folgerungen gelingen: ſo wird ihnen doch eine länger fortgeſetzte, zuſammenhängende Gedankenreihe ſehr ſchwer.

Wenn es Menſchen gegeben hat, die, ohne Lectüre und ohne Bücherweisheit, große Einſichten geäußert haben, und tiefe Denker geworden ſind: ſo iſt es immer dadurch geſchehen, daß ſie, anſtatt fremden Unterrichts, die Lehren, welche ihnen der Lauf ihres eignen Lebens gegeben hat, beſſer gefaßt, und getreuer behalten haben, als andre. Und vielleicht kann in der That die Aufmerkſamkeit des Menſchen, auf die eignen Begebenheiten ſeines Lebens, und auf die Abwechſelungen ſeines eignen Denkens, ſeiner Sitten und ſeines Wohl- oder Uebel-Befindens, dadurch größer werden, wenn er nicht, durch gelehrte Kenntniſſe, auf die Betrachtungen entfernter Zeiten, fremder Zuſtände, und der Ideen anderer Menſchen, ſo ſtark hingezogen wird.

In jedem Falle iſt das Gedächtniß eine, zum Selbſtdenken unentbehrliche, Fähigkeit; und ohne eine gewiſſe, durch Natur und Uebung erlangte, Stärke deſſelben, iſt der philoſophiſche Geiſt einer Flamme gleich, der es an Nahrung fehlt, und welche auflodern und glänzen, aber nicht fortbrennen und leuchten kann.

Insbeſondre iſt es eine zur Meditation nöthige Vorbereitung, alles, was man, über den Gegenſtand derſelben in ſeinem Leben erfahren, in dem Laufe ſeiner Studien gelernt, oder in ſeinen frühern Unterſuchungen herausgebracht hat, gefliſſentlich ins Gemüth zurückzurufen. Es iſt beſſer, wenn dieß zuerſt in ſtillen Selbſtgeſprächen; als wenn es mit der Feder in der Hand geſchieht. Ueberhaupt iſt es unglaublich, wie nützlich ſolche, über die Geſchichte unſers vergangnen Lebens, und über unſre eignen Gedanken, Empfindungen und Handlungen angeſtellte Unterſuchungen, die bisher faſt nur die Sittenlehrer zur Erlangung der moraliſchen Selbſtkenntniß angeprieſen haben, auch dem Philoſophen überhaupt, zur Erweiterung ſeiner Einſichten und zu Schärfung ſeines Verſtandes, ſeyn! Wie begierig ſuchen wir oft Ideen in neuen Büchern, in Geſellſchaft, auf Reiſen,

die wir ſchon vollkommner und reifer, in unſerm eigenen geſammelten Vorrathe, finden würden; wenn wir uns öfter Zeit ließen, in uns ſelbſt hinabzuſteigen, und das zu wiederholen, was wir geſehen, gehört, geleſen, und ſelbſt gedacht haben.

9.

Ich ſchließe dieſen erſten Theil meines Aufſatzes mit einer Bemerkung, die mir durch die Erinnerung, an manche glückliche Stunden meines Lebens, wichtiger wird, als ſie vielleicht meinen Leſern ſcheinen mag.

Der Anblick der ſchönen Natur nähmlich und die Bewegung tragen, nach meiner Erfahrung, nicht wenig dazu bey, das Denken zu befördern.

Was mir, zwiſchen den vier Wänden meiner Stube, durchaus nicht gelingen wollte, darüber wurde ich Meiſter, wenn ich in freyem Felde, auf der Wieſe, im Walde nachdachte. Und Gedanken, die ſich bey mir, auf meinen Wanderungen durch Fluren einer anmuthigen, aber einförmigen Ebne, nur unvollkommen entwickelt hatten, ſchienen mir auf einmahl in ein helles Licht zu treten, und ſelbſt ſich bis zur Schönheit und Würde zu erheben, wenn ich ſie, an

dem Abhange eines Berges ſitzend, erneuerte, wo ein reiches und anmuthiges vor mir ausgebreitetes Thal, das Rauſchen eines Bergbachs, tief unter mir weidende Heerden, und arbeitende, oder wandelnde, Menſchen, meine Sinnen mannichfaltig beſchäftigten.

Es iſt dieſes der Natur des menſchlichen Geiſtes vollkommen gemäß. Wofern die Eindrücke der Sinne nur nicht ſo ſtark und lebhaft ſind, daß ſie die Aufmerkſamkeit von dem Gegenſtande des Nachdenkens abziehn: ſo befördern ſie durch die Bewegung, in welche ſie die Organe ſetzen, den guten und ſchnellern Fortgang des Denkens. Wenn jene Eindrücke etwas von Anmuth, Schönheit, oder Erhabenheit in ſich enthalten: ſo ziehn ſie, durch die Kraft der Verwandſchaft, auch über unſinnliche Gegenſtände, anmuthige, ſchöne oder erhabne Gedanken herbey.

Man erzählt von Gelehrten und Dichtern des ſechzehnten Jahrhunderts, daß ſie zu Pferde an ihren Werken gearbeitet haben *). Ich geſtehe es, daß

*) Robert Stephanus theilte, auf einer Reiſe zu Pferde, die Verſe zu ſeiner Ausgabe des N. T. ab; und Bernardo Taſſo dichtete zu Pferde ſeinen Amadis.

ſich Mühe haben, mir dieß als möglich zu denken. Aber davon habe ich einen Begriff, und ſelbſt einige Erfahrung, daß man zu Pferde die Ideen zu einem Buche ſammeln und vorbereiten könne. Dieſe lebhafte und ſanft erſchütternde Bewegung, die ein munteres und doch nicht unruhiges Pferd ſeinem Reiter giebt, und die ſchnellere Abwechſelung der Gegenſtände, bey welchen es ihn vorbeyträgt, iſt, — beſonders wenn dieſe Gegenſtände anmuthig und mannichfaltig ſind, — ſehr geſchickt, das Gemüth in einen Zuſtand der Beſchaulichkeit und des Selbſtgenuſſes zu wiegen, welcher der Hervorbringung neuer Ideen günſtig iſt.

Dieß iſt einer der Vorzüge, durch welche ſich Gebirgsgegenden denkenden und empfindenden Menſchen ſo ſehr empfehlen: daß, durch den Umfang, die Schönheit, und ſelbſt das Wilde und Fürchterliche der Ausſichten, welche ſie darbiethen, ſie das Gemüth zu Betrachtungen einladen, und dem Verſtande, zu einer gleichen Erweiterung oder Erhöhung ſeiner Begriffe, behülflich ſind, als ſie unſerm Geſichtskreiſe verſchaffen. Es iſt, als wenn wir die Dinge und Begebenheiten der Welt unſerm Gemüthe mehr gegenwärtig machen könnten, wenn wir wirklich

einen beträchtlichen Theil derſelben auf einmahl vor Augen ſehen. Wir ſind überdieß im Gebirge gleichſam an der Quelle und bey dem Urſprunge vieler Naturerſcheinungen: und die Unterſuchung, über die Natur und Entſtehung der Dinge, worauf am Ende alle Philoſophie hinausläuft, iſt alſo der Lage eines denkenden Gebirgsbewohners recht angemeſſen.

Zweyte Abtheilung.

Die Verſchiedenheiten der Methoden des Denkens, von welchen ich in dieſem Theile meines Aufſatzes zu reden die Abſicht habe, ſind ſelbſt von zweyerley Art. Es giebt deren, unter welchen man, bey einer und derſelben Materie, nach Gefallen wählen kann. Es giebt andre, welche an die Natur des Gegenſtandes geheftet ſind, und daher zugleich die verſchiedenen Gebiethe der menſchlichen Kenntniſſe von einander abſondern. Jene ſind ſehr mannichfaltig, und vervielfältigen ſich mit jedem

Volke, welches in die Reihe der cultivirten tritt, und beynahe mit jedem vorzüglichen Denker. Denn jede Sprache enthält die Form einer eignen Ideen-Verknüpfung, die durch das National-Genie gebildet wird, und auf daſſelbe zurückwirkt. Und dieſe Formen leiden, durch die eigenthümlichen Anlagen der vorzüglichen Köpfe, von neuem mancherley Abänderungen, die in ihren Werken als Muſter zur Auswahl, für die Menſchen von gewöhnlichen Denkfähigkeiten, zurückbleiben. Von den Unterſchieden der zweyten Art, iſt vorzüglich die, zwiſchen der philoſophiſchen und der mathematiſchen Denkart, merkwürdig. Ich ſchränke mich in dieſer, ihrer Abſicht nach, praktiſchen Abhandlung, bloß auf die Betrachtung der erſten Gattung ein.

Unter den Verſchiedenheiten des Denkens, die nicht von der Natur des Gegenſtandes, ſondern von der Geiſtes-Anlage des Menſchen, abhängen, ſcheinen ſich mir folgende ſechs, als weiter von einander abſtehend, oder als die Grenzlinien vieler mittlern kleinern Schattirungen, auszuzeichnen. Ich nenne die erſte die Methode des Unterrichts, oder die ſyſtematiſche, die zweyte die Methode der Erfindung, oder die Sokratiſche, die dritte die

hiſtoriſche, die vierte die widerlegende, die fünfte die commentirende, die ſechste, die beobachtende.

1.

Die erſte iſt die, nach ſtrengen Regeln geordnete, und vollſtändige Auseinanderſetzung einer zuſammenhängenden, und einzigen Ideen-Reihe, die von ganz einfachen Begriffen, und den erſten Principien, ausgeht, und, indem ſie zu den erſtern immer neue und neue Beſtimmungen hinzufügt, und unter die andern immer neue und neue Unterſätze ſubſumirt, zu dem Beſondern und dem Unbekannten herabſteigt. In dieſer Methode gehn die Definitionen vor allem voraus: auf ſie folgen gewiſſe Grundſätze, die entweder als ſelbſt evident, oder als, aus andern Wiſſenſchaften und aus der gemeinen Erfahrung bekannt, angenommen werden. Aus dieſen Grundſätzen, oder aus dem Zwecke der Unterſuchung, werden die Gründe zu der Eintheilung der zuvor definirten Gegenſtände hergeleitet; und dieſe Eintheilung beſtimmt zugleich die Ordnung der Subſumtionen, und folglich der damit anzufangenden Schlußreihen. Die Beweiſe folgen auf die Sätze: und die Erläuterungen durch Beyſpiele folgen auf die Beweiſe.

Die Theorie wird vorangeſchickt, und die Thatſachen, worauf ſie ſich ſtützt, folgen. Die abgezogenſten Begriffe und Sätze machen den Anfang, und man ſchließt mit den concreteſten.

Dieſe Methode iſt allerdings, um, in einer ſchon erfundnen und geordneten Wiſſenſchaft, Unwiſſende zu unterrichten, die beſte. Sie wird in der Mathematik, in aller ihrer Strenge befolgt. Sie wird in den Compendien für philoſophiſche Vorleſungen ſo weit beybehalten, als es die Natur der Gegenſtände erlaubt. Sie wird zuweilen — obgleich ſeltner, auch von Schriftſtellern gebraucht, welche neue Unterſuchungen anſtellen. — So viel iſt klar, daß eine, nach dieſer Methode angeſtellte, Meditation nur gleichſam eine zweyte Reiſe, durch ein ſchon bekanntes Land, ſeyn kann. Denn ſie ſetzt ſchon die Bekanntſchaft mit den meiſten der Begriffe und Sätze voraus, die ſie an einem, ſich von ihrem Urſprunge entwickelnden, Faden an einander reiht. — Nicht zu gedenken, daß, in Materien philoſophiſcher Betrachtung, die Definition oft erſt das Reſultat der Theorie iſt, und dieſelbe im Keime enthält; oder daß ſie doch ſchon auf ſie Rückſicht nimmt, und zum Behufe der erſt folgenden Lehrſätze gemacht wird; — nicht zu gedenken,

daß die Eintheilungen, mit welchen dieſe Medi=tation anfängt, nichts anders als Fächer einer Anordnung ſind, welche nur ſchicklich gemacht werden kann, wenn man die anzuordnenden Sachen vorläufig überſehen hat: ſo würde auch, in den Beweiſen ſelbſt, dieſe Methode, die mit den bekannten Principien und mit den allgemeinſten Sätzen anfängt, und mit neuen Erfindungen und mit der Erkenntniß des Beſondern und Einzelnen ſchließen will, wenn dieſes Ziel zuvor nicht abgeſteckt wäre, ein bloßes Herumirren auf Gerathewohl ſeyn müſſen, bey welchem nur ein glückliches Ohngefähr, zu einem nützlichen und die Einſichten des Menſchen erweiternden Endpuncte, führen könnte. Denn wenn jemand, weder durch Erfahrung, noch durch Wahrſcheinlichkeiten und Muthmaßungen, einige Vorkenntniße von den mehr particulären Sätzen hat, auf die er eine gewiſſe, a priori ſich entwickelnde, Ideenreihe hinleiten ſoll: — wie kann er voraus wiſſen, ob die Subſumtionen, die er unter die allgemeinen Sätze macht, ihm zu brauchbaren Schlußfolgen verhelfen werden?

Dieſe Methode des Nachdenkens iſt daher ſehr wohl anwendbar, wenn das Nachdenken bloß die Abſicht hat, Ideen, welche uns ſchon,

durch den empfangnen Unterricht beygebracht, oder durch vorhergegangne Meditationen eigen geworden ſind, in ein gemeinſchaftliches Syſtem zu verweben, und ſie, zu einer deutlichen und ordentlichen Mittheilung an andere, vorzubereiten. Aber wenn ſie, bey eignen und neuen Unterſuchungen, angewandt werden ſoll: ſo ſetzt ſie, zuerſt, bey dem Gegenſtande eine ſolche Beſchaffenheit voraus, welche dieſen Ideengang, vom Allgemeinen zum Beſondern, in ſeiner Unterſuchung erlaubt. Sie erfordert, zweytens, bey der Perſon einen viel umfaſſenden, und mit ſeinem Blicke der Entwickelung ſeiner Ideen zuvorlaufenden Geiſt. Sie verlangt, daß er gleichſam die ganze Gegend des Landes der Wiſſenſchaften, welche er durchreiſen will, aus einem höhern Standpuncte überſchaue, damit er wiſſe, wo er die Heerſtraßen anzulegen habe, in welcher Richtung er ſich durch die Wildniß dunkler Begriffe am leichteſten Bahn ſchaffen, und wo er hoffen könne, fruchtbare und ergiebige Plätze zu finden, bey welchen er mit ſeinen Schlüſſen ausruhn und endigen werde. Das ſyſtematiſche Verknüpfen, ſelbſt einer ſchon völlig bekannten und geläufigen Anzahl von Begriffen und Sätzen, iſt kein leichtes Un-

ternehmen, wenn die Anzahl derſelben beträchtlich iſt. Aber die erſt aufgeſpürten Ideen, gleich bey ihrer Entſtehung, ſyſtematiſch ordnen, und nach einer eben ſo ſtrengen Methode bey Meditationen, durch welche man unbekannte Seiten des Gegenſtandes zu erforſchen ſucht, als bey dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte über ſchon bekannte, verfahren: das iſt in vielen Fällen durchaus unmöglich, aber in allen nur den vorzüglichſten Denkern eigen. Derjenige, welcher die eine Haupteigenſchaft des philoſophiſchen Geiſtes, die Gabe der Beobachtung beſitzt, aber nur auf eine Sache auf einmahl ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, — nicht aber indem er die eine anſchauet, zugleich das Vorhergehende, das Nachfolgende, und das damit Verwandte, wenigſtens mit halbem Bewußtſeyn, ſich vorzuſtellen weiß, wird in Geiſtes-Arbeiten, wo er dieſe Methode anwenden will, nicht glücklich ſeyn. Der Lauf ſeiner Gedanken wird alle Augenblicke von dem geraden Wege des Syſtems abkommen: und einige unrecht gewählte, oder zu ſehr vervielfältigte Subſumtionen werden ihn gar bald irre, oder doch weiter führen, als er, nach dem Plane des Ganzen, in der Ausführlichkeit der einzelnen Theile gehn ſollte.

Man

Man kann die Operation des Geiſtes, bey dem ſyſtematiſchen Denken, mit der Zuſammenſetzung einer künſtlichen Maſchine vergleichen. Ehe dieſe zuſammengeſetzt werden kann, müſſen ihre einzelnen Triebwerke und Räder ſchon ausgearbeitet ſeyn. Wenn deren viele ſind: ſo müſſen ſie auch gezählt und beziffert ſeyn, damit jedes zu rechter Zeit und am rechten Orte angebracht werde. Sind dieſe Anſtalten nicht zum voraus gemacht: ſo muß man oft die ganze Maſchine, um eines zurückgebliebnen, oder falſch angebrachten Stückes willen, aus einander nehmen.

Der ſyſtematiſche Denker iſt wie ein Reiſender, der zu einem beſtimmten Ziele eilt, und der den Weg in der kürzeſten Zeit zu machen ſucht. Er muß nicht bloß auf die Dinge, die vor ſeinen Füſſen, oder nahe um ihn herumliegen, — er muß immer weit vor ſich hinaus ſehn; er muß ſich weder durch angenehme Ruheplätze aufhalten, noch durch intereſſante Ausſichten auf Nebenwege verleiten laſſen. Der nicht ſyſtematiſche Denker iſt einem Spatziergänger ähnlich, der Muße hat, jeden Gegenſtand, nach dem Maße, als er ihn an ſich zieht, oder ihm Belehrung verſpricht, zu betrachten; der, mit ganzer Seele und mit voller Aufmerk-

ſamkeit, da iſt, wo er iſt, ohne einen andern Zweck, als den, ſich zu unterhalten, oder ſeinen Wohnort gelegentlich kennen zu lernen. Bey gleichen Fähigkeiten und bey gleicher Wißbegierde, wird der Reiſende weit mehr Mühe haben, die Dinge richtig zu ſehen, oder genau zu erforſchen, als der in ſeiner Heimath Luſtwandelnde. Und nie wird derjenige ein ganzes Land wirklich kennen lernen, der in demſelben immer auf Reiſen iſt, und ſich mehr um die geographiſche Lage der Städte und Flecken, als um das, was ſie enthalten, — mehr um die Richtung der Heerſtraßen, als um die Beſchaffenheit und die Erzeugniſſe der Fluren, durch welche ſie gehn, bekümmert.

Dieſe, auf viele Gegenſtände zu vertheilende, Aufmerkſamkeit, dieſes beſtändige Zurückblicken auf das, was man ſchon geſagt, — dieſes Hinausſehen auf das, was man noch zu ſagen hat, ſelbſt die Art von Zwang, welche die ſtrenge Ordnung dem Geiſte auflegt, iſt weder der Lebhaftigkeit des Witzes, noch dem Feuer der Einbildungskraft günſtig. Selten bedienen ſich daher ſchöne Geiſter, oder Philoſophen, die zugleich dichteriſche oder redneriſche Talente haben, dieſer Methode. Diejenige Arbeit, wobey ſie

ſich am beſten anwenden läßt, die Wiederholung und Zuſammenſtellung ſchon bekannter, aber noch nicht gut verbundner Ideen, iſt für Männer dieſer Art nicht anziehend. Und wenn ſie ſelbſt den Gegenſtand von neuem, nach einem ſyſtematiſchen Plane, unterſuchen: ſo bringt die Lebhaftigkeit, mit welcher ſie jeden Theil deſſelben ergreifen, ſehr bald Unordnung in dieſen Plan. Das Werk bleibt daher größtentheils ein Bruchſtück: weil ſie entweder nicht den Muth haben, vortreffliche Gedanken wegzuſchneiden, die ihnen in dem Laufe der Meditation zufließen, die ſich aber, in der ſtrengen Ordnung des Syſtems, mit den folgenden Gliedern der Reihe nicht gut verknüpfen laſſen; oder weil ſie überhaupt über der Schwierigkeit ermüden, mit angelegten Feſſeln, doch den ihnen ſonſt gewöhnlichen, freyen Gang des Geiſtes beyzubehalten.

Auch Rouſſeau'n iſt es in dem Werke, welches er in dieſer Manier arbeitete, dem Contrât social, weniger, als in ſeinen übrigen gelungen, die Vollkommenheit zu erreichen. Indem er ſeinem Geiſte Zwang anthat, um ihn bey der Reihe abſtracter Ideen, welche er durchzugehn hatte, ununterbrochen feſtzuhalten, und ihm kei-

nen Ausflug auf Gemählde und Empfindungen, wozu er ſo viel Hang hatte, zu erlauben; ſchwächte er denſelben, und machte, daß er hinter demjenigen Ziele zurück blieb, welches er, vermöge ſeiner natürlichen Geiſteskraft, erreichen konnte.*)

---

*) Auch die Urheber der größten ſyſtematiſchen Werke ſind doch nicht immer bey den Meditationen, woraus ihre Werke entſtanden, ſyſtematiſch zu Werke gegangen. Der Keim, woraus ſich ihre Gedankenreihen entwickelten, lag oft nicht in den höchſten Principien, woraus ſie ſie zuletzt herleiteten, ſondern in ſehr ſpeciellen Sätzen: entweder in gewiſſen, unter den Philoſophen bisher ſtreitigen Puncten, oder in einzelnen Theorien ſcharfſinniger und berühmter Männer, von welchen ſie eine Zeitlang waren eingenommen worden, und in denen ſie hintendrein Fehler fanden. So ſcheint es mir, daß die Erklärung, welche Hume von dem Urſprunge des Begriffs der Cauſſalität, aus der bloßen Gewohnheit, gewiſſe Dinge immer auf einander folgen zu ſehn, giebt, — und die Vergleichung dieſer Erklärung, mit den eben ſo unzulänglichen Beweiſen, welche die Wolfianer von dem Satze des zureichenden Grundes führen, einer der erſten Fäden war, an welche Kant ſeine Unterſuchungen anreihte. Ein andrer war die Prüfung der Leibnitziſchen Behauptung, daß Raum und Zeit, Vorſtellungen von der Ordnung der Dinge in ihrem Nebeneinanderſeyn und in ihrer Folge ſind. Einen dritten gab die unter den Philoſophen herrſchende Meinung, daß die ſtrenge Gewißheit der rein mathematiſchen Sätze ihnen nur deßwegen zukomme,

2.

Die zweyte Methode des Meditirens iſt die Sokratiſche, welche man, was das Weſentliche in ihr betrifft, als die natürlichſte und gewöhnlichſte Methode der Ideen-Erfinder anſehen kann. Sie fängt damit an, womit der

weil dieſe Sätze analytiſch ſind. — Ich ſtelle mir vor, daß dieſe einzelnen, aus verſchiednen Anfangspuncten auslaufenden, und nach verſchiednen Methoden des Denkens verfolgten Ideen-Reihen, endlich, weil ihrer viele waren, und ſie ſämtlich demſelben Felde der Wiſſenſchaften angehörten, einander ſo nahe rückten, daß ſie, — durch ein geſchicktes Anpaſſen ihrer Enden, und durch das Einſchieben einiger Zwiſchenſätze, — ohne Zwang, obgleich nicht ohne Kunſt, zu Einem Ganzen vereiniget werden konnten. Ohne Zweifel war eine neue, von den erſten Gründen anfangende, Meditation nöthig, um die zuvor, durch mancherley Methoden des Denkens, gefundne und nach und nach geſammelte Materialien des großen Gebäudes, nach einem zuſammenhängenden Plane, zu verarbeiten. Es wäre lehrreich, wenn Erfinder neuer Syſteme uns entdeckten, welche Region der Begriffe ſich bey ihnen zuerſt aufgehellt, und wie das Licht ſich, von einem Theile ihres Gedankenſyſtems auf die andern, verbreitet habe. Und es iſt ſelbſt nicht unnütz, wenn die, welche von ihnen lernen, dieſe Geſchichte ihrer Erfindungen aus wahrſcheinlichen Anzeigen zu ſchließen ſuchen.

Unwiſſende, der ſich ſelbſt unterrichten will, immer anfangen muß, mit einzelnen Thatſachen, die ſie entweder als Beyſpiele braucht, um Begriffe daraus abzuziehn, oder als Erſcheinungen, zu deren Erklärung ſie Hypotheſen verſucht. Zuweilen legt ſie allgemein angenommene Meinungen, die Sagen der Vorwelt, oder die Ausſprüche der Weiſen ihren Unterſuchungen zum Grunde. Indem ſie den wahren Sinn derſelben zu erforſchen, oder ihre Wahrheit zu prüfen bemüht iſt, kommt ſie nach und nach zur Unterſuchung der Gegenſtände ſelbſt. Sie verſucht da, wo ſie in den Behauptungen der Aelteren einen Irrthum wahrnimmt, ihnen durch eine Einſchränkung, oder einen Zuſatz mehr Richtigkeit zu geben; prüft dieſe Aenderung von neuem, — klärt weiter auf, was ſie, in dieſer veränderten Anſicht der Dinge noch dunkel findet; und ſo ſteigt ſie, von einer Berichtigung ihrer Vorausſetzungen zur andern, von einem aufgeworfnen und gehobnen Zweifel zum andern auf, bis ſie endlich über die ganze Materie Licht verbreitet, und bey Behauptungen anlangt, die durchaus verſtändlich ſind, alle Schwierigkeiten löſen und alle Gründe der Wahrſcheinlichkeit in ſich vereinigen.

Dieſe Methode iſt für den Schriftſteller, wenn er ſich deren auch zur Darſtellung ſeiner Gedanken bedient, die leichteſte: denn es iſt die, nach welcher er wirklich ſeine Einſichten erlangte. Sie hat zugleich etwas ſehr Anmuthiges für den Leſer. Denn außerdem, daß ſich ihm der Sokratiſche Schriftſteller gleichſtellt, und ſich mit ihm gemeinſchaftlich zu unterrichten ſcheint, anſtatt ihm, wie der Syſtematiker, bloß ſeine Weisheit mitzutheilen, genießt der Leſer hier des Vergnügens, der Meditation des Philoſophen gleichſam beyzuwohnen, und nicht nur die entwickelten Ideen deſſelben zu erfahren, ſondern auch zu ſehen, wie ſie ſich, nach und nach, entwickeln. Dazu kommt, daß wir an dem, was uns wohl bekannt und geläufig iſt, einen gewiſſen Antheil nehmen, und uns alles leichter und deutlicher wird, was ſich an daſſelbe anknüpft, oder daraus hervorgeht. Wer einer Sentenz, die wir oft im Munde führten, ohne viel dabey zu denken, einen bedeutungsvollen Sinn zu geben, oder aus einer gemeinen Erfahrung, die wir oft gemacht haben, ohne merklich dadurch belehrt zu werden, wichtige Aufſchlüſſe zur Erklärung der Dinge, oder nützliche Vorſchriften für unſre Aufführung zu ziehn

weiß, macht uns durch dieſen Unterricht mehr Vergnügen und prägt ihn unſerm Gedächtniſſe tiefer ein, als wenn er uns dieſelben Sachen, als neue Wahrheiten, aus unbekannten Gründen vortrüge.

Dieſe Methode, ſagte ich, ſey dem Selbſtdenker, zur Mittheilung ſeiner Ideen, die bequemſte, weil er bey ihr den Weg nur wiederholt, auf welchem er zu ſeinen Einſichten gelangt war. Aber eben daraus erhellet, daß ſie nur für den Selbſtdenker bequem iſt, und alle diejenigen Geiſtesgaben vorausſetzt, die ſich bey einem Erfinder neuer Ideen vereinigen müſſen. Leſſing und Engel ſind unter uns große Meiſter in dieſer Kunſt der Darſtellung. Und es gehören eben die in beyden ſo hochgeſchätzten Talente, — es gehört der Geiſt eines Plato oder eines Franklin dazu, wenn man in ihrer Manier denken und ſchreiben will. Die Werke dieſer Männer ſind Poeſie, die ſich in Philoſophie auflöſet. Dichteriſche Einbildungskraft wird alſo dabey zugleich, mit tief eindringendem Scharfſinne, vorausgeſetzt. — Es iſt nicht gleichgültig, wie die erſte Thatſache, von welcher man ausgeht, gewählt, und wie ſie erzählt wird. Die Gabe, das Einzelne anſchaulich und lebhaft

darzuſtellen, die Kunſt, gut zu beſchreiben und gut zu erzählen, — ein wichtiger, und vielleicht der ſchwerſte Theil der Beredſamkeit, — iſt unentbehrlich, wenn man von dem Beſondern anfangen will, um allgemeine Wahrheiten daraus zu folgern. Gelehrſamkeit und Kenntniß der Welt, — alles, was die Anzahl der, in dem Gedächtniſſe eines Mannes geſammelten, Thatſachen vermehrt, alles, was ſeinen eignen Erfahrungskreis von Dingen und Menſchen erweitert, oder ihm, über Begebenheiten und Meinungen der Vorzeit, eine ausführlichere Kenntniß giebt, ſetzt ihn auch beſſer in den Stand, philoſophiſche Unterſuchungen auf Thatſachen und Erfahrung zu bauen. Denn gar viel leichter ſpinnt ſich eine ſolche analytiſche Entwickelung der Ideen in einem, mit mannichfaltigen Kenntniſſen bereicherten, Kopfe an, als in dem, deſſen trockne Philoſophie nicht durch Gelehrſamkeit und Umgang mit Menſchen unterſtützt wird. Der bloß ſpeculative Kopf nimmt immer gerne den Weg a priori; nur der, durch Kunſt, Geſchichte und Welterfahrung, mit ſinnlichen und praktiſchen Gegenſtänden Bekannte wählt den Weg a posteriori und verfolgt ihn mit Glücke.

Doch, was noch mehr, als Einbildungskraft und Gelehrſamkeit, zu dieſer Sokratiſchen Meditation erfordert wird, iſt eine Art von Witz, oder Scharfſinn, oder die Vereinigung von beyden: wodurch alle Seiten einer Sache aufgeſucht, und die kleinern Aehnlichkeiten, oder Verſchiedenheiten, die zwiſchen ihr und andern Dingen vorhanden ſind, und die geheimern Verbindungen, wodurch ſie mit andern zuſammenhångt, ausfündig gemacht werden.

Man erklårt gemeiniglich den Witz durch die Fåhigkeit, die Aehnlichkeiten, — und den Scharfſinn durch die Fåhigkeit, die Verſchiedenheiten der Dinge zu finden. Ich geſtehe es, daß mich beyde Erklårungen nie vòllig befriedigt haben. Die Urſache iſt, weil ich finde, daß in Metaphern und Allegorieen, — deren Weſen in aufgefundnen Aehnlichkeiten beſteht, weit mehr die Einbildungskraft glånzt, als der Witz; daß auch der Verſtand, bey einem vòllig methodiſchen Nachdenken, wo niemand etwas witziges gewahr wird, Vergleichungen anſtellt, — ja daß faſt alles unſer Denken in Vergleichungen beſteht, oder aus denſelben hervorgeht; — weil ich finde, daß, in witzigen Einfållen, und in allen Producten des Geiſtes, welche dem Witze

nach ungetheilter Meinung zugeſchrieben werden, eben ſo oft Unterſcheidungen, als Verbindungen vorkommen, und eben ſo oft verborgne Unähnlichkeiten, als Aehnlichkeiten ins Licht geſetzt werden; weil ich endlich finde, daß der Scharfſinn ſich eben ſo wohl in der Zuſammenſetzung, als in der Trennung der Dinge zeigt, und daß er überhaupt dem Räſonnement eigen und eine Beſtimmung deſſelben iſt, — zu welchem doch mehrerley Verrichtungen des Geiſtes, als bloß die Aufſuchung der Verſchiedenheiten gerechnet werden.

Es ſcheint mir, aus Gründen, zu deren völliger Auseinanderſetzung hier der Ort nicht iſt, daß eben deßwegen Witz und Scharfſinn ſo ſchwer zu erklärende Wörter ſind, weil ſie die Fähigkeiten zu unerklärlichen Verrichtungen der Seele ausdrücken ſollen; ich will ſagen, weil ſie die Fähigkeiten ausdrücken, durch welche Ideen plötzlich entſtehen, und ohne daß ſie aus den vorhergehenden Ideen, oder aus dem vorſätzlichen Bemühn des Geiſtes begriffen werden können. Es iſt in beyden immer der Verſtand und nicht die Einbildungskraft, welche wirkt: denn das, was beyde hervorbringen, ſind Gedanken und nicht Bilder. Aber er ſcheint zu

wirken, wie die Einbildungskraft, — durch eine bloße Aſſociation der Vorſtellungen. Sey es, daß Witz und Scharfſinn nichts anders iſt, als ein ſehr ſchnell denkender Verſtand, welcher ganze Reihen von Schlüſſen durchläuft, ohne daß der Geiſt ſich der Mittelbegriffe klar bewußt wird, und daher Reſultate herausbringt, welche, obgleich wirklich Folgerungen von durchlaufenen Ideen-Reihen, Eingebungen zu seyn ſcheinen; — ſey es, daß das ihnen Gemeinſchaftliche, in einer vorzüglichen Harmonie zwiſchen Verſtand und Einbildungskraft, oder in einer größern Herrſchaft des erſtern über die letztere, beſteht: immer iſt ausgemacht, daß dieſe Fähigkeiten in dem, was ſie hervorbringen, dem nachforſchenden Verſtande gleichen, und in der Art, wie ſie es hervorbringen, der dichtenden Einbildungskraft. Sie ſelbſt, (wenn es möglich iſt, Wörter, die in dem Munde des großen Haufens ſind, und ſo feine Unterſchiede ausdrücken, auf eine alle befriedigende Weiſe, zu erklären,) ſcheinen ſo von einander verſchieden zu ſeyn: daß der Witz der Einbildungskraft, der Scharfſinn dem nachdenkenden Verſtande näher verwandt iſt. In beyden iſt die denkende Kraft gleichſam ſpielend: ſie findet, ohne zu ſu-

chen; ſie erndtet, ohne geſäet zu haben: ſie bringt hervor, ohne Arbeit. Aber beym Witze wird dieſes Spiel, ſelbſt mit dem Sinnlichen, mit Bildern, mit concreten Gegenſtänden getrieben, — beym Scharfſinne, mit dem Unſinnlichen, mit Begriffen oder Ideen, mit allgemeinen Wahrheiten: daher die Producte des Witzes gemeiniglich nur zur Beluſtigung, zur Erregung des Lachens, — die Producte des Scharfſinns hingegen, zur Belehrung, zur Erfindung neuer Wahrheiten abzielen. — Doch wenn in einer ernſthaften Meditation, wenn in der Unterſuchung der Wahrheit, die Hülfe des Sinnlichen nöthig iſt: wenn Bilder Ideen erläutern, und Thatſachen und einzelne Erfahrungen zu Lehrſätzen führen ſollen: dann iſt auch der Witz dem Philoſophen und wiſſenſchaftlichen Unterſucher nützlich.

Hier iſt es nun, wo ſich die bisherige Abſchweifung an meine obigen Betrachtungen anſchließt.

Deßwegen hat die Sokratiſche und die Fränkliniſche Methode zu unterſuchen, des Witzes nöthig: weil ſie gleichſam ſpielend anfängt, und belehrend endigt; weil ſie von Dingen des gemeinen Lebens, von Gegeſtänden der Sinne

und der Einbildungskraft ausgeht, und bey Lehren der Weisheit, oder bey Lehrſätzen der Wiſſenſchaft, — Gegenſtänden des Verſtandes und der Vernunft — endigt.

Alle einzelne Dinge ſind unendlich zuſammengeſetzt, und haben alſo viele Seiten, von welchen ſie ſich betrachten laſſen. Abgezogne Begriffe nähern ſich den einfachen. Wo jene zum Grunde der Meditation gelegt werden, da muß nicht nur die Einbildungskraft mit dem Verſtande, von Anfange an, geſchäftig ſeyn: ſondern es iſt auch diejenige beſondre Wirkſamkeit des Verſtandes nöthig, welche plötzlich und gewiſſer Maßen unerklärlich wirkt. Es iſt mehr ein glücklicher Einfall, als eine ausführliche Unterſuchung, durch welche man den Punct ausfündig machen kann, wo ſich an das Beſondre der zum Allgemeinen führende Leitfaden am bequemſten anknüpfen läßt. Was der Philoſoph bey dieſer Art zu meditiren thut, iſt ungefähr das Umgekehrte von der Operation des Dichters, wenn er allgemeine Begriffe in Metaphern und Allegorieen einkleidet.

3.

Alle folgenden Methoden der Meditation ſind gewiſſer Maßen nur Unterarten der Sokrati-

ſchen. Unter denſelben zeichnet ſich die, welche ich als die dritte gezählt und die **hiſtoriſche** genannt habe, vorzüglich aus.

Es iſt eine doppelte Art der Geſchichte, durch welche man die Meditation über einen Gegenſtand einleiten kann: die Geſchichte **der Sache**, oder die Geſchichte **der Kenntniſſe von der Sache**.

Rouſſeau will über die Erziehung ſchreiben. Er nimmt einen Knaben an, der bey ſeiner Geburt ihm übergeben wird, und deſſen ſtufenweiſe Entwickelung er beſchreibt: und ſeine Theorie der Erziehungskunſt iſt eine Reihe von Reflexionen, eingeſchaltet in die Geſchichte einer beſtimmten Erziehung. — Plato will, in ſeinen Büchern von der Republik, die Natur des Rechts und der Tugend erklären: und er läßt, unter ſeinen Augen, eine bürgerliche Geſellſchaft entſtehn, um zugleich mit ihr Tugend und Laſter, Recht und Unrecht, Geſetz und Strafe aufkeimen zu ſehen, und das Weſen der Sache, aus ihrem Urſprunge und allmähligen Fortgange, kennen zu lernen. Was Rouſſeau und Plato in Abſicht ganzer Werke gethan haben, das kann in jedem philoſophiſchen Werke bey einzelnen Unterſuchungen geſchehn. — Dieß war der

Gang, den die alten Philoſophen überhaupt nahmen, um die erſten Grundſätze der Sitten⸗lehre zu finden. Sie verfolgten den Menſchen mit ihren Beobachtungen, von dem Stande der Thierheit an, in welchem er gebohren wird, bis zu der völligen Reife der Vernunft, mit welcher er als Mann ſeine Rolle in der Welt ſpielt: und bemerkten ſorgfältig, in dieſer Stufenleiter auf einander folgender Entwickelungen, den Punct, wo er anfängt eine Ahndung von Pflicht und Recht zu bekommen, und den, wo er an⸗fängt die Tugend für das wünſchenswürdigſte Gut zu halten, und das Geſetz der Sitten als ſeinen höchſten Oberherrn anzuerkennen. Sie ſuchten die Rechte der Vernunft, auf die Anord⸗nung der menſchlichen Handlungen, dadurch ſo⸗wohl zu erklären, als zu beweiſen, indem ſie den Uebergang des Menſchen, von der Sinn⸗lichkeit zur Vernunft, hiſtoriſch darlegten.

Es iſt klar, daß dieſe Methode eigentlich abzielt, zu demjenigen, was man in der Ver⸗nunftlehre eine generiſche Erklärung nennt, zu gelangen, — einer Erklärungsart, welche uns eine Sache dadurch kennen lehrt, daß wir er⸗fahren, wie ſie entſtanden, aus welchen Thei⸗len ſie zuſammengeſetzt, oder durch welche

Reihe von Veränderungen ſie in den Zuſtand ihrer Reife und Vollendung gekommen iſt.

Ohne Zweifel iſt dieſe Erkenntniß von dem Urſprunge eines Dinges, wenn ſie vollſtändig iſt, die vollkommenſte, welche ein Menſch von dem Weſen deſſelben haben kann; denn ſie iſt diejenige, welche bey Gegenſtänden, die ſeiner Gewalt unterworfen ſind, ihn in den Stand ſetzt, ſie hervorzubringen. Wer die Reihe der Operationen genau und vollſtändig wüßte, durch welche die Natur das Gold aus ſeinen Beſtandtheilen erzeugt, und ſie im Kleinen nachzumachen im Stande wäre, würde ohne Zweifel Gold machen können. Auf dieſe und keine andre Weiſe geſchieht es, daß wir alle Künſte und Handwerke lernen: indem wir nehmlich, bey unſerm Meiſter, dem Proceſſe, wodurch das Kunſtwerk entſteht, oft beywohnen, und uns davon nach und nach die Regeln abziehen, wie wir zu Werke gehen müſſen, um ein ähnliches zu verfertigen. Indeß reicht in der Philoſophie, beſonders in der Moral und Politik, unſre Kenntniß der Geſchichte der Sache und ihres Urſprungs nie ſo weit. Die Stufen der Entwickelung, die wir anzugeben wiſſen, hängen gemeiniglich nur von ferne zuſammen: und zwi-

ſchen ihnen fehlen immer noch viele Operationen der Natur, deren uns mangelnde Kenntniß in der Kette der Urſachen und Wirkungen beträchtliche Lücken läßt. — Beſonders ſehen wir die organiſirten und lebenden Weſen, zwar von Zeit zu Zeit verändert, und können dieſe Veränderungen aufzählen: und mit der Aufzählung dieſer Veränderungen füllen wir eben die Naturgeſchichte derſelben aus. Aber der Uebergang, von einem dieſer verſchiednen Zuſtände zum andern, bleibt uns ewig verborgen. Wir ſehen die Körper des Menſchen, des Thieres, der Pflanze nicht wachſen; wir ſehen nur, daß ſie gewachſen ſind. So iſt es in Abſicht der Einſichten, der Neigungen, der moraliſchen Empfindungen. Wir finden heute Begriffe im Kinde, die es vor vier Wochen noch nicht hatte. Und doch wiſſen wir nicht, wenn und wie es eigentlich zu dieſen Begriffen gekommen iſt. Um dieſer Urſache willen bleibt alſo dieſe Philoſophie, welche die Natur geiſtiger Gegenſtände, durch die Geſchichte ihrer Entſtehung und ihres Wachsthums, kennen zu lernen ſucht, ob ſie gleich, wie ich glaube, eine der beſten Methoden gewählt hat, und zu vielen einleuchtenden und nützlichen Aufſchlüſſen verhilft, doch von der

Erreichung ihres Ziels, einer wahrhaft genetiſchen Erklärung, noch ſehr weit entfernt.

Dieſe Geſchichtserzählungen von einer Sache, wodurch man die Unterſuchungen über ihre Natur einzuleiten ſucht, können ſelbſt noch von verſchiedner Art ſeyn. Es iſt entweder die Geſchichte eines Individuums, oder es iſt Geſchichte der Gattung; und die erſtre iſt hinwiederum entweder eine wahre oder eine erdichtete Geſchichte.

Wenn ich z. B. über den Geitz, nach dieſer Methode, Unterſuchungen anzuſtellen die Abſicht habe, ſo kann ich entweder das einzelne Gemählde eines beſtimmten Geitzigen machen, und zeigen, wie aus ſeinen natürlichen Anlagen und den Umſtänden und Begebenheiten ſeines Lebens, ſeine übermäßige Neigung zum Gelde nach und nach hervorgieng. Oder ich kann die bekannte Geſchichte eines berühmten Geitzhalſes vor mich nehmen, und aus wirklichen Thatſachen die Natur der Leidenſchaft, ihre Triebfedern, und die Vorſtellungen und Meinungen, welche bey ihr zum Grunde liegen, abzuziehn ſuchen. Oder ich kann endlich, anſtatt den Geitz, bey einem einzelnen Menſchen, entſtehen, wachſen, und auf mannigfaltige Weiſe ſich

äußern zu ſehn, der Geſchichte des Geitzes im menſchlichen Geſchlechte nachforſchen. Ich kann unterſuchen, wie nach und nach, aus den allernatürlichſten Neigungen des Menſchen, — aus der Liebe des Lebens und der Furcht vor dem Schmerze und dem Untergange, — die Liebe zum Eigenthum entſtand; und wie dieſe in der bürgerlichen Geſellſchaft, — beſonders durch die hinzukommende Begierde über andre hervorzuragen, — zu einer unnatürlichen Leidenſchaft ausarten konnte.

Die erſte dieſer Methoden, die Philoſophie über einen moraliſchen Gegenſtand, in eine Dichtung einzukleiden, ſetzt, wenn ſie mit Glück angewandt werden ſoll, die ſeltenſten Fähigkeiten voraus. Aber ein nach derſelben ausgeführtes Werk iſt auch eines der vollkommenſten Erzeugniſſe des philoſophiſchen Geiſtes, und am meiſten fähig, bey dem größern Publicum Eingang zu finden. Sie iſt die, welche Rouſſeau in ſeinem Emil gewählt hat, und welche dieſes Werk ſo reitzend macht. Sie erfordert dichteriſches Genie, — das Talent, eine Fabel zu erfinden, Begebenheiten mit Wahrſcheinlichkeit an einander zu reihen, einen Knoten zu knüpfen und aufzulöſen, Charaktere nicht nur zu ſchil-

dern, ſondern auch handeln zu laſſen. Und da dieſe Fabel nicht abzielt, die Leſer bloß durch Theilnahme an den Schickſalen der Perſonen zu vergnügen; ſondern da ſie das Werkzeug ſeyn ſoll, philoſophiſche Unterſuchungen in Gang zu bringen: ſo muß, mit jenem dichteriſchen Genie, auch eine tief ins Innere der Sache eindringende Beobachtungsgabe verbunden ſeyn, damit unter der Hülle der Fabel Wahrheit verborgen liege; — es muß auch die Gabe des Abſtrahirens damit verbunden ſeyn, welche die allgemeinen Wahrheiten, die das Reſultat der Geſchichte ſeyn ſollen, aufzufaſſen und deutlich auszudrücken wiſſe.

Zwar gehört zu jeder philoſophiſchen Abhandlung über einen ſittlichen Gegenſtand, wenn neue und dem Autor eigenthümliche Gedanken darin vorkommen ſollen, eine aus Beobachtungen geſchöpfte Kenntniß der Welt und der Menſchen. Aber dieſe Beobachtungen müſſen weit genauer und ausführlicher ſeyn, wenn ſie hinreichen ſollen, den Plan einer individuellen Geſchichte darauf zu bauen, als wenn ſie beſtimmt ſind, in ihrem philoſophiſchen Gewande, als abgezogne Sätze, der Welt vorgelegt zu werden. Der dramatiſche Dichter, oder der

Romanſchreiber, welcher den Geizigen, oder den Unentſchloſſenen ſchildert, muß eine Menge kleiner Schattirungen und Aeußerungen wahrgenommen haben, auf welche der Philoſoph, welcher bloß die Theorie dieſer Gemüthszuſtände vorträgt, nicht Acht zu geben braucht. Wenn dieſer letztre aber ſeine Theorie ſelbſt, auf jene praktiſche Schilderung, zu gründen verſpricht: ſo muß er auch beyde Forderungen, die, welche an den Dichter, und die, welche an den Weltweiſen gemacht werden, erfüllen; er muß das Beſondre und Kleine in den Dingen bemerkt haben, und muß doch das Allgemeine und Große herauszuziehn und abzuſondern wiſſen.

In großen Werken demnach dieſe Methode zu befolgen, iſt, wie ich ſchon geſagt habe, nur die Sache ſeltner und außerordentlicher Köpfe: aber bey einzelnen, kleinen Bruchſtücken der Meditation, kann auch der gewöhnliche gute Kopf und jeder denkende Mann dieſelbe zu Hülfe nehmen. Man iſt auf dieſem Wege wenigſtens ſicher, ſich von der wirklichen Welt nicht zu weit zu entfernen und in Hirngeſpinſte zu verlieren. Ueberdieß kann das, was, als Mittel zur Darſtellung philoſophiſcher Ideen, nur von wenigen gebraucht werden kann, doch

für viele eine Vorbereitung zu philoſophiſchen Unterſuchungen werden. Es iſt dieß eine Uebung, welche ich jedem jungen Denker anrathen würde, daß er die Sache, welche er zu unterſuchen vorhat, ſich in einem individuellen Falle, ſo ausführlich von ſeiner Einbildungskraft vorſtellen laſſe, als wenn er ein poetiſches Gemähldе derſelben entwerfen wollte; — und daß, wenn bey ihr Veränderungen nach einer gewiſſen Regel auf einander folgen, und alſo eine Geſchichte ſtatt findet, er auch dieſe, als vor ſeinen Augen vorgehend, ſich mit allen kleinen Zügen der Wirklichkeit ausmahle. Dann, wenn er dieſe Art von Roman in ſeinem Kopfe vollendet hat, fange er an, über den Gegenſtand zu philoſophiren; dann verwandle er die Bilder in Ideen, und abſtrahire ſich Regeln aus ſeiner eignen Schöpfung. Hat er Geiſteskraft genug, um in den Dingen etwas neues und eignes zu ſehen: ſo wird er es auf dieſem Wege eher finden, als wenn er mit der Herleitung allgemeiner Sätze aus Principien angefangen hätte.

An die Stelle dieſer erdichteten Geſchichten wahre zu ſetzen, welches die zweyte Abänderung der hiſtoriſchen Meditation war, hat eine vortheilhafte und eine nachtheilige Seite. Wenn

wir von Thatſachen, — durch glaubwürdige Zeugen beſtätiget, — unſre allgemeinen Begriffe abziehn: ſo legen wir unſrer Unterſuchung Wahrheit zum Grunde. Wenn wir jene, aus den Beobachtungen vieler Fälle zuſammengeſetzte, Erdichtungen zum Stoffe unſrer Philoſophie nehmen: ſo bauen wir ſie nur auf Wahrſcheinlichkeiten. Es iſt auch dieß ohne Zweifel die älteſte und ächteſte Methode der denkenden Vernunft, ſich, aus wirklich erlebten, oder von andern beurkundeten Beyſpielen, Lehren der Weisheit abzuziehn. — Aber, auf der andern Seite, ſchmiegen ſich die Dinge und Begebenheiten der Welt nicht ſo ganz nach unſrer Philoſophie, wie wir wünſchten und nöthig hätten. Sie enthalten entweder noch fremdartigen Stoff, den wir zu unſern Unterſuchungen nicht brauchen; oder ſie geben nur einige wenige der Züge her, die wir gern vollſtändig geſammelt wiſſen wollen. Es iſt alſo allerdings, zum Behufe philoſophiſcher Meditationen, bequemer, wenn aus den Begebenheiten vieler Oerter und Zeiten, wovon jede einigen Beytrag zur Kenntniß des Gegenſtandes liefert, ſchon zum voraus dieſe aufklärenden Thatſachen geſammelt, von den nichts lehrenden Nebenſachen, mit welchen

ſie in der wirklichen Welt verbunden waren, abgeſondert, und in Ein Ganzes vereiniget worden ſind. Und eben aus dieſer Sammlung und Vereinigung entſteht, wenn die erſtre die möglich vollſtändigſte, die andre die geſchickteſte und der Natur ähnlichſte iſt, die philoſophiſche Dichtung, von welcher ich zuvor redete.

Von der dritten der oben angezeigten Arten, die Geſchichte als Grundlage der Philoſophie zu brauchen, — nach welcher nicht die Geſchichte eines Individuums, ſondern die Geſchichte der Gattung erzählt wird, — giebt die Republik des Plato ein Beyſpiel. Es iſt nicht eine in ihrer Art völlig beſtimmte Republik, welche er, mit allen den Zeit- und Ort-Umſtänden, ſchildert, wodurch ihr Gemählde poetiſch wahr gemacht werden könnte. Es iſt noch weniger die Geſchichte eines wirklichen Staats. Es iſt die Erzählung von der Art und Weiſe, wie Menſchen überhaupt zu Werke gehen müſſen, wenn ſie einen Staat erbauen und ihm eine höhere Vollkommenheit geben wollen. Es ſind immer allgemeine Sätze, es iſt immer Philoſophie, was den Inhalt dieſes Werks ausmacht: aber es iſt eine Philoſophie, welche dem

Gange der Natur folgt, bey dem Entſtehen der Sache anfängt, und ſie, durch alle Stufen ihres Wachsthums bis zu ihrer Vollendung, verfolgt. Alle diejenigen Schriftſteller, welche die Natur und den Grund der menſchlichen Pflichten, auf dem Wege, aufzufinden ſuchten, daß ſie dem Urſprunge und Fortgange der allgemeinen Meinung von ihrer Verbindlichkeit nachſpürten, — die, welche die Geſchichte der Religionen, und die Entwickelung der religiöſen Begriffe im menſchlichen Geſchlecht, zum Grunde ihrer Unterſuchungen über das Daſeyn und die Verehrung der Gottheit, legten, — wie Cicero zum Theile in ſeinen Büchern de natura deorum gethan hat, — alle die mit einem Worte, welche die Unterſuchung deſſen, was ein Gegenſtand, in ſeinem jetzigen beharrlichen Zuſtande, ſey, durch die Nachforſchung der Veränderungen, durch welche er in dieſen Zuſtand gekommen iſt, und die Entwickelung der Merkmahle eines Begriffs, durch die Entwickelung der Art und Weiſe, wie er ins menſchliche Gemüth Eingang gefunden hat, vorbereiten: — alle dieſe ſchlagen denjenigen Weg der Meditation ein, welchen ich hier anzugeben verſuche.

Ohne Zweifel iſt dieſe Unterſuchungsart denjenigen Gegenſtänden beſonders angemeſſen, deren ganze Dauer mit einer Reihe immerwährender Abwechſelungen angefüllt, und deren Weſen uns nur durch Kräfte und Empfänglichkeiten, das heißt, durch das Vermögen Veränderungen hervorzubringen, und Veränderungen zu leiden, erkennbar iſt. — Wenn, überdieß noch, in der Reihe dieſer thätigen und leidentlichen Veränderungen, eine regelmäßige Folge, ein ſtandhaft beobachtetes Geſetz obwaltet; wenn der Gegenſtand zu einer von der Natur ſelbſt ſichtbar begrenzten Claſſe gehört, bey deren Individuen Entſtehung, Wachsthum, Reife, Verfall und Untergang nach einer gleichen Ordnung auf einander folgen: ſo enthüllt ſich allerdings die Natur deſſelben am deutlichſten, wenn man ſeine Geſchichte ſtudirt. Ein ſolcher Gegenſtand iſt jedes organiſirte Weſen, aber beſonders der Menſch, und am allermeiſten der Geiſt des Menſchen. — Bey den Pflanzen und Thieren und bey dem menſchlichen Körper kann die Beſchreibung, die Aufzählung der Theile und Merkmahle, vor der Geſchichte, der Aufzählung der Veränderungen, durch welche die Theile ſich ſo bildeten,

und die Merkmahle ſich ſo zuſammenfanden, als wir ſie jetzt, gebildet und vereiniget, ſehen, vorhergehen. Und ſie muß es auch, weil ſonſt der Schüler nicht weiß, wovon der Lehrer redet, da nicht das Bewußtſeyn, ſondern die Beobachtung ihm zuerſt das Daſeyn der Sache ankündigt, und ihm alle ſeine Kenntniß von ihr verſchafft. Aber bey der menſchlichen Seele, ihren Fähigkeiten und Neigungen, ihren Tugenden und Laſtern, kann man oft gar nicht auf eine andre Weiſe eine deutliche Vorſtellung des zu betrachtenden Gegenſtandes, durch Worte, erwecken, als indem man deſſen Entſtehung und allmählige Entwickelung angiebt. Und es iſt auch hier eine Beſchreibung der Sache weniger nöthig: weil jedem ſein eignes Herz, ſein inneres Bewußtſeyn die Gegenſtände ſchon in ſo weit kennen lehrt, daß er nicht in Gefahr iſt, ſie mit andern zu verwechſeln. Alles alſo, was man in Abſicht ihrer zu wiſſen begehrt, ſind die Geſetze ihrer Natur. Und dieſe ſind vornehmlich in der Folge der Urſachen und Wirkungen ſichtbar, an deren Kette ſie ſich anſchließen, oder in die ſie, als neue Räder der Maſchine, eingreifen.

Aber von der Geſchichte der Sache iſt noch die Geſchichte der Wiſſenſchaft von der Sache, — oder die Geſchichte der Begriffe und Meinungen, welche die Menſchen von derſelben, nach und nach, gehabt haben, unterſchieden *): und auch in dieſer findet der Denker oft ein Hülfsmittel, das ihm ſeine Unterſuchungen erleichtert.

---

*) Wir wollen die ſittlichen Grundſätze zum Beyſpiele nehmen. Wenn die Peripatetiker und Stoiker den ſtufenweiſen Fortgang jedes Menſchen, von ſinnlichen Eindrücken und Antrieben zu den Spielen der Einbildungskraft und dem Wohlgefallen an Schönheit, — von dieſen zu den Arbeiten des Verſtandes und dem Vergnügen der befriedigten Wißbegierde, — und von dieſen endlich zu dem Beſtreben nach Sittlichkeit und der Verehrung der Tugend, beſchrieben: ſo war es die Geſchichte der Sache, durch welche ſie ihre Natur aufzuklären ſuchten. Wenn aber Smith, (in ſeinem Buche über die moraliſchen Empfindungen,) die verſchiedenen Syſteme der Moral, welche in der alten Welt geherrſcht haben, durchgeht, um, durch die Abweichungen oder die Aehnlichkeiten, welche zwiſchen ihnen und ſeiner Theorie ſtatt finden, dieſe zu erläutern, und — inſofern er ſtillſchweigend die Grundſätze derſelben in ihnen vorausgeſetzt findet, — ſie zu beſtätigen: ſo iſt es die Geſchichte der Wiſſenſchaft von der Sache, welche ſeine Meditation unterſtützte.

Ciceros philoſophiſche Schriften fangen faſt ſämmtlich mit der Geſchichte der Philoſophie ſeines Gegenſtandes an. Bayles ganze Philoſophie war gewiſſermaßen nur das Reſultat ſeiner Forſchungen im Fache der philoſophiſchen Geſchichte. Auch Leſſing, — wenn er gleich dieſe Vorarbeit zu ſeiner Meditation, der Schrift, welche die Frucht derſelben war, nicht immer einverleibt, ſcheint doch immer ſie vorausgeſchickt zu haben; und das Philoſophiren ſcheint ihm vorzüglich zu glücken, wenn er es an kritiſche und hiſtoriſche Erörterungen anknüpft.

In der That muß man, um über einen Gegenſtand mit gutem Erfolge nachzudenken, erſt mit demſelben vertraut geworden ſeyn: und nichts iſt ſo geſchickt, uns zu einer innigen Bekanntſchaft mit ihm zu verhelfen, als wenn wir die Arbeiten, welche andre Menſchen auf ihn gewandt haben, durchgehn, und alle die mannigfaltigen Seiten aufſuchen, von welchen er ſich, zu verſchiedenen Zeiten und bey verſchiedenen Völkern, den Wißbegierigen gezeigt hat. — Man erwärmt ſich gewiſſer Maßen für eine Unterſuchung, wenn man die Theinehmung und den Eifer ſieht, mit welchem bedeutende

Männer der Vorwelt ihn bearbeitet haben. Und ſelbſt die Abwechſelung von Thorheit und Weisheit, von Licht und Finſterniß, die ſich, in den Meinungen der Menſchen und den Syſtemen der Philoſophen, über die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens, findet, giebt uns Geſichtspuncte, unter welchen ſie ſich betrachten laſſen; die, wenn wir ſie, nach unſerm mehr ausgebildeten Verſtande und unſern erweiterten Vorkenntniſſen, nutzen, uns tiefer in die Unterſuchungen, welche wir anzuſtellen haben, eindringen laſſen, als wenn wir ſie bloß, nach der Denkungsart und den Syſtemen unſrer Zeitgenoſſen, angeſtellt hätten.

4.

Die vierte der von mir aufgezählten Methoden des Nachdenkens iſt die widerlegende. Es ſcheint der Weg zu ſeyn, welchen ſcharfſinnige Köpfe, wofern ſie nicht die erſten Erfinder einer Wiſſenſchaft ſind, am natürlichſten einſchlagen. Ariſtoteles fängt faſt immer ſeine Unterſuchungen damit an, daß er die Lehrſätze ſeiner Vorgänger angreift. Leſſing, der nach allen Methoden zu denken fähig war, befolgt doch keine ſo oft und mit ſolchem Glücke,

als die, Meinungen und Begriffe zu beſtreiten, die er für falſch hält. Ein großer Theil ſeiner Schriften, und faſt der, welcher am meiſten belehrt und vergnügt, beſteht aus Kritiken und Widerlegungen.

Es iſt auch begreiflich, auf welche Weiſe dem Geiſte diejenige Arbeit, welche auf Erfindung der Wahrheit abzielt, dadurch erleichtert wird, wenn er mit der Widerlegung der Irrthümer anfängt.

Zuerſt, wer widerlegt, hat ſchon etwas vor ſich, das ihm Anlaß und Stoff zu Betrachtungen giebt: wer bloß ſeine eignen Gedanken vorträgt, muß alles ſelbſt erfinden. Und da der Anfang einer jeden Arbeit immer der ſchwerſte Theil derſelben iſt; da es beſonders, bey dem Meditiren, oft ſo viel Mühe macht, den Gegenſtand recht ins Auge zu faſſen, oder, — wie man zu ſagen pflegt, — ſich in die Materie hinein zu ſtudiren: ſo iſt dieſe Schwierigkeit gehoben, oder wird wenigſtens ſehr vermindert, wenn man die Sätze eines andern vor ſich hat, mit deren Prüfung man die erſten Schritte der Unterſuchung einleitet.

Es iſt überdieß der natürliche Gang, den der Menſch in der Erweiterung ſeiner Einſich-

ten

ten nimmt, daß er erſt an dem, was er von andern gelernt hat, zu zweifeln anfängt, ehe er ſich entſchließt, die Sache ſelbſt zu unterſuchen. So lange wir mit den Meinungen, die wir um uns herum herrſchen ſehen, und mit den Beweiſen, welche man uns dafür anführt, zufrieden ſind: ſo lange werden wir durch nichts aufgefordert, die Mühe eigner Forſchungen zu übernehmen. Aber wenn in einem Lehrgebäude, das bisher von uns für unumſtößlich feſt gehalten worden iſt, und das noch jetzt ſein Anſehn bey andern Menſchen behauptet, ſich uns Ungereimtheiten zeigen; wenn wir in Beweiſen, die bisher allgemein für bündig erkannt worden ſind, eine Schwäche gewahr werden, oder in Erklärungen, die uns für vollſtändig und deutlich aufgedrungen worden ſind, eine Dunkelheit, oder eine Lücke aufſpüren: dann iſt der Zeitpunct, wo, durch Wißbegierde und Ehrgeitz, wir zu Nachforſchungen gereitzt werden; und dieß ſind die Anläſſe, bey welchen wir, wenn uns die Natur die Fähigkeit zum Selbſtdenken nicht verſagt hat, unſre erſten Verſuche darin machen.

Und in der That wiſſen wir aus der Geſchichte der Philoſophie, daß die wichtigſten Ent-

deckungen und Fortſchritte in ihr, Folgen der Prüfung und Widerlegung älterer Meinungen geweſen ſind. Leibnitz, deſſen Nahme den deutſchen Nahmen ehrt, hat, durch die Widerlegung, oder Berichtigung der Begriffe von Locke und Carteſius, den Weg zu den meiſten der ihm eigenthümlichen gefunden. Und ſelbſt diejenige Philoſophie, durch welche unſer Zeitalter ſich bey der Nachwelt auszeichnen wird, und die ſchon anfängt ihre Form, wenn auch nicht immer ihren Geiſt, den deutſchen Schriften jeder Art mitzutheilen: — iſt ſie nicht augenſcheinlich eine Frucht, die ſich aus der Prüfung und Widerlegung der ſceptiſchen Behauptungen Humes und der dogmatiſchen Leibnitzens, wie aus ihrem Keime, entwickelt hat?

Bey keiner Art philoſophiſcher Arbeiten haben auch die verſchiedenen Talente, durch welche ſich vorzügliche Denker hervorthun, einen ſo freyen Spielraum, als bey dem Streite mit den Meinungen und Beweiſen andrer Philoſophen. — Auch in dieſem Felde iſt der Krieg der Schauplatz, wo Muth und Geſchicklichkeit am meiſten glänzen können. Hier findet der Witz Gelegenheit, das Ungereimte und Lächerliche aufzufinden und ins Licht zu ſetzen. Der Scharf-

ſinn kann unterſcheiden, was ein andrer ver⸗miſcht hat, oder eine geheime Aehnlichkeit ent⸗decken, wo man zuvor nur Entgegenſetzung ſah. Der Verſtand, noch nicht gebunden, irgend eine Meinung anzunehmen, ſpielt und übt ſich gleich⸗ſam nur mit den Schlüſſen, deren Glieder und Zuſammenkettung er prüft. Der, welcher etwas behauptet, — welcher lehrt, hat die Pflicht auf ſich, einen beſtimmten Satz gegen alle Einwendungen durchzufechten; er hat einen vorgezeichneten Gang, der ſeinen Vortrag ein⸗förmiger macht; er hat auch eine gewiſſe Voll⸗ſtändigkeit von Kenntniſſen nöthig, um ſein Sy⸗ſtem zu ründen. Wer aber widerlegt, iſt frey. Er kann ſich auf alle Seiten wenden: er kann aber auch ſeine Angriffe gegen einen einzigen Punct der Sache richten. Er hat es nicht zu verantworten, wenn er gleich in den übrigen Theilen der Materie noch unwiſſend iſt; wenn er nur in dem, wo er tadelt, richtig geſehen hat. Auch kommt der natürliche Stolz des Menſchen hinzu, dieſe Methode der Unterſu⸗chung dem, welcher ſie wählt, angenehm zu ma⸗chen. — Zwar ſtehen die, welche die Syſteme und Meinſtngen ihrer Vorgänger angreifen, ge⸗meiniglich auf den Schultern derſelben. Erſt

durch das, was ſie von ihnen gelernt haben, ſind ſie in den Stand geſetzt worden, mit ihnen zu ſtreiten. Aber doch ſcheinen ſie zugleich wirklich höher zu ſtehn, als dieſe Vorgänger. Ein entdeckter Irrthum iſt doch ein reeller Vorzug. Und ſoweit als eine Widerlegung richtig iſt, ſcheint der, welcher ſie macht, immer an Einſichten denjenigen zu übertreffen, welcher widerlegt wird.

Doch, ſo wie es ein wirkliches Hülfsmittel eigner Unterſuchungen iſt, mit der Prüfung fremder Meinungen, mit der Aufdeckung der Unwiſſenheit, oder mit der Widerlegung der Irrthümer in den Schriften unſrer Vorfahren oder Zeitgenoſſen, anzufangen: ſo kann es ein eben ſo großes Hinderniß für die Erfindung der Wahrheit, — wenigſtens für die Erlangung einer gewiſſer Feſtigkeit in unſern Ueberzeugungen — werden, wenn wir das Widerlegen und Streiten zu unſerm Hauptgeſchäfte machen, anſtatt daß wir es, als Vorübung und Einleitung zur Meditation über die Sache ſelbſt, brauchen ſollten. Der philoſophiſche Geiſt eines ſtudirenden Jünglings zeigt ſich gemeiniglich dadurch zuerſt, daß er gegen die Vorträge ſeiner Lehrer, von welchen ſeine Mitſchüler befriedigt werden, Ein-

wendungen macht, und da Zweifel und Schwierigkeiten findet, wo den übrigen alles leicht und überzeugend iſt. Aber wenn er dabei ſtehen bleibt; wenn ſein Nachdenken und ſein Scharfſinn nicht weiter geht, als bloß bis dahin, daß er dadurch ſich von der Anhänglichkeit an ſeinen Meiſter losmacht, dasjenige, was andre für ächte Erkenntniß annehmen und aufbewahren, verwirft und bey Seite ſetzt, und ſeinen bisherigen Ueberzeugungen den Beyfall entzieht: ſo ſchlummern die beſten und edelſten Kräfte ſeines Geiſtes noch immer unthätig und unentwickelt. Der rechte Unterſuchungsgeiſt, der, welcher auf die Erforſchung der Sachen ſelbſt, nicht auf die Prüfung der Meinungen irgend eines Menſchen geht, iſt dann bey ihm noch nicht erwacht; ja er iſt ſelbſt in Gefahr unterdrückt zu werden. Wenn der Menſch, in der immerwährenden Auffindung von Zweifeln und Einwürfen gegen alte Wahrheiten, die im Beſitze der öffentlichen Meinung ſind, oder gegen neue Behauptungen, welche den Beyfall des Publicums erhalten, eine leichte und ihn befriedigende Nahrung ſeines Geiſtes findet: ſo ſpricht er ſich leicht, von der weit ſchwerern Arbeit los, in das Innere der Materie ſelbſt einzudringen;

und über die Gegenſtände, welche andre nach ſeinem Urtheile falſch geſehen haben, etwas Wahres bey ſich feſtzuſetzen.

Der Scepticismus iſt, als wirkliches Gedankenſyſtem, nie von einem Menſchen aufrichtig und ehrlich angenommen worden. Denn nie hat einer darnach gehandelt. Aber auf die jetzt eben angezeigte Weiſe iſt die Anmaßung oder das Vorgeben, ein Skeptiker zu ſeyn, entſtanden. Durch die Leichtigkeit und Anmuth derjenigen Geiſtesarbeit verführt, welche mit dem Zerſtören und Niederreiſſen, bey dem Baue der menſchlichen Erkenntniß, beſchäftigt iſt, haben ſcharfſinnige Männer, wenn ſie zugleich eitel waren, ihre ganze Philoſophie darauf eingeſchränkt. Einige haben ſogar, nur um ihre Trägheit im Nachdenken zu rechtfertigen, die Unmöglichkeit behauptet, die Wahrheit zu finden. Der Ruhm eines Philoſophen und eines ſcharfſinnigen Kopfes läßt ſich auf eine weit bequemere Weiſe erhalten, wenn man ſich zum Richter fremder Arbeiten aufwirft, als wenn man, in derſelben Gattung, eigne Werke hervorbringt und der öffentlichen Beurtheilung ausſtellet. Das erſtre thut der Skeptiker. Er beſucht, gleichſam als Dilettant, die Kunſtſäle

der Philoſophen, und findet, an den von aller Welt bewunderten Meiſterſtücken, Ausſtellungen zu machen. Vielleicht ſind dieſe nicht ungegründet. Aber die große Sache wäre, es beſſer zu machen. — Und zwar iſt es bey Werken der Kunſt erlaubt, und bleibt immer noch ein Verdienſt, Geſchmack durch die Strenge ſeiner Kritik zu zeigen, auch wenn man nicht das Genie hat, ſelbſt etwas hervorzubringen. Aber bey Werken des philoſophiſchen Geiſtes, bey der Auffindung und dem Erweiſe ſolcher Wahrheiten, die zu einer vernünftigen Aufführung, zur Ruhe des Lebens, oder zu einer ſtandhaften Ertragung der Uebel, gehören, iſt es niemanden erlaubt, ſich mit der Aufdeckung der Schwächen und Fehler ſeiner Vorgänger zu befriedigen. Man verlangt mit Recht von demjenigen, welcher zu dieſem Geſchäfte Geiſtesfähigkeit genug hat, daß er wenigſtens einen Verſuch mache, den entdeckten Mängeln abzuhelfen, und an die Stelle ſchwacher Gründe ſtärkere zu ſetzen.

Zu Errichtung neuer Gebäude iſt das Niederreiſſen der alten oft unentbehrlich: nicht bloß damit der Platz geräumt werde, worauf jene ſtehen ſollen; ſondern auch, zu dem Ende, daß man die Materialien dazu bekomme. Auf glei-

che Weiſe iſt für einen jungen Denker, zur Vorbereitung ſeiner eignen Unterſuchungen und zur Begründung ſeiner eignen Ueberzeugung, oft kein anderes Mittel, als die Zerſtörung des Anſehns, welches der von andern empfangne Unterricht bisher bey ihm hatte, und die Erſchütterung oder völlige Vernichtung derjenigen Gewißheit, welche er fremden Unterſuchungen verdankte. Dadurch kommt zuerſt ein lebhafter Antrieb zum Nachdenken in die junge Seele. Der, welcher die Lücken und Unvollkommenheiten der bisherigen Erkenntniſſe entdeckt, ſieht, daß für ihn noch etwas zu thun übrig, und ein Feld zu Erwerbung des Ruhms offen iſt. Der, welcher durch den Zweifel ſeine Gemüthsruhe geſtört findet, hat ein Bedürfniß, neue Gründe und Betrachtungen aufzuſuchen, um jene Ruhe wieder zu erhalten. Ueberdieß wird der, welcher ein Syſtem philoſophiſcher Lehrſätze widerlegt, mit eben dieſen Sätzen weit beſſer bekannt, als wenn er ſich bloß, als gläubiger Schüler, mit ihnen beſchäftigt hätte. Er lernt alſo auch den Gegenſtand ſelbſt, wovon in dem Syſtem die Rede iſt, inniger und von mehrern Seiten kennen. Er übt zugleich ſeine Fähigkeit, Begriffe zu entwickeln und zu ſchließen; und indem ſei-

ne Ueberzeugungen vielleicht vermindert und eingeſchränkt werden, wird doch die Anzahl ſeiner Ideen vermehrt, und ſein Geſichtskreis erweitert. Aber die Vorübung zu einer Arbeit iſt noch nicht die Arbeit ſelbſt. Widerlegen und beſtreiten heißt noch nicht ſelbſt denken. Und derjenige ſtützt ſich eben ſowohl noch auf eine Krücke, der ſeine Vorſtellungen, als Einwürfe und Kritiken, an die Ideen eines andern anreihet, als der, welcher ſie nach dem Muſter derſelben bildet. Werden wirkliche höhere Geiſteskräfte auf jenes Geſchäft allein gewandt: ſo werden ſie gemißbraucht. — Gemißbraucht, weil ſie zu größern Dingen fähig ſind, und weil ſie, wie jede große Kraft, wenn ſie unrecht angewandt wird, wirklichen Schaden anrichten. Denn wenn der Fleiß und die Kunſt eines großen Kopfs auf Zerſtörung der angenommenen Grundſätze allein gerichtet iſt, und ſeine Wirkſamkeit damit endigt: welche andre Rolle ſpielt er in der intellectuellen und moraliſchen Welt, als die, welche die Länder verwüſtenden Helden in der phyſiſchen und politiſchen ſpielen?

Es iſt indeſſen, um gerecht zu ſeyn, nicht zu vergeſſen, daß, in der ſpeculativen Philoſophie, es unter die wichtigen Endzwecke der Meditation

gehört, uns nicht bloß unſere zufällige Unwiſſenheit, — der wir daher abhelfen können, — ſondern auch unſer natürliches Unvermögen und alſo die Gränzen unſers Verſtandes aufzudecken: welches dann nicht anders, als durch die Vernichtung der falſchen Anſprüche, geſchehen kann, welche die Philoſophen auf klare und gewiſſe Erkenntniß, in dem für den menſchlichen Verſtand unerreichbaren Gebiethe, gemacht haben. Derjenige leiſtet unſtreitig dem menſchlichen Geſchlechte einen Dienſt, der es von unnützen und nichts fruchtenden Grübeleyen, oder von leeren und ungegründeten Einbildungen befreyet, und der den künſtigen Denkern die eigentliche Sphäre anweiſet, innerhalb deren ſie hoffen können Entdeckungen zu machen. Zwar, ſcheint es, dieſer Dienſt könne dem menſchlichen Geſchlechte nicht mehr, als einmahl, geleiſtet werden. Und beynahe könnte uns, wenn wir die großen Denker die Gränzen der Philoſophie, in Anſehung des Geiſtigen und Ueberſinnlichen, immer mehr verengen ſehen, für unſre Nachkommen bange werden, daß ſie für ihr Nachdenken zu wenige Beſchäftigung finden werden, und wenn ſie Erfinder ſeyn wollen, nur die Körperwelt zum Gegenſtande ihrer Unterſuchung werden wählen können. Doch wenn

man dagegen ſieht, daß, vom Sokrates bis Kant, die Philoſophen nicht aufgehört haben, mit den Sophiſtereyen vermeinter Weisheit zu ſtreiten; und daß auch dieſer Stoff der Meditation, welcher bloß in der Vernichtung angemaßter Einſichten, und in der Beſchränkung unſerer Verſtandesarbeiten beſteht, unerſchöpflich iſt: ſo überlaſſen wir billig die Sorge für die Denkübungen der Nachwelt ihr ſelbſt, und nehmen mit Dank die Kenntniß unſrer Unwiſſenheit als ein wichtiges Stück der Selbſtkenntniß an, zu welcher uns jene Männer verhelfen.

Noch muß ich hinzufügen, daß, bey der Prüfung fremder Syſteme, der Selbſtdenker auch noch den großen Vortheil gewinnt, daß er die Methode lernt, ſeine eignen Gedanken zu prüfen. Es iſt nicht nur die allgemeine und große Heerſtraße, auf welcher der Menſch zur Erkenntniß und zur Wahrheit gelangt, daß er anfangs nach mangelhaften Angaben Urtheile fällt und Grundſätze des Handelns bildet, dann aber, ſo wie ſeine Erfahrungen wachſen, oder ſeine Verſtandeskräfte geübter werden, das Irrige in jenen, das Zweckloſe in dieſen entdeckt, und ſo ſtufenweiſe beyde verbeſſert. Es iſt auch ein beſondrer Kunſtgriff der Meditation, erſt

gewiſſe Sätze nur als Vermuthungen, oder Einfälle anzunehmen, und dann die Unterſuchung der Sache mit der Prüfung dieſer Vorausſetzungen einzuleiten. Auch dieß gehört zur Methode des Sokrates, ſich ſelbſt zu widerlegen. Aus dieſer Quelle entſteht das Selbſtgeſpräch, — bald ein wechſelſeitiges Verklagen und Rechtfertigen unſrer eignen Grundſätze und Handlungen, wobey die Unterſuchung des Wahren das Intereſſe einer perſönlichen Angelegenheit gewinnt, — bald ein für uns ſelbſt aufgeführtes Drama, bey welchem wir mehrere Rollen ſpielen, und eben dadurch Gelegenheit bekommen, die Sache von mehrern Seiten zu beleuchten.

5.

Mit der widerlegenden Methode verwandt, aber doch im Weſentlichen von ihr verſchieden iſt die commentirende. Beyde gehn den, dem menſchlichen Geiſte ſo natürlichen, Gang, eigne Ideen durch fremde zu erwecken. Der, welcher die Meinungen ſeiner Vorgänger beſtreitet, ſcheint mehr ſelbſtthätig zu ſeyn. Aber er vernichtet bloß, und endiget, wenn er nicht vom Widerlegen zu freyen Unterſuchungen der Sachen fortſchreitet, mit der Unwiſſenheit. Der

welcher die Meinungen andrer zu erklären und zu beſtätigen ſucht, faßt zwar nur fremde Einſichten auf: aber die Arbeit, durch welche er, unter der Hülle der Worte, die verborgne Idee zu entdecken ſucht, — die, durch welche er ſie beſtimmt, entwickelt, mit den vorhergehenden oder folgenden in Zuſammenhang bringt, durch hiſtoriſche Umſtände erläutert, endlich gegen Einwendungen zu retten ſucht, — dieſe ganze Arbeit des Auslegers iſt doch ſein eigen; und er hat zum Gewinnſte wenigſtens die Hoffnung, ſeinen Verſtand durch einen Zuwachs von Kenntniſſen bereichert zu haben.

Ich ſagte, es ſey der Gang der Natur, ſeine eignen Meditationen mit der Auslegung der Gedanken andrer anzufangen. In der That, worinn beſteht aller Unterricht bey unſrer Erziehung? und wie wird, aus dem ſprach- und gedankenloſen Kinde, ein redender und vernünftiger Menſch? — Zwar wirken dazu auch die Gegenſtände unmittelbar mit, welche dem Kinde vorſätzlich gezeigt werden, oder ſich ſeinen Sinnen von ungefähr darbiethen, und deren Eindrücke ſich in ſeinem Geiſte, vermöge der eignen Natur deſſelben, auch ohne fremde Hülfe, *) zu

*) Nur diejenige Hülfe ausgenommen, welche in der Spra-

Begriffen entwickeln. Zwar liegt im Menſchen ſelbſt ein inneres Principium verſtändiger Thätigkeit, das nur gereitzt ſeyn will, nicht immer geleitet werden darf, um zuerſt Vorſtellungen des Einzelnen, dann Begriffe des Allgemeinen hervorzubringen. Aber dieſer Fortgang würde äußerſt langſam ſeyn, und den Menſchen kaum über die Thierheit erheben, wenn er nicht durch den Unterricht beſchleuniget würde. Erſt durch die Mittheilung derjenigen Eindrücke, welche die Gegenſtände ſchon längſt bey den ältern Perſonen gemacht haben, wird das Kind zur deutlichen Wahrnehmung dieſer Gegenſtände und zur Unterſcheidung ihrer Theile gebracht. Und eine weit größre Anzahl von Ideen, als es, ſich ſelbſt gelaſſen, von ſeinen Empfindungen abziehen würde, wird ihm, ſchon völlig gebildet und mit Worten ausgedrückt, zuerſt von ſeinen Eltern und Pflegern, in der Folge von ſeinen Lehrern überliefert. Dieſe wörtlich aufgefaßten und nur halb verſtandnen Ideen der ältern Perſonen ſich deutlich zu machen, iſt die erſte Operation, durch welche ſich der Verſtand beym Kin-

---

che liegt, weil dieſe nothwendig von andern erlernt werden muß.

de thätig erweiſet. Ihm in dieſer Auslegung behülflich zu ſeyn, und aus Wörtern, die das Gedächtniß ſich eingeprägt hatte, die Begriffe, welche dem Verſtande nur noch verworren vorſchwebten, zu entwickeln, iſt eine der wichtigſten Arbeiten eines einſichtsvollen Erziehers. Erſt ſpät kommt der Knabe dazu, unmittelbar auf die Dinge und die Menſchen um ſich her ſein Nachdenken zu richten, und erſt alsdann, wenn er, durch eine Menge wohl verſtandner, aber ihn gewiſſer Maßen befremdender Begriffe, Meinungen und Maximen andrer Menſchen, neugierig gemacht wird, zu unterſuchen, ob ſich dann auch die Dinge in der Welt wirklich ſo verhalten, als ſie ihm von ſeinen Eltern und Erziehern geſchildert worden ſind.

So wie jedes Kind noch jetzt unterrichtet wird: eben ſo hat auch das menſchliche Geſchlecht, vom Anfange her, ſeinen Unterricht empfangen. Einige wenige Männer, die fähiger oder glücklicher waren, als die übrigen, erfanden von Zeit zu Zeit neue Wahrheiten, aus dem Anſchauen der Dinge ſelbſt, durch Beobachtung und Verſuche, oder durch Verknüpfung älterer Begriffe auf eine noch nie verſuchte Weiſe. Aber auf jede ſolche Entdeckung folgte im-

mer ein langer Zeitraum, in welchem eine weit größere Anzahl von Menſchen ſich begnügte, die Ideen des großen Mannes verſtehen zu lernen und andern verſtändlich zu machen; ſie durch neue Thatſachen zu beſtätigen, durch Beyſpiele zu erläutern, oder mit ältern Lehrſätzen in Verbindung zu bringen; Dunkelheiten und Schwierigkeiten in denſelben wegzuräumen, und mit einem Wort ſie ſo zu bearbeiten, daß ſie, als neue Werkſtücke, zu dem bisher aufgeführten Baue der menſchlichen Erkenntniß hinzugefügt werden könnten. Selbſt jene Erfinder, — einige wenige der älteſten ausgenommen, — fingen damit an, zu lernen, was andre weiſe Männer vor ihnen gedacht und erfunden hatten. Und den Uebergang vom Lernen zum Selbſtdenken machten ſie gemeiniglich durch die Auslegung, — ich will ſagen, durch die Entwickelung und Erörterung jener ältern Ideen: wodurch ihnen theils die Lücken ſichtbar wurden, die ihnen auszufüllen noch übrig blieben, theils der Faden in die Hand gegeben wurde, an welchen ſie ihre eignen Schlüſſe anknüpfen konnten. Die älteſten Philoſophen Griechenlands commentirten Verſe aus Homers oder andrer Dichter Werken. Es war beſonders, wie ich ſchon oben geſagt habe,

der Sokratiſchen Schule eigen, mit der Auslegung ſprüchwörtlicher Sentenzen, oder allgemein bekannter Lehrſätze und Vorſchriften der ältern Weiſen, ihre Unterſuchungen einzuleiten. Plato und Xenophon commentirten auf gewiſſe Weiſe die Geſpräche des Sokrates: in kurzem wurden Platos Werke von ſeinen Nachfolgern commentirt. Ariſtoteles iſt immer wechſelsweiſe Ausleger und Gegner aller Philoſophen vor ſeiner Zeit. Und ſo iſt es, durch alle Jahrhunderte hindurch, eine Hauptarbeit der, mit den Wiſſenſchaften beſchäftigten, Menſchen geweſen, den Sinn der Gedanken ihrer Vorgänger zu erforſchen: bis endlich, bey der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte, als, nach einem langen Zeitraume der Unwiſſenheit und der Barbarey, unſre Vorfahren auf einmahl mit Bewunderung das im Alterthume ſchon vorhanden geweſene Licht der Erkenntniß und des Geſchmacks erblickten, ſie auf eine Zeit lang das Selbſtdenken ganz aufgaben, und ſich mit der Auslegung der Griechiſchen und Römiſchen Denkmähler faſt allein beſchäftigten, in welchen ſie alle nützliche Kenntniſſe niedergelegt glaubten.

Die Menſchen ſind ſchwer zum Selbſtdenken zu bewegen. Sie müſſen dazu nach und nach gleichſam herangezogen werden. Und einer der bequemſten Wege dazu iſt, ſich an die Ideen andrer anzuſchließen, dieſe bis auf ihre kleinſten Beſtandtheile aus einander zu legen, ſich von dem Inhalte der Sätze, ſo wie von den Wörtern und Redensarten, womit ſie ausgedrückt worden ſind, Rechenſchaft zu geben; und mit einem auf die Sache gewandten Blicke, das, was von ihr geſagt und geſchrieben worden iſt, zu durchforſchen.

Dadurch haben die alten Schriftſteller vielleicht noch mehr, als durch ihren Inhalt genützt, daß ſie uns zu dieſer Vorübung des Denkens, zu der Arbeit des Auslegens, durch ihre, von der Verſchiedenheit der Sprachen und der Zeiten herrührende, Dunkelheit, die mannigfaltigſte Gelegenheit verſchafft, und, durch ihr auf Alterthum und wirkliche Vollkommenheit gegründetes Anſehn, einen lebhaften Antrieb gegeben haben. Es hat uns oft mehr Mühe gekoſtet, ſie zu verſtehen, als das, was wir aus ihnen lernten, werth war. Aber eben deßwegen haben wir auch, auf die Leſung ihrer Schriften, weit mehr Fleiß und Sorgfalt ge-

wendet, als wir ſonſt würden gethan haben, und haben uns dadurch zu einer anhaltenden Aufmerkſamkeit, und zu der Betrachtung aller Seiten eines Gegenſtandes gewöhnt. Wir haben vielleicht, mit mehr Aufwand von Zeit, Kraft und Gelehrſamkeit, die wirklich nützlichen Wahrheiten aus ihnen herausgebracht, als wir würden nöthig gehabt haben, ſie ſelbſt zu erfinden. Aber da es uns zu dieſem letztern Verſuche noch an Muth und Geiſtesthätigkeit fehlte: ſo war es nothwendig, daß, durch eine angeſtrengte Beſchäftigung mit fremden Geiſteswerken, beyde erſt erweckt wurden. Dieſen Endzweck haben wir, glücklicher Weiſe, auch wirklich erreicht. Wir haben, durch die mühſame Arbeit, alte Sprachen und die Denkmähler entfernter Staatsverfaſſungen, Religionen und Sitten auszulegen, die Schwierigkeit des Unterſuchens überhaupt überwinden lernen. Und indem wir auch das Mittelmäßige in den Alten unabläßig betrachteten, ſind wir, ſelbſt etwas Beſſeres zu denken, in den Stand geſetzt worden.

Die Wirkung, welche ich dem Geſchäfte des Auslegens, zur Aufklärung der Menſchen und zur Erweckung ihres eignen Nachdenkens, zuſchreibe, ſehe ich noch durch ein anderes großes

Beyſpiel beſtätigt. Alle diejenigen Religionen, welche in heiligen Büchern überliefert worden ſind, und unter ihren Anhängern eine große Verehrung gegen dieſe Bücher verbreitet haben, unterſcheiden ſich von denen, welche bloß in mündlich fortgepflanzten Sagen und Gebräuchen beſtehen, durch einen weit merklichern und länger dauernden Einfluß auf den Geiſt und die Sitten der Völker. Die Muhammedaniſche, ſo wie die Chriſtliche Religion, hat ganz unſtreitig, unter mehrern noch rohen Nationen, den Saamen der Cultur, des Nachdenkens und der Philoſophie ausgeſtreut. Beyde haben dieß mehr in den Ländern, wohin ſie durch Miſſionarien gebracht worden ſind, und in ſpätern Zeiten gethan, als in dem Lande und zur Zeit ihrer Entſtehung.

Die Urſache iſt dieſe. Das Studium und die Auslegungen der heiligen Bücher iſt eine unerläßliche Pflicht für die Lehrer, und eine heilige Beſchäftigung für alle wahren Anhänger der beſagten Religionen. Dieſe Auslegung wird um ſo viel mehr ein Anlaß zur Geiſtesbildung und zur Erwerbung vieler andern Kenntniſſe, je ſchwerer ſie iſt, und je mehr gelehrte Vorbereitungen ſie erfordert. Sie wird aber ſchwerer,

je entfernter die Oerter und Zeiten, wo jene Bücher geleſen und ausgelegt werden, von denen ſind, wo ſie geſchrieben wurden. Dann muß man, um ſie zu verſtehen, eine alte, ausgeſtorbne Sprache lernen; und eine alte Sprache kann man nicht lernen, ohne viel nachzudenken, und ohne neue Begriffe zu bekommen. Auch führt die Erlernung der einen Sprache auf das Sprachſtudium überhaupt. Enthalten die heiligen Bücher ganze Theile oder einzelne Stellen, welche ſich auf die Begebenheit des Zeitalters und Volks, von welchem ſie herſtammen, beziehn: ſo muß man die Geſchichte dieſes Zeitalters und Volks ſtudiren. Und wohin führen nicht Geſchichtsforſchungen eine etwas geiſtreiche Nation? Was aber am meiſten zu der Abſicht gehört, in welcher ich dieſes Beyſplel der Religionen anführe: — man muß philoſophiren, um die Theologie und Moral, welche jene Bücher lehren, ſelbſt zu verſtehn, und ſie andern deutlich zu machen; — und dieß abermahls um deſto mehr, je mehr dem gegenwärtigen Zeitalter die Denkungsart und Sitten der alten Zeit, deren Bild gleichſam jenen Lehren eingewebt iſt, fremd geworden ſind.

Eine Kenntniß biethet immer der andern die Hand: die eine Geiſtesübung führt zu einer zweyten. Wenn nur einmahl der Forſchungsgeiſt bey einer Nation erwacht, ſelbſt wenn er noch auf die Unterſtützung von Irrthümern, oder auf die Unterſuchung unwichtiger Gegenſtände gerichtet iſt: ſo kann man doch ſicher hoffen, daß zuletzt Kenntniß des Wahren und Nutzlichen aus ihm hervorgehen werde. Nichts erweckt aber bey Menſchen und Nationen, die noch Anfänger im Denken ſind, dieſen Forſchungsgeiſt ſo ſehr, als die Begierde Schriften, welche die Religion oder das Anſehn des Alterthums ehrwürdig macht, zu verſtehn; nichts beſchäftigt ihn ſo zweckmäßig, als die Bemühung, dieſe Schriften auszulegen.

Doch wie in allem, was man mit dem Geiſte unternimmt, es zuletzt auf ein gewiſſes Wie ankommt, welches ſich am ſchwerſten erklären läßt, — welches der Mann von Geiſt ohne Regeln findet, und der geiſtloſe nicht treffen kann, auch wenn man ihm noch ſo beſtimmte Regeln giebt: ſo iſt dieß ganz vorzüglich in Abſicht des Commentirens der Fall. Es giebt ein knechtiſches, die eigne Denkkraft des Menſchen unterdrückendes, das, geleitet von einer aber-

gläubiſchen Verehrung des Alterthums, oder gewiſſer Perſonen und Schriften der neuern Zeit, den Menſchen gegen die Ausſprüche ſeiner eignen Vernunft und den Unterricht der Erfahrung taub macht. Es giebt eines, welches bloß gelehrt, kritiſch, hiſtoriſch iſt, und, nach vielen Unterſuchungen über die Sprache des Autors, und über die Thatſachen, welche ihn betreffen, oder welche in ſeiner Schrift vorkommen, doch nur mit der Auffindung des Wortverſtandes, ohne alle Entwickelung der Ideen, endiget. Dieſe Entwickelung kann ein dritter Ausleger verſuchen, oder ſie in eine bloße Umſchreibung ſetzen, bey welcher höchſtens nur die Fertigkeit ſich auszudrücken gewinnt, aber die Fähigkeit zu denken nicht geübt wird. Aber es giebt eine vierte Art zu commentiren, die darin beſteht, daß der Ausleger ſich in die Stelle des Schriftſtellers ſetzt, an deſſen Feuer ſein eignes anzündet, und mit ihm gemeinſchaftlich denkt. Er wird alsdann nicht nur tiefer in den Sinn der einzelnen Gedanken eindringen, weil er ſie gleichſam von neuem ſelbſt erfindet: ſondern er überſieht auch mehr den Zuſammenhang des Ganzen, weil dieſer Zuſammenhang, der in der Natur der Sachen ſeinen Urſprung hat, auch

nur von demjenigen Leſer recht wahrgenommen werden kann, welcher auf die Sachen mehr noch, als auf die Worte des Schriftſtellers, ſieht. Bey einer ſolchen Auslegung iſt es unausbleiblich, daß wir die Sätze des Autors, indem wir ſie recht zu faſſen, ſelbſt indem wir ſie zu beſtätigen ſuchen, zu prüfen und zu widerlegen anfangen, und alſo die Vortheile beyder Methoden mit einander vereinigen. Es iſt unausbleiblich, daß, indem wir unſre eignen Erfahrungen zu Rathe ziehn, um die Fälle, welche der Autor bey ſeinen Behauptungen vor Augen gehabt hat, deutlicher zu erkennen, und unſre eigne Vernunft arbeiten laſſen, um die Kraft ſeiner Beweiſe zu empfinden, wir zugleich auf Thatſachen und Gründe kommen, an welche er nicht gedacht hat, und die uns wirklich etwas neues lehren.

Woher käme es auch ſonſt, daß man von je her über Texte gepredigt hat, und daß die Philoſophen ihren Betrachtungen ſo gern Mottos und Denkſprüche vorſetzen. Man ſahe nähmlich ein, daß es weit leichter wird, von der Unterſuchung der Gedanken eines andern, auf die Unterſuchung der Sache überzugehn, als mit

dieſer, ohne eine von außen gegebne Veranlaſſung, anzufangen.

Daher iſt es auch mit gewiſſen Selbſtdenkern, die ſo wenig leſen, eine mißliche und verdächtige Sache. Johnſon, einer der erſten Engliſchen Proſaiſten der neueſten Zeit, deſſen Schriften voll origineller Gedanken ſind, pflegte zu ſagen, daß er eine ſehr geringe Meinung von denjenigen Schriftſtellern hätte, die mehr ſchrieben, als läſen. Und in der That, da der menſchliche Geiſt ſo gemacht iſt, daß hauptſächlich die Gedanken andrer Menſchen, im Umgange oder in Büchern, ſeine Gedanken aufwecken: ſo werden diejenigen immer, nicht nur in ihren Kenntniſſen, ſondern auch in ihren Meditationen, eingeſchränkt bleiben, die ſich bloß mit der Betrachtung der Gegenſtände unmittelbar abgeben wollen, und die Büchergelehrſamkeit verachten *).

*) Es giebt zwar in den höhern Ständen Perſonen, welche, bloß durch Geſchäfte und Weltumgang gebildet, nicht nur einen großen Umfang von Kenntniſſen erlangt haben, ſondern auch wahre Weltweiſe geworden ſind. Aber wer wollte leugnen, daß der Menſch, von lebenden und gegenwärtigen Menſchen, im Um-

6.

Die letzte Methode des Meditirens, deren ich erwähnen will, iſt die, welche ich die bemerkende, oder beobachtende nannte.

---

gange und Geſchäfts-Verhandlungen, eben ſo viel lernen, und eben ſo gut im Denken geübt werden können, als von verſtorbnen und abweſenden, durch die Leſung ihrer Schriften? Auch findet man zuweilen, in den unterſten Claſſen der Geſellſchaft, Leute, — wie Kleinjogg, — die, von unterrichteten Menſchen, ſo wie von Büchern und den Geiſt übenden Geſchäften entfernt, und nur in den Kreis ihres Gewerbes und ihrer Familie eingeſchloſſen, doch über ſittliche und politiſche Verhältniſſe, über die Natur und über den Menſchen, viele eigne und wahre Gedanken hervorgebracht haben. Aber auſſerdem, daß das Auſſerordentliche in der Erſcheinung ſolcher Philoſophen, im Bauern- oder gemeinen Handwerker-Stande, uns durch eine natürliche Täuſchung die Weisheit derſelben noch größer vorſpiegelt, als ſie wirklich iſt; — außerdem, daß es keinem Menſchen, in Europäiſchen Ländern, an einem von ſeinen Vorfahren und Zeitgenoſſen ihm mitgetheilten Unterrichte, völlig gebricht, er werde ihm nun durch die Religion, oder durch diejenigen ſprüchwörtlichen Maximen und Regeln, die aus dem Munde oder den Büchern der Gelehrten, in die Sprache des gemeinen Mannes übergegangen ſind, oder durch gelegentlichen Umgang mit höhern Ständen beygebracht: — auſſerdem, ſage ich, wird man finden, daß eben dieſe, durch ſich ſelbſt gebildeten Philoſophen entweder ihre Bibel

Dieſe fängt die Unterſuchung, weder von den allgemeinſten Principien, noch von den gemeinſten Erfahrungen an; ſie iſt weder eine ſyſtematiſche Herleitung der Erſcheinungen aus Vernunftbegriffen, noch ein Sokratiſches Hinaufſteigen von den Thatſachen zu den Ideen und Grundſätzen der Vernunft. Der Philoſoph, welcher ſie in ſeinen Schriften befolgt, führt ſeinen Leſer, wie die Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften es von dem Dichter verlangen, gleich mitten in die Materie hinein, und läßt das, was von vorbereitenden Ideen nöthig iſt, gelegentlich folgen. Er tritt nicht als ein Lehrer unter Schülern auf, die er von Grund aus in einer ihnen unbekannten Wiſſenſchaft unterrichten will,

---

und ihr Geſangbuch, oder irgend eine alte Chronik, eine Hauspoſtille, oder vielleicht einzelne, ihnen in die Hände gefallne Blätter eines moraliſchen Buchs, mit ungewönlicher Aufmerkſamkeit geleſen, und mit unabläſſigem Fleiße wieder und wieder durchſtudirt haben. Ihre natürlich höhere Denkkraft wußte zwar, aus dem geringen Stoffe, mehr zu ziehn, als wir oft bey Perſonen, die eines weit beſſern Unterrichts genoſſen, aus weit reichern Materialien entſtehen ſehen; aber ſie konnte doch nicht der Veranlaſſung und der Aufmunterung zum Denken, die in den mitgetheilten Ideen andrer Menſchen liegt, gänzlich entbehren.

ſondern als ein gebildeter und mit den Kenntniſſen ſeines Fachs verſehner Mann unter ſeines Gleichen. Er ſetzt voraus, daß dieſe ungefähr alles dasjenige, über den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung, wiſſen, was bis auf die gegenwärtige Zeit über ihn ausgemacht worden iſt, oder doch, in Stoff und Form des Vortrags, den allgemeinſten Beyfall erhalten hat; und hat nur die Abſicht, zu dieſem unter ihnen gemeinſchaftlichen Eigenthume von Kenntniſſen, einige neue Erwerbungen aus ſeiner Erfahrung, oder ſeinem Nachdenken hinzuzuthun, darin einige Lücken auszufüllen oder auch nur zu entdecken, Schwierigkeiten zu heben, oder auch nur darauf aufmerkſam zu machen, neue Wahrheiten mit ältern Gründen zu verknüpfen und ſie dadurch zu beſtätigen, oder endlich aus bekannten Sätzen noch unbemerkte Folgerungen zu ziehn.

Alle ſolche neue Ideen ſind natürlicher Weiſe nur Bruchſtücke. Da ſie an verſchiedne Theile einer ganzen Wiſſenſchaft, die doch nicht vollſtändig vorgetragen wird, angeknüpft werden: ſo ſtehn ſie unter einander nicht in unmittelbarem Zuſammenhange. Da die neuen Ideen, welche uns, bey dem Durchdenken der bisherigen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, in irgend

einem Felde der Erkenntniß, einkommen, größtentheils neue Wahrnehmungen ſind, oder aus der Vergleichung von Wahrnehmungen mit den bisher angenommenen Grundſätzen entſtehn: ſo haben ſie auch, wie alle Beobachtungen, im Vortrage etwas von dem Charakter einer Erzählung, die mit Betrachtungen durchwebt iſt. Die Meditationen dieſer Art ſind gemeiniglich eine Miſchung von Philoſophie mit Geſchichte und Litteratur, wie die Verſuche des Hume. — Sie ſind vorzüglich bequem, wenn, wie bey dieſem Verfaſſer, die Philoſophie ſkeptiſch iſt, oder wenn die Gründe für und wider eine Meinung gegen einander abgewogen werden. — Und auch dieß letztre geſchieht von Hume, in ſeiner Geſchichte ſowohl, als in ſeinen philoſophiſchen Schriften, auf eine meiſterhafte Art.

Es giebt, in der That, in jedem Gegenſtande der Betrachtung, kleinere, verſtecktere Theile, welche, wenn wir ſchulgerecht über ihn nachdenken, und die Kenntniß des Ganzen in die Form einer Wiſſenſchaft bringen wollen, uns auf unſerm Wege der Meditation nicht aufſtoßen; die uns aber ſogleich in die Augen fallen, als wir unſre Aufmerkſamkeit, ohne Zwang und ohne vorgezeichneten Plan, in

dem ganzen Gebiethe der ihn betreffenden Kenntniſſe umherſchweifen laſſen. — Jeder Gegenſtand hat gewiſſe Eigenſchaften und Verhältniſſe, die, weil ſie ſelbſt nicht innig unter einander und mit dem Ganzen verbunden ſind, uns leicht entwiſchen, wenn wir unſre Vorſtellungen, als Glieder einer einzigen Kette, ununterbrochen an einander hängen; zu deren Kenntniß hingegen uns eine unmethodiſche, ſtückweiſe vorgenommene Unterſuchung, wenn dabey, mit Beobachtungs-Gabe, Verſtand und Witz gemeinſchaftlich wirken, weit eher verhilft.

Dieſe beyden Arten der Meditation, — die beobachtende und die durch Schlüſſe fortſchreitende, — beziehn ſich auf zwey verſchiedne Arbeiten, die zu der Vollendung des Gebäudes der menſchlichen Erkenntniß gleich nothwendig ſind. Der beobachtende Philoſoph fängt, in der Kindheit der Wiſſenſchaften, an, die Thatſachen zu ſammeln, — die Erſcheinungen, welche zu erklären ſind, und die Ordnung ihres Aufeinanderfolgens, wodurch ihre Erklärung vorbereitet wird, darzuſtellen. Auf ſie folgt der ſyſtematiſche Philoſoph, und macht aus dieſen zerſtreuten Kenntniſſen eine Wiſſenſchaft: indem er ſie an einander knüpft, ihre Lücken ausfüllt,

ihre Abhängigkeit unter einander und von hö- hern Principien zu zeigen ſucht, und das Geſetz der Einheit und des Zuſammenhangs, welches in ſeinem eignen Geiſte liegt, anf die Natur außer ſich anwendet. Wenn dieſe große Ernte der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe vollbracht iſt, kommt der beobachtende Philoſoph zurück, um die Nachleſe zu halten; wo er dann noch man- che, von ſeinen Vorgängern vernachläßigte, reiſe Frucht findet, die vorzüglich geſchickt iſt, als Saamen, zu Hervorbringung künftiger Ernten gebraucht zu werden.

Es widerfährt den ſyſtematiſchen Denkern, und denen, die ſich, mit der Aufſuchung der höchſten Principien in den Wiſſenſchaften be- ſchäftigen, leicht, daß ſie mit einiger Verachtung auf diejenigen Philoſophen herabzuſehn verleitet werden, die nur einzelne, von einander getrenn- te und aus der Erfahrung geſchöpfte, Ideen vortragen. Beſonders ſcheint, zu unſrer Zeit, das Beobachten, welches ehedem, für eine der erſten Verrichtungen des philoſophiſchen Geiſtes und für die Grundlage unſrer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, gehalten wurde, ſeitdem ſein Gegen- ſtand mit dem Nahmen des Empiriſchen be- legt worden iſt, bey einigen in Mißcredit gekom-

men zu ſeyn. Aber, wenn wir nach Wahrheit und Billigkeit urtheilen: ſo beſteht der Werth beyder philoſophiſcher Arbeiten ſehr wohl neben einander. Und da die Fähigkeiten zu beyden von der Natur oft unter verſchiedene Menſchen vertheilt worden ſind: ſo iſt ihre brüderliche Vereinigung deſto nöthiger, wenn jede Claſſe zu der möglich größten Vollkommenheit in ihrem Fache gelangen ſoll. — Dazu kommt, daß beyde Parteyen nicht ſelten ihre Rollen, ohne es ſelbſt zu ahnden oder andre gewahr werden zu laſſen, verwechſeln. Es findet ſich häufig, daß die Sätze der alles aus Principien herleitenden Philoſophen, von ihnen im Grunde gar nicht durch dieſe Principien, und durch die aus denſelben hergeleitete Schlußkette gefunden, ſondern ihnen eben auf jenem gemeinen und verachteten Wege der Erfahrung bekannt geworden, und dann erſt von ihnen künſtlich mit den Principien verbunden worden ſind. Und wenn man endlich die ſyſtematiſch durchdachten Wahrheiten praktiſch anwenden will: ſo iſt man genöthigt, ſie wieder von dieſer methodiſchen Form zu entkleiden, und ſie von neuem als Bruchſtücke der menſchlichen Erkenntniß zu behandeln.

Phi-

Philoſophiſche Bemerkungen, die von einander unabhängig ſind, haben etwas ähnliches mit den Einfällen des Witzes, und ſcheinen eben deswegen auch etwas von der Geringfügigkeit und Seichtigkeit ſolcher Einfälle zu haben. Bey einer genauern Unterſuchung der Sache aber findet man, auf der einen Seite, daß ſich, bey der am meiſten ſyſtematiſchen Meditation, mehr Zufälliges einmiſcht, als man nach der Nothwendigkeit des Zuſammenhangs, den ihre Form ankündigt, vermuthen ſollte: indem auch bey ihr, von einer glücklichen Wendung der Gedanken, von der Wahl gewiſſer Ausdrücke, von den, mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit gemachten, Worterklärungen und Eintheilungen, ein guter Theil des Erfolgs abhängt. Von der andern Seite kann eine, aus bloßen Bemerkungen beſtehende, Unterſuchung wahre philoſophiſche Gründlichkeit haben, wie Humes und Montesquieus Werke, die in dieſem Geiſte geſchrieben ſind, beweiſen. — Theils wird, bey ſolchen Schriftſtellern, durch die große Anzahl der nach und nach beleuchteten Seiten, endlich der ganze Gegenſtand aufgehellt; theils wird, bey der Ausführung der einzelnen Bruchſtücke, der Faden angegeben, mit

welchem ſie ſich an die Principien künftig werden anknüpfen laſſen; theils ſchreitet endlich der beobachtende gute Kopf durch einen Zuſammenhang fort, deſſen er ſich zwar nicht ſelbſt immer deutlich bewußt iſt, der aber dem Leſer, welcher ſich ganz in ſeinen Geiſt zu verſetzen weiß, offenbar wird, und ihm daher oft den Weg zum ſyſtematiſchen Denken eröffnet.

Allerdings iſt es, bey dieſer Art der Meditation, die mehr einem Spatziergange, als einer Reiſe in dem Gebiethe der abzuhandelnden Materie ähnlich ſieht, ſchwerer, den Regeln und Kunſtgriffen auf die Spur zu kommen, welche der, mit dem meiſten Glücke dieſe Methode anwendende, Philoſoph befolgt. Nur ſo viel läßt ſich einſehen, daß, weil er, nach derſelben, nicht die Sache von ihren erſten Grundbegriffen an entwickelt, ſondern ſie als eine ihm und andern ſchon bekannte behandelt, er auch wirklich die Bekanntſchaft mit ihr haben müſſe, welche der Ton ſeiner Unterſuchung gleichſam ankündigt. Je eine ausgebreitetere und vollſtändigere Kenntniß der Philoſoph dieſer Claſſe von allem dem hat, was bisher über ſeine Materie gedacht, erfunden und geſchrieben worden iſt; je beſſer er die Syſteme und die

Beobachtungen ſeiner Vorgänger kennt; je vollkommner er, mit einem Worte, das ganze Licht ſeines Zeitalters, inſofern daſſelbe auf ſeinen Gegenſtand fällt, aufgefaßt hat: deſto gründlicher, neuer und fruchtbarer werden die Zuſätze ſeyn, mit welchen er die bisherigen Kenntniſſe bereichert, oder auch die Einwürfe, durch welche er ſie zu berichtigen ſucht. Hiſtoriſche Gelehrſamkeit und Litteratur iſt daher zu philoſophiſchen Verſuchen, wie Hume und Montesquieu ſie liefern, durchaus nothwendig; da die Deductionen eines Kants oder die Inductionen eines Sokrates derſelben eher entbehren können.

Es läßt ſich ferner einſehen, daß bey dieſer beobachtenden Denkungsweiſe eine gewiſſe Geſchmeidigkeit des Geiſtes, vermöge deren er vielerley Formen annehmen, und ſich, in einem kurzen Zeitraume, in ganz verſchiedne Geſichtspuncte ſetzen kann, nothwendiger iſt, als bey der ſyſtematiſchen Methode: die, da ſie nur eine einzige Reihe von Gedanken, aber vom Anfange bis zum Ende, verfolgt, eine feſtere Sinnesart, und eine anhaltendere Denkkraft fordert, aber auch mehr Einförmigkeit und wenn ich ſo ſagen darf, mehr Einſeitigkeit des Geiſtes erlaubt. — Es läßt ſich endlich vermuthen,

daß, ſo wie ſolche philoſophiſche Gedanken, die ſich nicht aus ihren erſten Gründen entwickeln, mit den Eingebungen des Dichters und den Einfällen des witzigen Kopfs, einen ähnlichen Urſprung, oder doch in ihrer Entſtehung etwas gleich unerklärliches haben, auch die Fähigkeiten zu jenen und zu dieſen wirklich mit einander verwandt ſind; und daß, wenn jene Bemerkungen fein und neu ſeyn ſollen, ſie von einem, mit dem ſchönen Geiſte verbundnen philoſophiſchen Genie herkommen müſſen. Wir finden daher, daß Schriftſteller, welche in dieſer Gattung unter die erſten gehören, wie Montesquieu, Addiſon und Johnſon, ſich zugleich durch Werke des Witzes bekannt gemacht, oder ſich doch, wie Hume, durch Schönheit und Beredſamkeit in ihrer Schreibart ausgezeichnet haben.

Will man noch tiefer in den Geiſt dieſer Methode der Meditation eindringen; — will man beſonders die Verſchiedenheiten, deren ſie noch fähig iſt, kennen lernen, um die an ſich beſte, oder die, welche man ſeinem Geiſte am angemeſſenſten findet, wählen zu können: ſo kann dieß nicht durch Aufſtellung noch mehr ſpecieller Regeln, ſondern nur durch Zergliede-

rung von Beiſpielen geſchehn. Und eine ſolche Unterſuchung des Eigenthümlichen in der Manier, welche große Schriftſteller bey ihrer Meditation befolgen, halte ich auch überhaupt für nützlich: nicht nur zur Kritik und richtigern Schätzung ihrer Werke, ſondern auch zur Kenntniß der menſchlichen Denkkräfte, und der verſchiednen Arten, wonach ſie wirken; und alſo ſelbſt zur vollſtändigern Einſicht in die Natur des menſchlichen Geiſtes. Ich glaube daher, dieſen Aufſatz nicht beſſer, als mit einer Vergleichung der Denkart dreyer Männer beſchließen zu können, die, nach meinem Urtheile, Meiſter in derjenigen Gattung der Meditation ſind, von der ich zuletzt geredet habe, und dabey doch ſo ſehr von einander abweichen, daß das Allgemeine der Gattung, aus den Puncten worin ſie übereinſtimmen, und die Unterſchiede der Arten, aus den Eigenthümlichkeiten wodurch ſie ſich auszeichnen, ſehr bequem abgezogen werden können. — Dieſe Männer ſind Montaigne, Hume und Montesquieu *).

*) Die Auseinanderſetzung der eigenthümlichen Manier verſchiedner Schriftſteller kann nur für diejenigen Per-

Was zuerſt in das Auge fällt, iſt, daß Mon-
taignes Gedanken in einem immerwährenden,

ſonen recht lehrreich und anmuthig ſeyn, welche die Werke derſelben ſchon geleſen haben. Denn in Schilderungen dieſer Art kann man es nie weiter bringen, als durch einige wenige Züge, welche man aushebt, an die vielen, welche man wahrgenommen hatte, zu erinnern. Die Sprache bleibt, in Beſchreibung des Wirklichen, immer ſehr weit hinter den Sachen zurück: der geſchilderte Gegenſtand mag ein geiſtiger, oder ein körperlicher ſeyn. Daher es ihr auch nie gelingt, bey denjenigen, welchen er gänzlich unbekannt iſt, einen deutlichen Begriffen von ihm zu erwecken. Wer aber einen Gegenſtand ſinnlicher, oder unſinnlicher Art durch eigne Anſchauung kennen gelernt hat, freut ſich, und hat auch einigen Nutzen davon, wenn er ihn treffend mit Worten abgemahlt findet. Die Vergleichung des Gemähldes mit ſeinen Empfindungen macht ihm jenes verſtändlich, und entwickelt ihm dieſe. — Ich glaube indeß, bey dem größern Theile meiner ältern Leſer, die Bekanntſchaft mit den oben genannten drey Schriftſtellern vorausſetzen zu können: und meine jüngern wünſchte ich durch dieſe Schilderung zur Leſung derſelben zu ermuntern. Dieſe Schriftſteller, und alle die, welche ihnen ähnlich ſind, d. h. welche ſich durch neue und originelle Gedanken, als Männer von Genie und Selbſtdenker auszeichnen, ſollten, nach meinem Urtheile, von allen Studirenden, ohne Unterſchied des Fachs, welches ſie ſich zu ihrem künftigen Berufe gewählt haben, geleſen werden. Das, was große Köpfe denken und ſchreiben, hat, von welchem Inhalte es

aber ſehr loſen Zuſammenhange fortfließen; daß Montesquieus ſeine in kleine, zuſammengedrängte Abſätze zerſchnitten, und mit epigrammatiſcher Schärfe ausgedrückt ſind; daß die Gedanken Humes endlich zwiſchen beyden die Mitte halten, nicht ſo das Anſehn von Denkſprüchen haben, wie die Sätze von Montesquieu, nicht ſo einem bloßen Selbſtgeſpräche ähnlich ſehn, wie Montaignes Betrachtungen.

Dieſer letztre ſchreibt genau ſo, wie er mit einem vertrauten Freunde, dem er ſich ganz wie er iſt ſehen zu laſſen, kein Bedenken trägt, in deſſen Umgange er aber nur Erhohlung und Zeitvertreib zur Abſicht hat, reden würde. Der Anlaß zu ſeinen Unterſuchungen iſt, wie er im Geſpräche zu ſeyn pflegt, immer von ihm ſelbſt, von einer Schilderung ſeiner Perſon und ſeiner Gewohnheiten, oder von der Erzählung häusli-

immer ſeyn mag, eine eigenthümliche Kraft, andre zum Denken zu erwecken. Und ein zum Philoſophen gebohrner Jüngling kann, durch die Leſung der Aeneide oder des Arioſts, eben ſo wohl zur ernſthafteſten Meditation begeiſtert werden, als einem wahren Dichtergenie das Studium des Plato und Leibnitz zum Aufwecken ſeiner Muſe nützlich ſeyn kann.

cher und alltäglicher Auftritte ſeines Lebens hergenommen. Die Uebergänge ſind eben die, durch welche man, bey geſellſchaftlichen Unterhaltungen, von einer Materie auf die andre kömmt, die aber einer ernſthaften Meditation nicht anſtehn. Entfernte Aehnlichkeiten, Zeit- und Ort-Verbindungen, alles was in unſern wachenden Träumereyen die Vorſtellungen zuſammengeſtellt, beſtimmt auch den Inhalt ſeiner Aufſätze: und bald iſt es die Einbildungskraft, bald der Verſtand, bald die ihm eben gegenwärtige Empfindung, bald ſein an Sachen reiches, zu Hergebung ſeiner Schätze williges Gedächtniß, welches darin das Wort führt.

Nur ein ſehr geiſtreicher, ein viel wiſſender, ein edler Mann kann auf dieſe Weiſe mit ſich ſelbſt vor dem Publikum reden, und alle ſeine Vorſtellungen, ſo wie ſie in ihm aufſteigen, laut werden laſſen, — und doch gefallen. Selbſt nur für ſich und zur Uebung, ſich dem Strome ihrer Vorſtellungen, er führe wohin er wolle, überlaſſen: — dieß dürfen ſich nur die, an Geiſt und Herz vorzüglichen, Menſchen erlauben, weil nur dieſen, auch in ihren Träumereyen das Ideal des Schönen und Guten vorſchwebt.

Ein Mann, der ſo viel Kleinigkeiten von ſich ſelbſt erzählt, als Montaigne, würde unerträglich ſeyn, wenn er ſich nicht, mitten unter dieſem Geſchwätze, als einen großen Mann auszeichnete, den es wohl der Mühe werth iſt, bis in ſein Innerſtes kennen zu lernen. Wenn nicht der Tiefblick, mit welchem er das menſchliche Herz erforſcht, und ſeine Erfahrenheit in den Angelegenheiten des Lebens ihn in alle ſeine, noch ſo zufälligen, Abſchweifungen begleitete: ſo würden wir bald ermüden, mit ihm auf Gerathewohl herum zu irren. Selbſt aber gehört auch noch eine ſolche Gelehrſamkeit, wie Montaigne ſie hatte, dazu, um eine ſo rhapſodiſche Philoſophie zu unterſtützen.

Eine Menge Anführungen aus alten Schriftſtellern, die einen zuſammenhängenden Vortrag zwecklos unterbrechen, oder nur den Prunk einer eiteln Vielwiſſerey zur Schau auslegen, iſt widrig, und verleidet ſelbſt die Leſung manches ſchätzbaren Buchs der vorigen Zeit *). Aber bey einem, ſo lehrreich ſchwatzenden Manne,

*) Z. B. des Werks des Hugo Groot de Jure belli et pacis.

als Montaigne, hört man gerne Betrachtungen, die er zuvor in einem nachläßigen, ſelbſt etwas weitſchweifigen Style vorgetragen hatte, dann von einem Dichter oder Weiſen des Alterthums, in wenige Worte zuſammengedrängt. — Mit einem Worte, eine ſolche Meditation als Montaignes Verſuchen zum Grunde liegt, iſt nicht eine Uebung des Geiſtes, wodurch er vollkommner wird; es iſt nicht eine Arbeit des Geiſtes, wodurch er etwas, einem Ideal gemäß, hervorbringt: es iſt bloß die Thätigkeit eines geiſtigen Selbſtgenuſſes, wobey der Menſch ſich ganz ſo zeigt, wie er iſt, und, ohne ſich anzuſtrengen, ſeiner Natur gemäß wirkt. Hat dieſe nur ſchon urſprünglich einen vorzüglichen Grad von Kraft und Vollkommenheit; — hat ſie, durch vorhergehende Uebung, ſchon eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht: ſo iſt es für den Menſchen ſelbſt nicht ſchädlich, ſich ſo den Eingebungen ſeines Geiſtes zu überlaſſen, — für andre nicht unnütz, die Aeußerungen deſſelben anzuhören. Der gemeine Menſch, — der Anfänger hingegen, muß ſich anſpannen; er muß in Beziehung auf einen beſtimmten Endzweck und nach einer Regel denken, und ſich auf dieſe Weiſe über ſeinen gewöhnlichen Zuſtand erhe-

ben: oder er wird immer mittelmäßig bleiben; und in ſeinen Werken wird, an die Stelle des Vertraulichen und Naiven, welches uns im Montaigne gefällt, daß Gemeine und Abgeſchmackte treten.

Montesquieus Geiſt und Charakter iſt, auf gewiſſe Weiſe, dem von Montaigne entgegengeſetzt. Seine Betrachtungen, ob ſie gleich das Gebieth einer großen Wiſſenſchaft umfaſſen, hängen doch nicht ununterbrochen und nothwendig zuſammen. Sie ſind, wie ich ſchon geſagt habe, in lauter kleine Abſätze zerſtückt, deren jeder ein Ganzes für ſich ausmacht. Der Gedanke in denſelben iſt immer mit aller möglichen Kürze und Ründung ausgedrückt, oft mit dichteriſchen Bildern geſchmückt, oder durch eine witzige Wendung belebt.

In Montesquieus Werke ſind die Eigenheiten, die Vorzüge und die Mängel derjenigen Methode zu denken, welche ich die bemerkende genannt habe, am vollkommenſten ſichtbar. Auch er, ob er gleich ein Werk ſchrieb, welches auf eine vollſtändige Belehrung, in einem großen Zweige der menſchlichen Kenntniſſe Anſpruch macht, fängt doch die Unterſuchung keiner ſeiner Materien, mit der Zergliederung ihrer Princi-

pien, an: ſondern, indem er die allgemeine Theorie der Sache, als ſeinen Leſern bekannt, vorausſetzt, nimmt er mitten aus ihr heraus, was ihm zu neuen Betrachtungen Anlaß geben kann. So iſt es, in dem Buche über den Handel, der erſte Satz: daß der Handel die Völker von den auf Zerſtörung wirkenden Vorurtheilen heilt, die Sitten ſanfter macht und nur bey ſanften Sitten beſtehen kann: — eine Betrachtung, ſehr wohl werth, die Aufmerkſamkeit eines Schriftſtellers an ſich zu ziehn, welcher durch ſein ganzes Werk der Verbindung der politiſchen mit den moraliſchen Verhältniſſen, — weil in ihnen die größten Schwierigkeiten und die größten Feinheiten der Politik liegen, — nachſpürt, aber doch gewiß nicht geſchickt, den Eingang zu einem ſyſtematiſchen Vortrage über den Handel zu machen.

Kein Schrifſteller ſetzt mehr, wie Montesquieu, ſeine Leſer ſchon einſichtsvoll, und über die Sachen, wovon er redet, unterrichtet voraus, und belehrt ſie daher auf eine ſo angenehme Weiſe, indem er das Alte und Bekannte nur mit wenigen treffenden Worten wiederholt, durch ein Bild aufklärt, oder durch eine angeführte Thatſache bekräftigt, — und dann nur

das Neue, welches er hinzugedacht hat, ohne Vorbereitung und ohne Umſchweiſe, mittheilt. Es iſt dieß die Art, wie ein Weltmann am liebſten ſelbſt unterrichtet ſeyn, und andre unterrichten mag; es iſt die, welche am meiſten dem größern und vornehmern Publicum gefällt: aber es iſt freylich nicht die, welche die vollſtändigſte Belehrung giebt; weil in den neuen und originellen Gedanken eines Autors immer etwas dunkeles zurückbleibt, wenn er dieſelben nicht mit den Urbegriffen, woraus ſie ſich bey ihm entwickelt haben, im Zuſammenhange darſtellt, und wenn er nur die Reſultate ſeiner Unterſuchung bekannt macht, die Unterſuchung ſelbſt aber verbirgt. So hat, eben dieſer Urſache wegen, eine der Theorieen, worauf das meiſte in ſeinem Werke gebauet iſt, die von den moraliſchen Grundlagen der verſchiednen Regierungsformen, — nach welcher er der republikaniſchen Verfaſſung die Tugend, der monarchiſchen die Ehre, der ariſtokratiſchen die Mäßigung zur Stütze giebt, — ſehr verſchiedne, und zuweilen ſehr unrichtige Auslegungen gefunden: und nur ein, auf den Geiſt des Ganzen aufmerkſamer Leſer, wird den Sinn dieſer Lehrſätze faſſen. *).

*) Niemand hat, nach meinem Urtheile, dieſe Montes-

Es beſtätigt ſich ferner aus Montesquieus Beyſpiele, daß dieſe Methode zu denken und zu ſchreiben nirgend ſchicklicher angewandt wird, als wo über Geſchichte zu philoſophiren iſt, und aus Thatſachen Folgerungen zu ziehn ſind. Sie iſt daher in der Politik, wo bey der Beurtheilung der Geſetze und Verfaſſungen, ſoviel auf Verhältniſſe derſelben mit Volk, Land und Nachbarn ankommt, welche ſich a priori nicht ausdenken laſſen, ſo natürlich an ihrem Platze, daß auch ihre Mängel hier unbemerkbar bleiben.

In der That muß, in einem Werke, wo die Reihe der, zu Einer Schlußkette zuſammengefügten, Begriffe nie lang iſt, der Umfang der Kenntniſſe, woraus man die Bruchſtücke heraushebt, deſto größer ſeyn, wenn ihre Sammlung einer Wiſſenſchaft nahe kommen ſoll. So war es bey Montesquieu. Sein Werk beſteht aus Bemerkungen, über die Geſchichte aller Zeiten und Völker. Der vollkommenſte Theil deſſelben iſt die Schilderung deſſen, was er mit

---

quieuſſchen Begriffe richtiger gefaßt, und kürzer und deutlicher aus einander geſetzt, als Ferguſon in ſeinem vortreflichen Werke: Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft.

eignen Augen geſehen, und gewiß ſehr ſcharf und richtig beobachtet hatte, — die Schilderung der franzöſiſchen Sitten und Staatsverfaſſung, und des Einfluſſes der einen Sache auf die andre. Ihr gleich zur Seite ſtehen die Gemählde, welche er von den übrigen Europäiſchen Staaten ſeiner Zeit aufſtellt: unter denen der Engliſche und Venetianiſche, nach Verfaſſung, Regierungsgeiſt und Volkscharakter, am ſorgfältigſten von ihm ſtudirt, und am treueſten geſchildert worden iſt. So wie Zeiten und Völker von ihm entfernter ſind: ſo werden auch ſeine Bemerkungen über ſie unvollſtändiger und unrichtiger; theils, weil auch die beſten Nachrichten von ihnen zur Grundlage politiſcher Lehrſätze nicht hinreichen; theils weil ſeine hiſtoriſche und philologiſche Gelehrſamkeit nicht denſelben Grad von Genauigkeit, als Umfang hatte. Aber doch bleibt er immer in dieſen Schilderungen, durch die Menge und Mannigfaltigkeit der beobachteten und verglichenen Sachen, lehrreich.

Sobald er hingegen dieſe Beobachtungen in Schlußketten verwandeln, oder zu einer Theorie erheben will; ſo zeigt ſich das Mangelhafte dieſer Art der Meditation, wenn ſie nicht durch eine ſyſtematiſche, die von Principien ausgeht,

unterſtützt wird. Er macht zum Charakter der Monarchie überhaupt, was nur das Eigenthümliche von Frankreichs Königthum war, und trägt, als allgemeine Kennzeichen der monarchiſchen Verfaſſung, vor, was er aus dem einzelnen Falle des franzöſiſchen Volks und Hofes gelernt hatte. Seine Lehrſätze über die Ariſtokratie ſind Thatſachen aus Venedigs Staatsrechte und Geſchichte, zu allgemeinen Sätzen erhoben. Wenn er von freyen Staaten redet: ſo redet er immer von Athen, Sparta, Rom, oder England. Und der Despotismus iſt bey ihm nur der Despotismus der Türken.

Selbſt wenn, in einzelnen Stellen, Montesquieu ſich das Anſehn eines aus allgemeinen Begriffen ſchließenden Philoſophen giebt, thut er aufmerkſamen Leſern weniger genug, als da, wo er bey bloßen Bemerkungen ſtehen bleibt. In der That bewegt der, von Kant ſehr richtig bemerkte, Trieb des menſchlichen Geiſtes nach Einheit und Zuſammenhang in ſeinen Ideen, auch den beobachtenden Philoſophen, irgend ein Band zu ſuchen, durch welches er ſeine getrennten Bemerkungen unter einander verknüpfen, und als Folgen, die aus einem gemeinſchaftlichen Grundſatze hervorgehen, darſtellen könne.

Dieſer Zuſammenhang aber iſt in einem Werke, dem nicht eine durchaus ſyſtematiſche Meditation zum Grunde liegt, oft erkünſtelt. Dieſer Fall findet ſich bey Montesquieu häufig. Er giebt oft vor, etwas aus einem Princip herzuleiten, was er doch nur beobachtet hatte. Und da es ihm an Witz und Scharfſinn nicht gebricht: ſo gelingt es ihm leicht, einen Zuſammenhang herauszubringen, der aber doch, weil er falſch und erdichtet iſt, ſeine Leſer irre führt, anſtatt ihrer Erkenntniß mehr Gründlichkeit zu geben. So kommen z. B. in ſeiner ſonſt vortrefflichen Auseinanderſetzung der Engliſchen Verfaſſung, *) — der beſten, die vor de Lolmes Werke vorhanden war, — und noch mehr in dem, an wichtigen Bemerkungen ſo reichhaltigen, Kapitel, **) wo er den Einfluß der Engliſchen Verfaſſung auf den Charakter der Nation ſchildert, viele Züge der Regierung und der Sitten vor, die entweder in der geographiſchen Lage Großbrittanniens, oder in zufälligen Begebenheiten ſeiner Geſchichte ihren Grund haben, und die er, ob er ſie gleich nur aus Nachrichten wußte,

*) 6tes Kap. des 11ten Buchs.

**) 27tes Kap. des 19ten Buchs.

doch als Folgerungen vorſtellt, welche er aus ſeiner Theorie der politiſchen und bürgerlichen Freyheit geſchloſſen habe.

Dieſe Art von Sophiſterey, welche eine ganze Menge einzeln aufgefaßter Beobachtungen unter einen allgemeinen Begriff zu zwingen ſucht, der doch nur von einem kleinen Theile jener Beobachtungen abgezogen worden war, iſt durch ſein ganzes Werk ſichtbar Und alle Philoſophen, welche in dieſer Manier über die Dinge der Welt nachdenken, haben ſehr Urſache ſich zu hüten, daß ſie nicht, um ihren durch Beobachtung gemachten Entdeckungen einen Schein von ſyſtematiſcher Vollſtändigkeit zu geben, aus einzelnen Thatſachen allgemeine Grundſätze machen, und dann, um die übrigen Fälle auch unter dieſe Grundſätze zu bringen, bald jene in der Erzählung verſtellen, bald dieſe ſophiſtiſch auslegen: woraus eine weit größre Unvollkommenheit der Erkenntniß entſteht, als die unausgefüllten Lücken derſelben ſind.

Was den, in ſo viele Theile zerſchnittenen, Vortrag des Montesquieu anbetrifft: ſo hat er ſowohl für den Philoſophen, welcher in dieſer Manier ſchreibt, als für den Leſer, welcher ſich in ſolchen Werken unterrichtet, ſeine vortheilhaf-

te und ſeine nachtheilige Seite. Er giebt zuerſt der Meditation häufig wiederkommende Ruhepuncte, bey welchen ſich die Kraft des Geiſtes erholen, und der Schriftſteller ſowohl das Geſagte, als das, was noch geſagt werden ſoll, mit Ruhe überblicken kann. Auch findet der Leſer, dem es nicht darum zu thun iſt, ein Werk ſchnell zu durchlaufen, ſondern ſich mit deſſen Inhalte zu nähren, ſeine Rechnung dabey, daß er ſo oft ſtille ſtehen und über das nachdenken kann, was er gelernt hat. Und in der That geben die meiſten, auch noch ſo kurzen Abſchnitte Montesquieus immer ſo viel zu denken, daß es wohl der Mühe werth iſt, bey ihnen zu verweilen.

Dieß aber iſt eben der zweyte Vortheil für den Schriftſteller, bey dieſer Denk- und Schreib-Art: daß er gewiſſer Maßen genöthigt wird, ſich um eine gedrängte Fülle der Gedanken und um Beſtimmtheit und Kürze des Ausdrucks zu bekümmern; weil er fühlt, daß ſonſt ein ſolcher zerſplitterter Vortrag unerträglich ſeyn würde. Gewiß ſtrengt man ſich mehr an, kurze Sätze, deren jeder einen vollſtändigen Gedanken enthalten ſoll, recht genau, anmuthig, oder ſtark auszudrücken, als man bey einem lange ununterbrochnen Fluſſe der Rede, oder bey zuſam-

mengeketteten Schlüſſen zu thun im Stande iſt, oder nöthig zu haben glaubt. Der Vortrag des Montesquieu iſt in dieſer Abſicht ſo ſehr ausgearbeitet, daß er beynahe in ein fehlerhaftes Extrem verfällt. Viele ſeiner Sätze haben das Zugeſpitzte von Sinnſprüchen und Epigrammen: ſo daß ſie das Wortſpiel Voltaires *), mit welchem er über Montesquieus Werk ein Urtheil fällte, zu rechtfertigen ſcheinen.

In den Eigenthümlichkeiten einer individuellen Denkart, grenzt jede Tugend, wozu ſie eine vorzügliche Anlage enthält, durch die Uebertreibung, worein ein natürlicher Hang ſo leicht geräth, an einen Fehler. So wie die kunſtloſe Natur und treuherzige Offenheit des Montaigne in Nachläſſigkeit und Geſchwätz ausartet: ſo wird die Sorgfalt, mit der Montesquieu ſeinen Gedanken Klarheit und Leben zu geben ſucht, zuweilen Künſteley, zuweilen Urſache von Trugſchlüſſen. Wer ſo ſchreibt, wie er, iſt auch, wenn er Wahrheitsliebe und gründliche Kenntniß hat, in Gefahr, die Richtigkeit des Gedan-

*) Er ſagte nähmlich: que c'étoit plutôt de l'esprit sur les loix, que l'esprit des loix: daß das Werk nicht ſowohl der Geiſt der Geſetze, als Witz über die Geſetze heißen ſollte.

kens zuweilen der Schönheit des Ausdrucks auf⸗ zuopfern, oder die Schwäche der Beweiſe unter dem Blendenden der Wendung zu verbergen.

Auch muß ich, nach meiner Erfahrung, ge⸗ ſtehen, daß Montesquieu, ob er gleich unter die⸗ jenigen Schriftſteller gehört, die mich, während der Zeit, da ich ſie leſe, am ſtärkſten an ſich ziehn und am lebhafteſten beſchäftigen, doch, wenn ich ſein Werk bey Seite lege, eine nur ſchwache Erinnerung an das, was ich geleſen habe, zurückläßt. Seine Hauptgrundſätze prä⸗ gen ſich zwar, durch die öftere Wiederholung, meinem Gedächtniſſe ein. Aber von den hiſto⸗ riſchen und philoſophiſchen Belehrungen, an de⸗ nen bey ihm die Ausführung des Einzelnen ſo reich iſt, verſchwindet in kurzem ein großer Theil: aus keiner andern Urſache, als weil ſie unter einander in keinem nothwendigen Zuſam⸗ menhange ſtehn. Für dieſen Verluſt iſt es nur eine kleine Schadloshaltung: daß ich die Leſung ſeines Werks öfter, als die Leſung andrer Schriften, ohne Ueberdruß wiederholen kann; weil ich deſſen Inhalt immer wieder neu und mir unbekannt finde.

Endlich iſt nicht zu leugnen, daß die Kürze der einzelnen Sätze und Abſchnitte oft, in dem

Ganzen der Unterſuchung, eine größere Weit-
ſchweifigkeit hervorbringt, als bey einem zuſam-
menhängenden Vortrage würde ſtatt gefunden
haben. Allzu kleine Schritte, die Bewegung
mag noch ſo behende und lebhaft ſeyn, bringen
uns doch ſpäter zum Ziele, als große, wenn ſie
auch noch ſo langſam und ruhig geſchehn.

Daß indeß dieſe Methode, durch lauter ein-
zelne, kurze, von einander getrennte Sätze in
ſeinen Meditationen fortzuſchreiten, auch großen
Denkern eigen ſeyn könne: davon geben uns
die Werke eines der älteſten und berühmteſten
unter ihnen, — den man vielleicht am wenig-
ſten hier angeführt zu ſehen erwarten wird, —
des Ariſtoteles, einen Beweis. Wer ſie auf-
merkſam lieſt, und ſich nicht dadurch täuſchen
läßt, daß die Herausgeber keine Abſätze gemacht
haben, wo zwiſchen den Gedanken eine völlige
Abſonderung iſt, wird finden, daß ſeine Unter-
ſuchungen immer nur aus einer Menge kleiner
Bruchſtücke von Philoſophie beſtehn; daß ſie
entweder allerley Fragen über den Gegenſtand,
mit ihren Antworten, oder Schwierigkeiten in
der gewöhnlichen Theorie über ihn, mit deren
Auflöſung, oder endlich die Gründe für und
wider entgegenſtehende Meinungen enthalten.

Ein ſolcher aufmerkſamer Leſer wird ſogar, wofern er anders mit mir gleich empfindet, gewahr werden, daß man den Ariſtoteles beſſer verſtehen lernt, wenn man ſeinen Vortrag in ſo viele kleine Abſchnitte, als Sätze von verſchiedenem Inhalte darin vorkommen, zerſtückt, als wenn man ihn für ununterbrochen annimmt, und einen Zuſammenhang erkünſteln will, der ſeiner Methode zu philoſophiren fremd iſt.

Zwiſchen den Manieren dieſer beyden Schriftſteller nun, des Montaigne und des Montesquieu, ſteht, wie ich ſchon geſagt habe, Humes Vortrag, ſo wie wir ihn aus ſeinen politiſchen und philoſophiſchen Verſuchen kennen lernen, in der Mitte. Er entfernt ſich am meiſten von dem fehlerhaften Extrem in jeder; er vereinigt die Vortheile beyder: und er ſcheint daher am meiſten geſchickt, Muſter für diejenige Art der Philoſphie, von der ich jetzt rede, zu ſeyn. Humes Gedanken, nicht ſo ununterbrochen, aber ſorglos, fortlaufend, wie die des Montaigne, nicht ſo zerſtückt, ſo epigrammatiſch wie die das Montesquieu, nähern ſich am meiſten dem Begriffe, welchen er ſelbſt, nach Addiſon, vom Schönſchreiben (fine-writing) giebt: daß es in einer Reihe von Gedanken beſtehe, die

vollkommen natürlich ſind, und doch ungewöhnlich und neu ſcheinen.

Seine Stärke liegt ebenfalls in Beobachtungen, oder in Aufdeckung ſolcher Theile und Verhältniſſe in den Gegenſtänden, die er bemerkt, nicht geſchloſſen zu haben ſcheint. Er war nicht dazu gemacht, der Urheber eines neuen Syſtems in irgend einer Wiſſenſchaft zu ſeyn. (Da, wo er es verſucht, aus Principien zu philoſophiren, wie in ſeinen Verſuchen über die Moralphiloſophie, iſt er weniger belehrend, als in ſeinen politiſchen Verſuchen, wo er auf nichts anders, als auf Erfahrungskenntniſſe Anſpruch macht. Und ſein ſyſtematiſches größeres Werk über die menſchliche Natur iſt ohne Zweifel ſein ſchlechteſtes, ſo wie es auch ſein erſtes iſt, welches er unternahm, da er ſich ſelbſt noch nicht hinlänglich kannte.) Aber dazu iſt er vollkommen geſchickt, in den Syſtemen andrer, verborgne Lücken und Schwächen zu entdecken, oder auch aus ihren Grundſätzen unerwartete Folgerungen und neue Wahrheiten zu ziehn. Auch iſt er, wie Montesquieu, niemahls votreflicher, als wenn er über Thatſachen, aus der Geſchichte, oder aus ſeiner eignen Erfahrung geſchöpft,

philoſophirt; und ſeine Gedanken unmittelbar an das Wirkliche und Einzelne knüpft.

Indeß beſitzt er die Kunſt, abgezogne Begriffe deutlich auszudrücken und einander geſchickt unterzuordnen, in einem hinlänglichen Grade, um ſeinen einzelnen Bemerkungen eine mehr philoſophiſche Grundlage, auch einen feſtern Zuſammenhang unter ſich zu geben, als Montesquieu den ſeinigen gab. Die beſſere Ordnung, in welcher er ſeine Sätze auf einander folgen läßt, die ausführlichere Entwickelung, mit welcher er ſie begleitet, macht ſeinen Vortrag einem vollſtändig ertheilten Unterrichte weit ähnlicher, erleichtert das Aufbehalten dieſes Unterrichts im Gedächtniſſe, und überraſcht doch den Leſer zugleich oft, entweder durch unerwartete Aufſchlüſſe, die er, aus dem Gebiete der Metaphyſik für Sachen des gemeinen Lebens herzuholen, — oder durch ein neues Licht, das er, vermittelſt Erfahrungen, über abgezogene Begriffe zu verbreiten weiß.

Der Styl, in welchem er ſeine Gedanken ausdrückt, iſt, wie er ſich, bey einem ſolchen Zuſtande des Geiſtes, worin deſſen Kraft ohne übertriebne Anſpannung in ruhiger Thätigkeit iſt, erwarten läßt, und wie er natürlicher Weiſe

entſteht, wenn ein mit vielen Kenntniſſen berei-cherter Weltmann Schriftſteller wird, der nicht die Wiſſenſchaften als Lehrer vorträgt, ſon-dern nur aus der Mitte derſelben heraushebt, was ihm am anmuthigſten ſcheint, oder wobey er die meiſten Entdeckungen gemacht zu haben glaubt. Er iſt ohne Prunk und doch in dem Grade beredt, in welchem es der Verfaſſer phi-loſophiſcher Abhandlungen ſeyn darf; weder weitſchweifig, noch abgebrochen kurz, in der Sprache rein, nie blumenreich und mit Vor-ſatz witzig, aber immer belebt und anmuthig, — und vor allen Dingen im höchſten Grade deutlich.

Der Inhalt ſeiner Aufſätze ſtimmt mit ihrer Schreibart überein. Man iſt immer gewiß, neue und verborgne Seiten des Gegenſtandes daraus kennen zu lernen; und man lernt ſie ohne große Anſtrengung kennen. Die Entde-ckung derſelben ſcheint er nur ſeinem Genie ſchuldig zu ſeyn: aber die ſo deutliche Entwicke-lung iſt er ſeiner Philoſophie ſchuldig. Und eben dieſe glückliche Vereinigung des Genies, welches Begriffe erfindet, ohne ſie zu ſuchen, mit der Vernunft, welche ſie nach Regeln zer-gliedert, ordnet und verknüpft, macht das Ideal

für die Meditation überhaupt, und für dieſe Gattung derſelben ins beſondere aus. Hume nähert ſich demſelben ſehr oft: und ich geſtehe daher, daß unter allen philoſophiſchen Schriften keine ſind, welchen ich meine eignen Verſuche ähnlich zu ſehen mehr wünſchte, als die ſeinigen.

Ich kann dieſe Schilderung der Schriftſteller, welche in der beobachtenden Methode des Denkens vortrefflich geweſen ſind, nicht endigen, ohne deſſen, der gleichſam der Vater und Stifter derſelben in der neuern Philoſophie iſt, — des Baco von Verulam — zu erwähnen. Den Begriff von dem, was Selbſtdenken heißt, hat mir ſein Buch de augmentis scientiarum zuerſt in voller Klarheit verſchafft. Und ich erinnere mich daher der Zeit, welche ich mit der Leſung deſſelben zubrachte, eben ſo wie der, worin ich die neue Heloiſe, die Clariſſa, die Leiden des jungen Werthers, Nathan, Oberon oder irgend ein Werk des Genies, das zugleich auf Verſtand, Einbildungskraft und Empfindung wirkt, las, als der Zeit eines höchſt angenehmen Selbſtgenuſſes. Im vollkommenſten Grade haben Bacos Gedanken, was ich zuvor als den Charakter vortrefflicher Schriften anführte,

Neuheit mit Natürlichkeit verbunden, das Auffallende beym erſten Anblicke, welches die Aufmerkſamkeit ſpannt, und das Befriedigende bey längerer Betrachtung, welches ſie belohnt. Damahls ſchien er mir über jede Wiſſenſchaft ganz unerwartete Aufſchlüſſe zu geben: mit denen ich doch in kurzem ſo vertraut wurde, als wenn ſie immer zu meinem Gedankenſyſtem gehört hätten.

Auch ſein Werk beſteht bloß aus Bemerkungen über die zu ſeiner Zeit vorhandnen Syſteme der Wiſſenſchaften; es enthält nur Fingerzeige zu Verbeſſerungen. Und die dabey zum Grunde liegende Meditation gehört alſo unter diejenige Gattung, mit deren Erörterung ich mich bisher beſchäftigt habe. Ohne Zweifel haben Galiläi und Newton größere Verdienſte um die menſchliche Erkenntniß, weil ſie gewiſſer Maßen die Wiſſenſchaften erfanden, deren Begriffe Baco erklärte, wenigſtens die Lücken darin wirklich ausfüllten, welche dieſer nur anzeigte. Aber um einen von Natur fähigen Jüngling zum Denken aufzumuntern, — und ihn die Kunſt des Denkens zu lehren: dazu ſind Schriften, wie die des Baco und derer die ihm ähnlich ſind, wozu die drey zuvor genannten

Männer ſicher gezählt werden müſſen, vorzüglich geſchickt. *)

*) Ich will hierdurch nicht leugnen, daß das Studium größerer ſyſtematiſchen Werke, wenn ſie mit dem Tiefſinne und dem Zuſammenhange geſchrieben ſind, den man mit Recht an den Kantiſchen bewundert, noch in einem höhern Grade die Denkkraft des Leſers übe. Aber ich rede hier nur von Büchern, welche die noch unentwickelten Anlagen eines Jünglings zur Meditation, aufwecken und ans Licht bringen, nicht von ſolchen, welche die ſchon gereiften Denk-Kräfte eines Mannes beſchäftigen können. Ueberdieß iſt es gewiß, daß um das Studium weitläuftiger fremder Syſteme als Uebung und Reitz des Selbſtdenkens zu nutzen, die natürliche Denkkraft des Menſchen doppelt ſtark ſeyn müſſe.

Es giebt, nach meiner Beobachtung, jetzt unter den Leſern Kants, wie ehedem unter denen von Descartes, Leibnitz und Wolf, zwey Claſſen. Die eine, weil es ihr an dem nöthigen Tiefſinne oder an Beharrlichkeit im Nachdenken fehlt, dringt nicht völlig in die Ideen eines ſolchen Autors ein, deſſen Sinn nur durch die Ueberſicht ſeines ganzen Syſtems verſtändlich iſt. Die andre, welcher es wirklich gelingt, ſich in das fremde und neue Gedankenſyſtem ganz hineinzudenken und es daher zu verſtehen, verliert darüber ihre Geiſtesfreyheit, und wird, durch die lange, ununterbrochne Beſchäftigung mit den Ideen eines großen Mannes, unfähig, eigne zu haben, oder auf dieſelben gehörig aufzumerken. Nur eine kleine Anzahl auserwählter Leſer durchforſcht die Tiefen ſolcher abſtracten Speculationen, und kommt doch aus denſelben mit unbefangnem Geiſte und einer ſelbſtſtändigen Denk-

kraft zurück: und dieſe, — wenn ſie durch eine ſolche Uebung zu der ſchwerſten Arbeit des Denkens gleichſam abgehärtet worden ſind, und nun die erlangte Stärke auf neue, von ihnen ſelbſt angeſtellte Unterſuchungen anwenden, können ſich allerdings um deſto mehr Hoffnung machen, neue Wahrheiten zu entdecken.

Es gilt aber, nach meinem Urtheile, auch von den Werken des Verſtandes, was Kant von den Handlungen des Willens behauptet. So wie dieſe keine wahrhaft ſittliche Vollkommenheit haben, wenn ſie nicht vom Menſchen nach einem Geſetze geſchehn, welches ſeine Vernunft ganz allein ihm ſelbſt vorgeſchrieben hat: ſo haben jene keine wahrhafte intellectuelle Vollkommenheit, wenn der Menſch ſie nicht, vermöge eines eignen, völlig unabhängigen Gebrauchs ſeines Verſtandes gefunden hat. Der bloße Gehorſam auch gegen den weiſeſten Geſetzgeber und den rechtmäßigſten und beſten Oberherrn iſt, ſagt Kant, doch noch keine Tugend: weil im Sittlichen der Menſch durchaus ſein eigner Geſetzgeber ſeyn muß. Eben ſo iſt das bloße Verſtehen und Annehmen der richtigſten Begriffe und der bündigſten Beweiſe noch immer nicht Philoſophie: weil dieſes Wort die Erzeugniſſe eines ſelbſt und allein für ſich thätigen Verſtandes anzeigt. — Es iſt daher ein wichtiger Artikel der Erziehungskunſt für die Bildung der edlern und fähigern Menſchen, zu lehren, wie die Freyheit und Unabhängigkeit ihres Geiſtes, mit dem Unterrichte und der Uebung, welche ſie durch die Erlernung fremder Ideen erhalten müſſen, vereiniget werden könne. Und dieſe Vereinigung, glaubte ich, ſey bey dem Studium ſolcher Schriftſteller, als ich in dem letzten Theile meines Aufſatzes geſchildert habe, leichter, als bey andern.

Ueber
die Rollen der Wahnwitzigen
in
Shakeſpears Schauſpielen,
und über
den Charakter Hamlets
ins beſondre.

Ich weiß nicht ob man auf einen Kunſtgriff hinlänglich aufmerkſam geweſen iſt, deſſen ſich zwar die Dichtkunſt zu allen Zeiten bedient, den aber Shakespear ſich vorzüglich zu eigen gemacht, und deſſen Gebrauch er ſelbſt bis zum Mißbrauche getrieben hat. Ich meine den Kunſtgriff, Perſonen, deren Leiden, oder deren Leidenſchaften man vorzüglich rührend und eindringend machen will, einen Anſtrich von Wahnſinn zu geben: es ſey, daß man ſchon zum voraus, ehe ſie noch unglücklich wurden, ihre Einbildungskraft als ausſchweifend, und ihre Empfindungen als überſpannt ſchildert, es ſey, daß man die Verirrung ihrer Vernunft bloß als die Folge der Heftigkeit ihrer Leidenſchaft eintreten läßt. Die Simplicität der Alten erlaubte ihnen nicht, die Mittel, wodurch Leidenſchaften bey den Zuhörern erregt werden, ſo auszukünſteln,

daß ſie deshalb von den Sagen der Vorzeit, die ſie in ihren epiſchen, oder dramatiſchen Gedichten zum Grunde legten, abgingen. Und Wahnwitz, oder die Anlage dazu, eine phantaſtiſche Einbildungskraft, iſt in einem rohen Zeitalter eben ſo ſelten, als unter den gemeinen und ganz ungeſitteten Ständen. Man muß, um ſchwärmen zu können, vielerley wiſſen, vielerley Ideen und Bilder im Kopfe haben; — beſonders ſich mit überſinnlichen Dingen beſchäftigen. Der ganz ſinnliche Menſch bleibt deßwegen leichter vernünftig, weil er nicht einen Fuß breit von dem Pfade alltäglicher Erfahrung abweicht. Indeß ſind doch aus der Heldenzeit der Griechen, die allein ihrer Dichtkunſt Stoff gab, zwey Rollen von Wahnwitzigen auf ihre Schaubühnen gekommen; die aber, wie es ſich von dem Zeitalter roher, kraftvoller und kriegeriſcher Menſchen vermuthen läßt, mehr wüthend als ſchwärmeriſch ſind, — der raſende Herkules, und der raſende Ajax. In beyden, die einen mehr fürchterlichen, oder eckelhaften Eindruck, als einen rührenden, machen, iſt doch ſo viel ſichtbar, daß die Dichter die Wirkung, welche ſolche zur Thierheit herabgeſunkne, große Menſchen auf die Gemüther der Anweſenden machen, nicht

ganz verkannten, daß ſie es darauf anlegten, den ehemaligen Verſtand, den Muth, die Verdienſte derſelben, im Contraſte mit ihrer gegenwärtigen Thorheit, ihrer Schwäche und ihren Vergehungen zu zeigen; daß ſie den edlen, tapfern Geiſt, der im Wahnſinne verloren gegangen war, in lichten Zwiſchenräumen wieder durchſchimmern ließen; und daß ſie von dieſem, zur Erweckung des Mitleides und der Furcht fähigen Stoffe, wenn ihn die Fabel ihnen darboth, Gebrauch zu machen ſuchten, ob ſie ſich gleich nicht des Wahnſinns abſichtlich als eines Mittels bedienten, ihre Schilderungen tiefer eindringend zu machen.

Dieß letztre aber hat Shakeſpear augenſcheinlich gethan. In zu vielen ſeiner Stücke werden diejenigen ſeiner Perſonen, für welche er vorzüglich Theilnehmung erwecken, oder durch deren Unglück er vorzüglich rühren will, wahnſinnig: als daß es bloß der Zufall ſeyn ſollte, welcher ihn auf Mährchen und Geſchichten der Art gebracht hat. Und die Scenen des Wahnwitzes ſind zu mannigfaltig und zu künſtlich bey ihm ausgemahlt, als daß er bloß dabey dem Faden der Ueberlieferung gefolgt ſeyn könnte. Im Hamlet allein kommen zwey Rol-

len dieſer Art vor. Hamlet iſt vom Anfange bis zum Ende in einem Zuſtande, von welchem man nicht genau weiß, ob es verſtellter Wahnſinn, oder melancholiſches, durch den Tod ſeines Vaters noch mehr erhitztes Temperament, oder ob es bloß ausſchweifender Schmerz und Zorn über dieſen einzelnen Vorfall iſt. Doch hievon in der Folge mehr. Außer ihm verfällt die ſanfte und liebenswürdige Ophelia, durch den Tod ihres Vaters, den ihr geliebter Hamlet ermordet, in eine völlige Abweſenheit ihres Verſtandes. Othellos Eiferſucht iſt vom Wahnſinne nicht weit entfernt: und eben die Zerrüttung ſeines Gemüths macht den Ausdruck ſeiner Leidenſchaft ſo kräftig und fürchterlich. Doch bey ihm ſteigt nur der Unſinn, in den jede heftige Leidenſchaft verſetzt, zu einem ungewöhnlichen Grade. Aber König Lear wird durch den Schmerz, über die Undankbarkeit ſeiner Tochter, völlig zum Thoren: und in eben demſelben Stücke ſpielt der verſtellte Wahnwitz Edgars, Sohns des Herzogs von Gloceſter, eine beträchtliche Rolle.

In neuern Zeiten weiß ich niemanden, der dieſen Kunſtgriff ſo gut benutzt, und ſo viel Fleiß darauf gewandt hätte, den Wahnſinn rührend zu ſchildern, als Richardſon in der

Geſchichte der Clementine. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen der glücklichen Stunden meiner Jugend, die mir die Leſung dieſes Stücks aus ſeinem Roman gewährte. Da empfand ich es zuerſt, daß nichts in der Welt einen höhern Grad von Wehmuth erregt, als eine Perſon, die uns durch ihre Geiſtesgaben und Tugenden Liebe und Bewunderung eingeflößt hat, ſelbſt der gemeinen Vernunft beraubt zu ſehn. Ohne mir die Urſachen des Eindrucks damahls entwickeln zu können, fühlte ich, daß dieſe Miſchung von Vernunft und Thorheit, von Größe der Geſinnungen mit ausſchweifenden Bildern, von Edelmuth und Güte im Charakter mit einer völligen Verſtimmung der Organe, eine höchſt anziehende Kraft auf mich beweiſe.

Es iſt doch wohl der Mühe werth zu unterſuchen, was denn eigentlich an der Sache ſey; welchen Werth der Wahnſinn, als dichteriſche Maſchine, habe; unter welchen Umſtänden und Bedingungen ſie ihre Wirkung thue; wo ſie am rechten Orte angebracht ſey, und wie ſie gemißbraucht werden könne.

Es ſcheint mir zuerſt, ſelbſt durch die Betrachtung des Shakespears und ſeiner Wahn-

witzigen klar zu ſeyn: daß ein Dichter, in deſſen Genie Stärke und Erhabenheit der Einbildungskraft, über die Richtigkeit und die Ordnung, welche vom Verſtande abhängt, die Oberhand hat, und der zugleich, von den Hülfsmitteln der Kritik und der Leitung eines geläuterten Nationalgeſchmacks, entblößt iſt, leicht darauf kommen könne, den Leidenſchaften ſeiner Perſonen dieſen äußerſten Grad von Heftigkeit zu geben, in welchem ſie in Raſerey, oder in Unſinn ausarten. Jede Leidenſchaft iſt mit einer gewiſſen Spannung der Einbildungskraft, und mit einem Irthume des Verſtandes verbunden. Je höher ſie ſteigt: deſto vollkommner iſt die Verblendung, in welcher ſich der Menſch in Abſicht ihres Gegenſtandes befindet. Der Dichter, welcher geneigt iſt, ſeine Verliebten oder ſeine Zornigen, bis zur höchſten Stufe der Ausſchweifung ihrer Begierde, oder ihrer Rachſucht zu verfolgen, wird ſie, auch ohne wirkliche Verrückung, als halb Raſende reden laſſen. Von dieſer Unordnung in dem Gemüthe, iſt nur noch ein Schritt bis zur Zerrüttung der Werkzeuge des Denkens. Und es kann daher der Dichter, welchem daran gelegen iſt, dieſen Zuſtand der äußerſten Leidenſchaft recht anſchau-

lich darzuſtellen, leicht darauf kommen, ihn in wirklichen Wahnwitz zu verwandeln. Da alsdann der Menſch von allen den Banden, die ihm ſonſt die Furcht vor der Schande, und die Rückſicht auf ſeinen Stand, auf die Meinung der Welt und die Folgen ſeiner Reden und Handlungen, anlegt, befreyt iſt: ſo iſt er ein deſto vollkommneres Ideal von dem, was in der Seele aller von Leidenſchaft eingenommnen Menſchen vorgeht, was aber von denen, deren Gehirn noch nicht krank, und deren Selbſtbewußtſeyn noch nicht geſchwächt iſt, aus Bewegungsgründen des Vortheils oder der Ehre, verheimlicht, oder gemäßigt wird.

Nun iſt aber dieß der Charakter, — nicht der erſten Geiſteswerke unter einfachen Naturmenſchen — ſondern der erſten poetiſchen und ſchriftſtelleriſchen Verſuche, unter Völkern, die ſich aus der Barbarey, nach dem Muſter älterer, verfeinerter Nationen, emporarbeiten: daß ſie in allen Dingen das Aeußerſte ſchildern. Die mittlern Stufen und die gemiſchten Schattirungen in den Veränderungen der Dinge, werden nur, nach vielen angeſtellten und verglichnen Beobachtungen, wahrgenommen: und, um ſie richtig in der Schilderung zu treffen, iſt

eine lange Uebung der Hand und des Pinſels nöthig. Aber der höchſte Grad in jeder Sache fällt zuerſt in die Augen, und ein blendendes Licht löſcht alle andern Farben aus. Man findet auch den Ausdruck für ſeine Bilder leichter, wenn man ihm keine Schranken ſetzen darf. Wozu noch kommt, daß, um bey einem noch rohen und ungebildeten Volke, ſeinen Endzweck der Rührung zu erreichen, der Dichter nöthig hat heftige Erſchütterungen hervorzubringen: welches nur durch die Größe der Unglücksfälle, das Wunderbare in der Folge der Begebenheiten, und den Ungeſtüm der Leidenſchaften geſchehn kann. *)

Wenn aber auch dieſe Betrachtung nicht auf alle erſten, großen Dichter, die in einem noch barbariſchen Zeitalter bey Nationen erſcheinen, anwendbar wäre: ſo iſt ſie doch vom Shakespeare unſtreitig wahr. Sein Genie, der Geiſt ſeiner Zeit, der Charakter und der Geſchmack des Publicums, für welches er ſchrieb, führten ihn ſämtlich darauf, in der Manier des Buo-

*) Auch Dantes Gemählde ſind ſchrecklich und ungeheuer: und wo er das Gemüth des Leſers rühren will, zerreißt und verwundet er es vielmehr.

narotti zu arbeiten, das Groſze, welches an das Ungeheure gränzt, in ſeinen Schilderungen zu ſuchen; und ſo wohl den Charakteren, als noch vielmehr den Leidenſchaften ſeiner Perſonen, den höchſten Schwung, die gröſzte Ausdehnung, und die heftigſten Aeuſzerungen zu geben, deren jede Gattung derſelben fähig iſt. Die Liebe einer Julie iſt brennendes Feuer, eine über alles, auch über die Liebe zum Leben, ſiegende Zärtlichkeit. Der Haſz und die Rachbegierde des Hamlets gegen die Mörder ſeines Vaters, die Eiferſucht des Othello, der Zorn des Lears über den anſcheinenden Kaltſinn ſeiner jüngſten Tochter, die Undankbarkeit der beyden ältern, der blutdürſtige Ehrgeitz des Macbeth und noch mehr ſeiner Gemahlin: alles dieſz ſteigt bis zum höchſten Grade, wo es anfängt unwahrſcheinlich und unglaublich zu werden. Die Züge jeder Begierde und jedes Gemüthszuſtandes, ſind, wie es ſich von einem ſolchen Genie erwarten läſzt, richtig aufgefaſzt; aber in ihrer Darſtellung iſt Uebertreibung. Sie ſind unnatürlich vergröſzert oder verſtärkt, und mit einfachen, blendenden, grell gegen einander abſtechenden Farben ausgemahlt, um ſie auffallend ſichtbarer zu machen. Bey einem ſo von der Natur und

ſeinem Zeitalter gebildeten Dichter alſo, der die moraliſchen und geiſtigen Erſcheinungen wohl zu erkennen wußte, aber ſie gern rein, abgeſondert von allen einſchränkenden Nebenzügen, und in ihrem vollen Umfange ſchildern wollte: bey einem ſolchen Dichter iſt der Hang, ſeine leidenſchaftlichen Perſonen phantaſtiſch zu machen, oder durch ihre Leidenſchaft ſelbſt ihre Vernunft zerrütten zu laſſen, ſehr begreiflich. Das, was unnatürlich und unwahrſcheinlich, in den Reden des zornigſten, oder des verliebteſten Menſchen, ſeyn würde, ſo lange er noch bey geſunder Vernunſt iſt: das wird natürlich und wahrſcheinlich, ſobald die Liebe, oder der Haß ihm das Bewußtſeyn geraubt hat, und die Leidenſchaft aus ihm, gleichſam wider ſeinen Willen, ſpricht. Dann kommen, wie es ſcheint, gerade die verborgenſten Ideen und Empfindungen, welche den geſchilderten Gemüthszuſtand auszeichnen, zum Vorſchein: da ſie ſonſt immer noch, durch den Zwang der äußern Sittſamkeit, oder der guten Lebensart, zurück gehalten werden.

Ein Umſtand kommt noch bey Shakespearen hinzu, der ihm ganz eigenthümlich iſt: das iſt ſeine eigne phantaſiereiche Philoſophie, in die er ſich ſo gerne verliert. Das, was ihn vor

allen Dichtern, die bey irgend einer Nation, noch vor der Bildung des Nationalgeſchmacks erſchienen ſind, auszeichnet, iſt der Reichthum und die Tiefe ſeiner moraliſchen und politiſchen Betrachtungen. Er bringt dieſe nicht immer da an, wo ſie in dramatiſchen Werken allein tadellos ſind, — wo ſie nähmlich in den Gang der Handlung eingreifen, dem Charakter der Redenden angemeſſen, und aus ihrer Lage erklärbar ſind. Er ſcheint zuweilen in ſeiner eignen Perſon aufzutreten, und ſeine eigne Welterfahrung und Menſchenkenntniß unter fremden Nahmen vorzutragen. Aber dieſe ſeine Philoſophie hat immer etwas phantaſiereiches und ſchwärmeriſches; und knüpft ſich an groteske und ſeltſame Bilder am liebſten an. Je mehr er ſchwärmt: deſto tiefer denkt er, mit deſto mehr Glücke philoſophirt er. Kein Wunder alſo, daß er auch den Perſonen, welche er in ſeinen Schauſpielen auftreten läßt, eine überſpannte Phantaſie, einen zur Schwärmerey geneigten Charakter, eine ſeltſame und eigenthümliche Art die Dinge anzuſehen, giebt; — kein Wunder, daß er ſie gerne in dem Zwielichte zwiſchen Verſtande und Wahnſinn, halb außer ſich und halb noch ihrer ſelbſt bewußt, darſtellt.

Indem er dieſen ſonderbaren Gemüthszuſtand ſeiner Helden ſchildert, hat er Gelegenheit, ſeiner eignen Phantaſie die Zügel ſchießen zu laſſen, und ohne Rückhalt über die Gegenſtände alles zu ſagen, was ihm ſein excentriſcher Genius eingiebt.

Es ſcheint mir aber auch, zweytens, etwas in dem Nationalcharakter und dem Nationalgeſchmacke der Engländer zu liegen, welches ihre Dichter mehr, als die Dichter andrer Nationen, auf den Gebrauch dieſes Hülfsmittels, den rührenden, oder erſchütternden Eindruck ihrer Schilderungen zu verſtärken, gefährt hat. Es iſt wenigſtens gewiß, daß auf den Engliſchen Schaubühnen, dieſe Scenen, wo die Betrübniß in eine an die Verzweiflung gränzende Melancholie übergeht, die Liebe zur Schwärmerey oder zum Wahnſinne, der Zorn zur Wuth, die Rachgier zur Raſerey wird, — kurz, wo dieſe Leidenſchaften ſich in Formen darſtellen, wie ſie zu erſcheinen pflegen, wenn ſie von der ſie einſchränkenden Gewalt der Vernunft gänzlich entbunden ſind, ein vorzügliches Glück gemacht haben. Es iſt gewiß, daß ſelbſt ihre Kunſtrichter im Shakespear diejenigen Stücke vorziehen, wo dergleichen Charaktere vorkommen, und daß

ſie die Größe ſeines Genies vorzüglich in der Art erkennen, wie er die Geiſter, die Unholde, die Hexen und die durch Leidenſchaft außer ſich gebrachten Menſchen reden zu laſſen weiß *).

*) Es kann allerdings befremden, daß eine Nation, welcher man mehr philoſophiſchen Geiſt und weniger Hang zum Wunderbaren, als andern Nationen zuſchreibt, deren vornehmſte Fähigkeit überlegender Verſtand, und die ſchwächſte dichtende Einbildungskraft zu ſeyn ſcheint, doch in den Geiſteswerken, welche zu ihrem Vergnügen beſtimmt ſind, Auftritten, wo nichts als Einbildungskraft, und dieſe, in aller ihrer Regelloſigkeit, und beſonders mit dem ganzen Gefolge ihrer wildeſten Ausgeburten, der Geiſter, Zaubereyen und Wunder, herrſcht, einen ſo vorzüglichen Beyfall giebt. Außer Hamlet, Lear und Romeo, gehören, von den ernſthaften Schauſpielen Shakeſpears, der Sturm und Macbeth unter die Lieblingsſtücke der Engländer: von denen das erſtre ganz auf ein Syſtem der Zauberey gebauet und eine Schilderung deſſelben iſt; das andre die Haupthandlung durch eine Hexenſcene einleitet, und ſeinen erſchütternden Eindruck durchaus, durch die Verbindung deſſen, was in den Leidenſchaften der Menſchen, und was in ihrem Aberglauben ſchreckliches iſt, erhält. Welcher Engliſche Kunſtrichter, bis auf den ernſthaften und, bey Beurtheilung der Dichter, faſt zu kalt philoſophirenden Johnſon, hat es unterlaſſen, die Schöpferkraft des Shakeſpearſchen Genies, in der Bildung ſo wunderbarer und doch ſo charakteriſtiſch beſtimmter Weſen,

Hamlet und König Lear ſind noch immer zwey Lieblingsſtücke der Engländer; und in dem erſten verfehlt beſonders die Rolle der verrückten Ophelia, nach allen Berichten von der Engliſchen

---

als der ungeſtalte und bösartige Caliban, und der gewandte und gutmüthige Ariel ſind, zu bewundern? Alle haben ſich über das Anziehende, das Eigenthümliche oder das fürchterlich-Erhabne, das er ſeiner Dämonen- und Geiſter-Welt zu geben weiß, als über einen Beweis ſeiner höhern Geiſteskräfte, ausgebreitet.

Das befremdende dieſer Erſcheinung wird noch vermehrt, wenn wir ihr die Werke und die Kritik einer Nation gegen über ſtellen, welche, an ruhiger Vernunft, weit hinter den Engländern zurückzubleiben, an lebhafter Einbildungskraft ſie zu übertreffen ſcheint. Alle ſolche regelloſe Ausflüge der letztern ſind aus den Dichter-Werken der Franzoſen verbannt, und werden von ihren Kunſtrichtern gemißbilligt. Strenge Wahrſcheinlichkeit und nüchterne Vernunft herrſcht durchaus in ihrer Poeſie: und das Wunderbare, und die Schwärmereyen der Einbildungskraft ſind dergeſtalt aus ihr verbannt, daß ſelbſt die lyriſche Begeiſterung, welche die Ode erfordert, in ihr nicht hat Platz finden können. Wie iſt dieſes Räthſel zu löſen? Wie läßt ſich dieſer Widerſpruch, zwiſchen dem Charakter und Geiſte, welchen eine Nation ſelbſt in ihren ernſthaften Handlungen und Reden zeigt, und zwiſchen dem, nach welchem ſie ihre Zeitvertreibe anordnet, und alle für ihr Vergnügen arbeitende Schriftſteller beurtheilt, erklären? — Es würde mich zu weit führen, wenn

Schaubühne, nie, wenn ſie nur mittelmäßig geſpielt wird, die Zuſchauer zu rühren. Es ſey nun, daß Dichter und Publicum dieſen Geſchmack unter ſich gemein hatten; es ſey, daß die

---

ich alle Urſachen, die ſich von dieſem Unterſchiede des Nationalgeſchmacks, bey den Franzoſen und Engländern, auffinden laſſen, entwickeln wollte. Es kam mir hier nur darauf an, ihn zu bemerken. Vielleicht ſucht jeder Menſch, natürlicher Weiſe, in den Geiſtes-Werken, die ihn vergnügen ſollen, gerade die Vollkommenheit, welche ihm fehlt. — Erholung iſt immer der Uebergang aus einem gewöhnlichen Zuſtande, in einen ungewöhnlichen; aus einem der ſchon lange gedauert hat, in einen neuen. Ueberdieß erregen gute Muſter in einer Gattung, zu der wir ſelbſt nicht Fähigkeit haben, wofern wir nur ihre Vollkommenheit einſehen, doppelte Bewunderung. — Vielleicht verlangt auch endlich die Nation, deren Gemüth allzu leicht beweglich iſt, ein ruhiges, gemäßigtes Feuer in den Werken ihrer Dichter, — da hingegen die, nicht ſo leicht der Rührung empfängliche, durch wunderbare Auftritte und erſchütternde Situationen erweckt ſeyn will.

So viel iſt gewiß, daß, da das Genie eigentlich eine, ohne Regel, und doch auf eine vollkommne Art, wirkende Geiſteskraft iſt, ſich daſſelbe beſonders in ſolchen Erdichtungen zeigen kann, bey welchen, weil ſie von der Natur abweichen, oder über dieſelbe hinausgehn, es bloß ſich ſelbſt zum Führer, und das ihm vorſchwebende Ideal des Schönen und Erhabnen zur

erſtern durch die Beobachtung deſſen, was dem zweyten gefiel, ſich leiten ließen: immer wird es dadurch begreiflich, warum im Engliſchen Schauſpiele mehr, als in den dramatiſchen Werken andrer Nationen, ſolche Rollen vorkommen, wenn wir wiſſen, daß ſie in England vorzüglichen Beyfall finden.

Dieſer Geſchmack der Nation ſcheint wirklich aus ihrer Achtung für Vernunft, und aus einer gewiſſen philoſophiſchen Denkungsart, zu entſtehn. Ich denke Muralt, oder irgend ein andrer Beobachter der Engliſchen Nationalſitten

---

Vorſchrift hat. Wo der Stoff nichts iſt, kann ſich die Form deſto mehr zeigen. Der Engländer findet ohne Zweifel Zaubereyen, eine Hexen-Verſammlung, ein Heer Dämonen, die einem Beſchwörer unterworfen ſind und durch Zauberformeln regiert werden, an ſich eben ſo abgeſchmackt und widerlich, als ſie den Franzoſen und Deutſchen vorkommen. Aber er empfindet vielleicht mehr, als dieſe, das Verdienſt, welches dabey iſt, Ungeheuern eine hypothetiſche Wahrheit und Schicklichkeit zu geben, in den Unſinn Vernunft, und in die Häßlichkeit ſelbſt eine gewiſſe Anmuth oder eine Art von Erhabenheit zu bringen. Am Shakespear ſchätzen die Engliſchen Kunſtrichter überdieß noch das Verdienſt, daß er ſich mit dem Syſtem dieſer alten Thorheiten ſo genau bekannt gemacht und ſie ſo getreu geſchildert hat.

merkt an, daß der Engländer ſich kein größeres Unglück, als den Zuſtand eines verrückten Menſchen zu denken wiſſe; daß Eltern ihre Kinder nach Bedlam zu bringen pflegen, um ihnen dieſe Scenen des Elendes und der Erniedrigung der menſchlichen Natur zu zeigen, und ſie dadurch kräftiger vor den Ausſchweifungen zu warnen, welche von ferne dazu führen. Ich weiß nicht, ob dieſe Thatſache wahr iſt: aber das wiſſen wir alle, daß Hogarth die Reihe der Schilderungen, durch welche er den Fortgang der Liederlichkeit und des Laſters, bis zu ſeiner äußerſten Höhe, und zugleich bis zu ſeiner letzten Beſtrafung, vorſtellt, mit einer Bedlamsſcene ſchließt, und ſeinen durch Kummer und Gewiſſensbiſſe wahnwitzig gewordnen Helden, in dieſer eckeln und traurigen Geſtalt, erſcheinen läßt. Ein Beweis, daß auch er darauf rechnete, für keine Art des Unglücks ein ſtärkeres Mitgefühl bey ſeiner Nation, als für die Beraubung der Vernunft, zu finden.

In der That, derjenige Menſch, welcher im vernünftigen Nachdenken ſeinen vornehmſten Stolz und ſeine Freude findet, dem Ordnung, Wahrheit und Schicklichkeit im Reden und Handeln über alles wichtig, und ihm auch ſelbſt eigen iſt: der muß einen vernunftloſen Zuſtand

für ſchrecklicher, als Schmerz und Tod, halten. Und wenn er nun noch dazu einen zuvor weiſen und edlen Mann, ein fein und richtig empfindendes Weib in eine ſolche Geiſtes-Abweſenheit verfallen ſieht; wenn er, mitten unter ihren thörichten und ausſchweifenden Reden, die Spuren ihres ehemahligen Scharfſinns, ihres Edelmuths, oder ihres Zartgefühls entdeckt: dann muß er zu der tiefſten tragiſchen Rührung geſtimmt werden.

Dieſen Hang zum Nachdenken, dieſe vorzügliche Werthſchätzung der Vernunft und des Vernünftigen, kann man den Engländern ſicher nicht abſprechen. Aber ein ſo edles Princip iſt vielleicht nicht die einzige Urſache, welche die Erſcheinung, wovon ich rede, zu erklären dient. Auch die natürliche Kälte ihres Temperaments, die ein wirklicher Fehler deſſelben iſt, kann dazu beytragen. So wie ſie mit großem Nachdrucke und ſelbſt mit Heftigkeit zu Werke gehn, ſobald ſie einmahl in Bewegung gebracht ſind: ſo widerſtehen ſie anfangs den Eindrücken, die man auf ſie machen will, und wollen anhaltend oder ſtark erſchüttert ſeyn, ehe ſie auf irgend eine Art gerührt werden. Dieſer Zug des Nationalcharakters kann gemacht haben, daß ihre Dich-

rer auf die äußerſten Mittel, das Mitgefühl ih-
rer Leſer, oder Zuhörer zu erwecken, haben den-
ken müſſen. Und ein ſolches äußerſtes Mittel
iſt es, das Unglück oder die Leidenſchaft des
Helden, ſelbſt über ſeine Menſchheit, d. h. über
ſeine Vernunft, triumphiren zu laſſen. Ein ſo
ſtumpfes Gefühl, als auf welches Shakespear
zu wirken hatte, mußte durch ſolche verwunden-
de Stacheln gereitzt werden.

Aber nun, drittens, wenn wir von den
Umſtänden der Zeiten und Oerter gänzlich abſe-
hen; wenn wir weder den Grad der Geiſtesbil-
dung in einer gewiſſen Periode, noch den eigen-
thümlichen Geſchmack bey einem gewiſſen Volke
mit in Rechnung bringen: was ſind, auch noch
bey uns, — was ſind zu allen Zeiten, Schilde-
rungen der Art werth, wie Hamlet, Ophelia,
Lear und Clementine ſind?

Ich ſehe zuerſt auf die Wahrheit der Schil-
derung: und ich bemerke, daß, da in der wirklichen
Welt diejenigen Menſchen ſelten ſind, welche
Phantaſie genug haben, um, im eigentlichen
Sinne des Worts, zu ſchwärmen; — da die
Gelegenheiten ſelten ſind, welche die Menſchen
in ſo heftige Leidenſchaften verſetzen, daß ihr
Gehirn dadurch zerrüttet wird, auch in den

Nachahmungen der Dichter, Auftritte der Art nur ſparſam angebracht werden müſſen, und immer nur dann, wenn ſie durch die Anlagen und Charaktere der Perſonen, welche darin ihre Rolle ſpielen, und durch die Vorfälle, wodurch ſie in dieſen Zuſtand verſetzt wurden, hinlänglich vorbereitet worden ſind. Es giebt nähmlich, der Erfahrung zufolge, gewiſſe Leidenſchaften, die mehr, als andre, auf den ganzen Nervenbau und die Werkzeuge des Denkens wirken: es ſey, weil in ihnen ſelbſt mehr körperliches iſt, und ſie, aus phyſiſchen Bedürfniſſen und Vorſtellungen der Einbildungskraft, zugleich entſtehn; es ſey, weil ſie den Körper in eine größere Mitleidenſchaft ziehn, und die Säfte mehr in Unordnung bringen. So hat man von Stolz und Liebe von je her geſagt, daß ſie mehr Narren gemacht haben, als alle übrigen Leidenſchaften zuſammengenommen. Zorn und Rachſucht ſind, wenn ſie auf einen hohen Grad ſteigen, mit der Raſerey, — eine anhaltende Traurigkeit iſt mit der Schwermuth verwandt. Die Schwärmereyen der Julie alſo, uud der Wahnſinn der Clementine ſind in der Natur: und ſie rühren eben deßwegen mehr, weil wir ſie nicht unwahrſcheinlich finden. Aber iſt der Schmerz

über den Tod eines Vaters, der Unwille gegen Ehebrecher und Mörder, oder der Haß gegen unrechtmäßige Gewalthaber eben ſo geneigt dazu, in melancholiſchen, oder wüthenden Wahnſinn überzugehn? Iſt Hamlets Verirrung, vorausgeſetzt, daß man ſie nicht ganz für eine angenommene Larve hält, — iſt der Ophelia plötzliche Verrückung auch den Geſetzen der Natur und der Wahrſcheinlichkeit gemäß? Kann Undankbarkeit der Perſonen, von welchen man Liebe und Ergebenheit in einem hohen Grade erwartete, — können körperliche Leiden auch wahnſinnig machen, ſo wie es der König Lear unter dieſen Umſtänden wird?

Zwar bey Ophelien ſcheint der ſonderbare Abſtich zweyer ſich vereinigenden Leidenſchaften, der Zärtlichkeit gegen Hamlet, als ihren Liebhaber, und des Haſſes gegen ihn, als gegen den Mörder ihres Vaters, auch eine außerordentliche Verwirrung ihrer Vorſtellungen zu rechtfertigen. *) Nur daß der Zuhörer dieſen Zuſammenhang empfinde, und von dieſer Wahrſchein-

*) Ihre Lage iſt der, worinn ſich Chimene im Cid des Corneille befindet, ähnlich. Aber wie verſchieden iſt der Gebrauch, den beyde Dichter davon machen!

lichkeit getäuſcht werde, — dazu iſt von der Lei-
denſchaft der Ophelia gegen Hamlet zu wenig
geſagt. Dieſer zeigt ſich als phantaſiereicher
und feuriger Liebhaber: jene zeigt ſich nur we-
nig, als ſeine leidenſchaftliche Geliebte. Man
argwohnt zwar ihre geheime Zuneigung zu dem
Prinzen: aber was man ſieht, iſt nur ihr Ge-
horſam gegen ihren Vater, der ſie vor dieſer
Zuneigung warnt.

So wie gewiſſe Leidenſchaften eher, als an-
dre, in Wahnſinn ausarten: ſo ſind gewiſſe
Temperamente, gewiſſe Anlagen des Kopfs und
des Herzens, wenigſtens nach der allgemeinen
Meinung, bey außerordentlichen Unfällen, zu die-
ſer Art der Verſtimmung, welche der Einbildungs-
kraft die Herrſchaft über die Vernunft giebt,
mehr als andre aufgelegt. Die, welche, auch im ge-
ſunden Zuſtande, mit allem was ſie ſehen und hö-
ren, eine Menge Bilder ihrer Phantaſie verbin-
den, — die, welche von dieſen Bildern oft
ſo lebhaft gerührt werden, daß ſie ſich von ih-
nen beynahe, als von Wirklichkeiten, täuſchen
laſſen: ſolche Perſonen ſcheinen wenigſtens
der Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, — im Falle ihre
Einbildungskraft noch mehr, als gewöhnlich, er-
höhet wird, und ihre Lebenhgeiſter noch mehr

in Bewegung geſetzt werden, bis zu einer wirklichen Verwechſelung ihrer Vorſtellungen mit den Dingen kommen zu können. Ich ſage, ſie ſcheinen. Denn in der That iſt es bey einem Zuſtande der Seele, der, wie der Wahnwitz, zugleich Krankheit des Körpers iſt, noch unausgemacht, ob geiſtige Eigenſchaften und Fertigkeiten viel beytragen können, ihn zu befördern, oder zu verhindern. Auch wird man vielleicht, wenn man die Erfahrung zu Rathe zieht, die dichteriſche Schwärmerey nicht eben, als eine Anlage und eine Vorbereitung zum wirklichen Wahnſinne, anſehen dürfen. Indeß zur theatraliſchen Täuſchung iſt das genug, was die Menſchen glauben: und eine bloße Aehnlichkeit zwiſchen Urſachen und Wirkungen kann oft einem wirklichen Zuſammenhange gleichgelten, um die Erfolge wahrſcheinlich zu machen. — Shakespear im Hamlet, und in der Julie, noch mehr aber Richardſon bey der Clementine haben dieſe letztre Regel vollkommen beobachtet. Die zarte, empfindſame, aber zugleich kalt vernünftige und ſtets nachdenkende Henriette Byron, oder Clariſſa Harlowe durfte, auch durch fehlgeſchlagne Liebe und gehäufte Unglücksfälle, nicht zur Schwärmerin gemacht werden: oder jedermann

wäre von dem Contraſte ihres gewöhnlichen Gemüths-Zuſtandes, mit demjenigen, in welchen ſie die Leidenſchaft verſetzte, beleidigt worden. Aber bey der Clementine iſt es dem Leſer nicht unwahrſcheinlich, daß Stolz, Liebe und Religion, die zugleich auf eine warme, Italiäniſche Enbildungskraft, ein äußerſt empfindliches Herz und ein zartes Nervengebäude wirken, — da dieſe Leidenſchaften in Streit mit einander geriethen, und äußere Hinderniſſe ſich ihrer Befriedigung entgegenſetzten, — die ſchwächere Vernunft überwältigen.

Den Hamlet bekommen wir zwar im Stücke des Shakespears nicht eher zu ſehn, als da der Vorfall, welcher ſein Gemüth erſchüttert, ſchon vorgegangen iſt. Und wir können alſo nicht genau beurtheilen, was Anlage und Charakter, und was bloß gegenwärtige Gemüthsſtimmung und Leidenſchaft bey ihm iſt. Indeſſen läßt ihn Shakespear, in dem Laufe des Stücks ſelbſt, in ſo verſchiednen Verhältniſſen auftreten, und über ſo mannigfaltige Gegenſtände ſeine Gedanken äußern: daß wir uns hinlänglich davon überzeugen können, ſeine ganze Art zu denken ſey phantaſiereich; er lebe immer in einer Welt von Ideen, und er bekleide die-

ſelben gewöhnlich mit ſo glänzenden Farben, als wenn er ſelbſt davon getäuſcht wäre.

Aber in der Ophelia hat Shakespear dieſe Uebereinſtimmung, zwiſchen dem geſunden und dem kranken Zuſtande, weniger beobachtet. Sie iſt ein zärtliches, aber ruhiges, ſehr biegſames und ihrem Vater gehorſames Mädchen. Auch bey dem, zur Zeit des Glücks, brauſenden, ungeſtüm auffahrenden, hartnäckig auf ſeinem raſchen Entſchluſſe beharrenden Lear, ſcheint die Wendung, welche, zur Zeit des Unglücks, ſein Unwille und ſein Schmerz nimmt, — ſcheint die Wirkung, welche die Undankbarkeit ſeiner Töchter bey ihm hervorbringt, nicht eben ſo natürlich und vorbereitet zu ſeyn. *)

Sehen wir zweytens auf die dichteriſche Wirkung ſolcher Scenen, an ſich betrachtet: ſo iſt die Kraft derſelben, das menſchliche Herz zu rühren, unleugbar; und die Gelegenheit, welche

*) Im Julius von Tarent, einem Stücke, das viele Spuren von Genie, einige von Nachahmung, und manche eines noch nicht völlig geläuterten Geſchmacks enthält, iſt der Wahnſinn, in welchen Blanka verfällt, ebenfalls ohne alle Wirkung, oder macht eine widrige, weil er auf keine Weiſe vorbereitet iſt.

ſie dem großen Dichter geben, lehrreich und anziehend zu ſeyn, iſt augenſcheinlich.

Schon an und für ſich iſt es etwas erſchütterndes, in der menſchlichen Geſtalt, ein vernunft- und bewuſtloſes Weſen zu ſehn. Wenn wir aus nichts anderm erkennten, daß die Vernunft nicht nur unſern Adel, ſondern unſer eigentliches Weſen ſelbſt ausmacht: ſo würden wir es aus dem ſchreckenden Eindrucke erkennen, den Wahnwitzige auf die meiſten Menſchen machen. Weiß uns nun der Dichter dieſen Zuſtand täuſchend darzuſtellen, ohne ihn doch eckelhaft, oder lächerlich zu machen; weiß er das Erſchütternde einer ſolchen Erſcheinung beyzubehalten, und das Häßliche, welches in der Natur damit verbunden zu ſeyn pflegt, zu entfernen: ſo verſchafft er uns eine der zwar traurigſten, aber zugleich der merkwürdigſten Erfahrungen aus dem menſchlichen Leben, und erſpart uns das unangenehme Gefühl, ohne welches wir, in der wirklichen Welt, gleiche Erfahrungen nicht einſammeln könnten. Er verſetzt uns in eine tiefe Rührung über die Unfälle, denen die menſchliche Natur ausgeſetzt iſt, und giebt uns zugleich durch die Art, wie er dieſe Unfälle ſchildert, ei-

nige tröſtende, oder uns wieder erheiternde Vorſtellungen.

Was nähmlich, zweytens, nach meiner Empfindung, dieſe Scenen im Shakespear und Richardſon ſo anziehend macht, ſind die Spuren des Verſtandes, oder des Edelmuths, welche ſich in den Reden ihrer Wahnwitzigen finden, und die auf die Naturgaben und die ehemahligen Tugenden des Geiſtes, welcher nun für ſich ſelbſt und für die Welt verloren iſt, ſchließen laſſen. Nur dann kann uns die kranke Einbildungskraft eines Menſchen ſehr jammern; wenn wir wiſſen, oder ahnden, daß die geſunde im Stande ſeyn würde, vortreffliche, ſchöne, oder erhabne Bilder hervorzubringen. Nur dann können wir, über die überſpannten und ausſchweifenden Gefühle eines durch Leidenſchaft außer ſich geſetzten Menſchen, mehr gerührt, als unwillig werden, wenn wir bemerken, daß ſeine natürliche Empfindungsart gut und edel geweſen ſeyn müſſe. Daher muß es alſo immer ein nicht gemeiner Menſch ſeyn, deſſen Wahnſinn in der dichteriſchen Nachahmung gefallen kann. Der Menſch von alltäglichem Kopfe und Herzen wird, wenn er die Schranken der Vernunft und des Anſtandes durchbricht, im eigent-

lichen Verſtande ein Narr; — ein eckelhafter Gegenſtand, deſſen Schilderung ſich zwar Shakespear und ſeine Zeitgenoſſen erlaubt haben, der aber einem gebildeten Zeitalter nothwendig mißfällt. Aber wenn ein Hamlet und eine Clementine das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt und die Wahrnehmung der Dinge außer ſich verlieren: ſo ſchließen ſie uns nur deſto mehr von den verborgenſten Gedanken und Gefühlen ihrer eignen Seele auf; und dieſe Gedanken ſind mannigfaltig, gründlich, witzig, dieſe Gefühle ſind edel, menſchenfreundlich, oder doch ſtark und originell.

Und dieß führt mich auf den zweyten Hauptvortheil, den der große Dichter von ſolchen Charakteren zieht: dieſer iſt, daß er ihnen ſeine Philoſophie, wenn er deren hat, in den Mund legen, und in ihrem Munde ſeinen Beobachtungen und Lehren eine ſo erhöhete poetiſche Farbe, ſeiner Weisheit, durch den Abſtich der damit verbundnen Thorheit, ein ſo großes Leben geben kann, als er kaum auf irgend einem andern Wege mit Schicklichkeit und Natur zu verbinden weiß. Der Menſch bey geſundem Verſtande hält mit dem, was er denkt, zurück, und ſagt jedesmahl nur ſo viel davon, als zu dem

vorliegenden Gegenſtande gehört, oder zu ſeinem Zwecke zureicht. Er mäßigt überdieß ſein Feuer, wenn er deſſen in der Einbildungskraft, oder in ſeinen Empfindungen hat, und hütet ſich vor einem allzu poetiſchen Schwunge. Der Menſch hingegen, welcher außer ſich iſt, verliert ſich in ſeine Ideen, und wird, durch leichte und oft ſeltſame Uebergänge, von einem Gegenſtande auf den andern geleitet. Er iſt immer, wie allein: und redet immer, wie mit ſich ſelbſt. Kein Wunder, daß wir ihn alſo beſſer, als jeden andern, kennen lernen; und daß, wenn Kenntniſſe und edle Empfindungen in ihm geſammelt liegen, er uns beyde, zwar in Unordnung und zerſtückelt, aber doch mit derjenigen Wahrheit und demjenigen Nachdrucke mittheilt, welche die Aufhebung aller Rückſichten den menſchlichen Reden zu geben pflegt. — Dabey iſt ſeine Phantaſie immer in Bewegung. Und alles was er denkt, hüllt ſich in Bilder ein, oder knüpft ſich an ſolche an. Die Reden eines Wahnwitzigen ſind Reihen von Räthſeln, die wir, aus ſeinem Gemüthszuſtande und aus den vorigen Begebenheiten ſeines Lebens, mehr entziffern, als den Worten nach verſtehn. Aber eben deßwegen machen die Gedanken deſſelben, wenn

wir ſie errathen, und dann doch Wahrheit, Beobachtung, oder eine den Sachen angemeſſene Empfindung in denſelben entdecken, tiefern Eindruck. Die vernünftigen Betrachtungen eines Thoren ſind Blitze in der Nacht, welche deſto heller leuchen. Daher kommt es, daß einer der an Philoſophie reichſten Dichter, und in deſſen Philoſophie die größte Originalität herrſcht, Shakespear die Schilderungen eines zwiſchen Wahnſinne und Vernunft ſchwebenden Menſchen ſo ſehr liebt, und in ſeinen Stücken gehäuft hat. Daher kommt es, daß bey einer Nation, in deren Dichtkunſt, urſprünglich wenigſtens, und ehe fremde Muſter ihren Nationalgeſchmack gemodelt hatten, alles auf ſtarken Eindruck berechnet war, jene Schilderungen ſo viel Beyfall gefunden haben. Bey den Franzoſen hingegen, wo Anſtand, Schicklichkeit und Eleganz ſehr zeitig den hohen Dichterſchwung und das tiefe Gefühl gemäßigt haben, ſind Auftritte der Art von der Bühne faſt gänzlich verbannt worden.

Eine ſichere Schlußfolge aus dieſen Betrachtungen iſt: daß, wenn der Wahnſinn auf der Schaubühne wirklich, als eine Maſchine, anzuſehn iſt, durch welche man Begebenheiten, oder Reden vorbereiten will, die etwas wunderbares

enthalten, und die, ohne dieſelbe, unnatürlich und unwahrſcheinlich wären, — er, ſo wie alle Maſchinen, nur ſelten gebraucht werden müſſe, wenn er nicht alle ſeine Wirkung verlieren ſoll. Zwey Wahnwitzige in einem Stücke, wie Hamlet, und Ophelia, (wozu, in dieſem Trauerſpiele, auch noch Polonius kommt, der, zwar nicht verrückt, aber doch ſchwach bis zur Blödſinnigkeit, und das iſt, was die Franzoſen einen radoteur nennen,) ſind ſicher ſchon zu viel. Nicht nur wird ſich niemand bereden, daß unter einer ſo kleinen Anzahl von Menſchen, zu derſelben Zeit, zwey Perſonen vorhanden ſeyn ſollten, die, gleich ſchwärmeriſch in ihrer Imagination und gleich heftig in ihren Leidenſchaften, — die Anlagen durch Unglücksfälle verrückt zu werden, gemein hätten. Sondern auch das Rührende und Eindringende, welches ein in Unordnung gebrachter Verſtand, und eine wild ſchwärmende Empfindſamkeit in ihren Aeußerungen haben können, verliert ſich, wenn dieſe Aeußerungen zu lange dauern, unter den widrigen Eindrücken, welche alles Vernunftloſe, Unzuſammenhängende, und Räthſelhafte macht.

So viel von dieſer Art der Charaktere überhaupt. Was den von Hamlet insbeſondre be-

trifft, ſo wünſchte ich, daß Johnſon, — unter den Auslegern Shakespears ohne Zweifel derjenige, welcher am tiefſten in ſeines Dichters Geiſt eingedrungen iſt, und am beſten auszudrücken weiß, was er darin findet, — ich wünſchte, ſage ich, daß Johnſon das Eigenthümliche des Hamletſchen Charakters, und den wahrſcheinlichen Endzweck den der Dichter durch ihn zu erreichen ſich vorgenommen hatte, eben ſo entwickelt hätte, wie er den Charakter des Polonius aus einander geſetzt hat. Die Johnſonſche Anmerkung über ihn iſt zu ſchön, als daß ich ſie meinen Leſern vorenthalten könnte.

Auch des Polonius Charakter, in der Tragödie Hamlet, iſt räthſelhaft, und ſcheint unerklärliche Widerſprüche in ſich zu vereinigen. In den Anweiſungen, die er ſeinem auf Reiſen gehenden Sohne Laertes mitgiebt, in den Warnungen, die er ſeiner, von der Liebe Hamlets zu ihr verblendeten, Tochter ertheilt, in den Regeln, die er ſeinem Diener vorſchreibt, als er ihn ſeinem Sohne nachſchickt, um deſſen Aufführung in der Fremde auszukundſchaften; — in allen dieſen Auftritten redet er, wie ein weiſer Mann, der einen Schatz von Welterfahrung und Menſchenkenntniß, in einem langen

Leben

Leben, geſammelt hat. In ſeinem Geſpräche mit der Königin, in dem zweyten Auftritte des zweyten Acts, wo er ſeine Muthmaßungen über Hamlets Wahnſinn und deſſen Urſachen eröffnet, erſcheint er, als ein abgeſchmackter, von ſeiner Weisheit eingenommener Thor, der an kindiſchen Wortſpielen Vergnügen findet, und in ſeinen Reden die Geſchwätzigkeit des alten Mannes mit der Affectation eines Gecken vereiniget. Eben ſo ſich klug dünkend, eben ſo falſch ſehend, eben ſo pedantiſch und weitſchweifig im Ausdrucke kommt Polonius noch in einigen folgenden Auftritten vor. Warburton erklärt dieſen Widerſpruch dadurch: daß er annimmt, der Charakter des Polonius ſolle, nach dem Sinne Shakespeares, wirklich geckenhaft und abgeſchmackt, und jene, gegen ſeinen Sohn und Tochter ausgekramte, Weisheit ſolle nur auswendig gelernte Bücherweisheit ſeyn. — Johnſon iſt mit dieſer Erklärung nicht zufrieden. „Sie iſt," ſagt er, „vielleicht hinlänglich, den anſcheinen„den Widerſpruch zu heben, wie ſo viel Thor„heit mit ſo vieler Weisheit, in einem und „demſelben Manne, verbunden ſeyn könne. „Aber mit den Ideen unſers Dichters ſcheint „ſie mir weniger übereinzuſtimmen. Der Aus-

„leſer findet in der Rolle des Polonius nur „eine Schilderung äußerer Sitten, und „glaubt deſſen Charakter nur durch oberflächli„che, zufällige und erworbne Eigenſchaften be„zeichnet. Der Dichter hingegen hatte wahr„ſcheinlich den höhern Endzweck, einen voll„ſtändigen Charakter, Natur und Sitten „vereiniget, Eigenſchaften des Geiſtes mit Ei„genheiten der Gewohnheit vermiſcht, in ihm „darzuſtellen. Polonius iſt ein Mann, der, an „Höfen auferzogen, in Geſchäften geübt und „mit Erfahrungen bereichert, zu ſeinen Kennt„niſſen großes Zutrauen hat, und auf ſeine „Beredſamkeit ſtolz iſt, dabey aber ſchon vor „Alter in kindiſche Schwäche zu verfallen an„fängt. Seine Art ſich auszudrücken ſoll un„ſtreitig eine Satyre, auf die fehlerhafte Bered„ſamkeit und Umgangsſprache des Zeitalters, „auf die langen Vorreden, die dach den Zuhö„rer über nichts belehren, und auf die erkünſtel„te Anordnung der Wörter und Sachen ſeyn, „die, anſtatt Licht zu verbreiten, nur das Ver„ſtehen ſchwerer macht. Dieſer Theil ſeines „Charakters iſt der zufällige, der von andern „angenommene: die übrigen ſind Folgen ſeiner „ihm eignen Natur, der innern Beſchaffenheit

„ſeines Geiſtes. Ein ſolcher Mann nähmlich „iſt in ſeinen Behauptungen zuverſichtlich und „dreiſt, weil er weiß, daß ſeine Denkkraft ehe„dem ſtark war, und nicht wahrgenommen hat, „daß ſie ſchwach geworden iſt. Ein ſolcher „Mann ſpricht vortrefflich, wenn er allgemeine „Grundſätze predigt, und ſeicht, wenn er ſie „auf jetzige Fälle anwendet. Er iſt einſichtsvoll „im Rückblick aufs Vergangne, und unwiſſend „in der Vorausſehung der Zukunft. So lange „er ſich auf ſein Gedächtniß verlaſſen kann, und „aus dem Vorrathe ſeiner ehedem geſammelten „Kenntniſſe ſchöpft: ſo lange iſt ſeine Rede voll „weiſer Sittenſprüche, und nützlicher Rathſchlä„ge. Da aber ſein Geiſt, bey dem geſchwäch„ten Zuſtande ſeiner Organe, nicht lange in „Spannung und Thätigkeit erhalten werden „kann: ſo iſt der alte Mann ſchnellen Ueber„gängen zu einer gewiſſen Abweſenheit des „Geiſtes ausgeſetzt. Dann verlaſſen ihn ſeine „Fähigkeiten; ſeine Vorſtellungen verwirren „ſich, er verwickelt ſich in den Wörtern und „Ausdrücken ſeiner eignen Rede: bis er endlich „den vorigen Leitfaden allgemeiner Grundſätze „wiederfindet, und zu ſeinem ſpruchreichen Vor„trage zurückkehrt. Dieſe Idee, daß beym Po-

„lonius Altersſchwäche die Weisheit übermannt, „und jetzige Gedankenloſigkeit ſich mit den Re- „ſten ehemahliger Denkkraft vermiſcht, wird, „wie ich glaube, die Schwierigkeiten in ſeinem „Charakter am beſten löſen.“

Ich wünſchte das es möglich wäre, die Widerſprüche und die Unſchicklichkeiten, die in Hamlets Rolle vorkommen, auf eine eben ſo befriedigende Art und durch eine eben ſo wahrſcheinliche Vorausſetzung, zu vereinigen. Aber ſie häufen ſich hier mehr: theils weil der Charakter an ſich weit zuſammengeſetzter, und weit reicher und poetiſcher ausgebildet iſt; theils weil Shakespear, zwiſchen dem Ideal, welches ſein eignes Genie von dieſem außerordentlichen Menſchen entworfen hatte, und zwiſchen der Schilderung deſſelben, wie ſie die ſeinem Stücke zum Grunde liegende Geſchichte an die Hand gab, gleichſam hin und her ſchwankte, und bald der Legende und bald bloß ſeinem Genie folgte.

Die erſte Frage betrifft ſeinen Wahnwitz ſelbſt. Daß es, nach der Geſchichte und nach der Abſicht des Dichters, ein verſtellter Wahnwitz ſeyn ſoll; daß Hamlet bloß dieſe Maske annimmt, um ſich entweder vor den Nachſtellungen des Kronräubers zu ſichern, oder um

ſeine Entwürfe zur Rache zu verbergen: dieß iſt außer allem Streite. Er läßt, gleich nach ſeiner Unterredung mit dem Geiſte ſeines Vaters, den Horatius und Marcellus ſchwören *), daß, ſo fremd und ſeltſam er ſich auch forthin betragen möchte, ſie nie, auch nur durch Minen, oder durch abgebrochne Worte zu verſtehn geben ſollten, daß etwas außerordentliches mit ihm vorgegangen wäre. — Er ſagt den beyden an ihn, als Kundſchafter, von dem Könige abgeſchickten alten Freunden, Roſencranz und Gildenſtern, die er aber jetzt noch nicht für ſo verrätheriſch hält, als er ſie in der Folge ſindet, daß ſein Oheim und ſeine Mutter ſich betrügen, wenn ſie ihn für wahnwitzig halten: und daß er ſehr wohl das, was um ihn herum hergeht,

*) 1ſter Act. 5te Sc.

Hamlet. Kommt, ſchwört mir, wie vorhin, daß ihr niemals — ſo wahr euch Gott gnädig ſeyn ſoll, — ſo ſeltſam und widerſinnig ich mich auch betragen mag, — weil ich es in der Folge vielleicht nöthig finden könnte, mich ungeberdig zu ſtellen, — daß ihr, wenn ihr mich alsdann ſeht, euch niemals merken laſſen wollt, daß ihr etwas von mir wißt; u. ſ. w.

zu beobachten und zu erkennen wiſſe. *). Er ſpricht augenſcheinlich, nicht nur mit Vernunft, ſondern mit großer Einſicht, vor Perſonen und bey Gelegenheiten, wo er nicht glaubt Urſache zu haben, ſich zu verſtellen. Die Regeln, die er den Schauſpielern für die Ausübung ihrer Kunſt giebt, ſind Betrachtungen, die nicht nur von einem ungeſtörten Verſtande, ſondern auch von einem nicht unmäßig beunruhigten Gemüthe zeigen. In ſeiner geheimen Unterredung mit ſeiner Mutter, iſt Heftigkeit und Zorn: aber es iſt zugleich volles Bewußtſeyn und kalte Ueberlegung. Dahingegen geberdet er ſich niemahls ausſchweifender närriſch, als in der Unterredung mit dem Polonius, den er für einen Kundſchafter und für einen albernen Schwätzer zugleich hält.

---

*) 2ter Act. 2te Scen.

Hamlet. — Ihr ſeyd mir willkommen; aber mein Oheim-Vater und meine Tante-Mutter haben ſich betrogen.

Güldenſtern. Worin denn, Prinz?

Hamlet. Ich bin nur bey Nordnordweſtwinde verrückt. Wenn der Wind in Süden ſteht, ſo weiß ich Schwarz und Weiß recht gut zu unterſcheiden.

So gewiß aber auch, nach Shakespears Entwurfe, Hamlets Wahnwitz verſtellt ſeyn ſollte: ſo unerklärlich iſt doch deſſen Benehmen im Ganzen, ſo abweichend von ſeinem übrigen Charakter ſind doch ſeine Reden in einzelnen Auftritten; wenn man nicht ſeinen Geiſt durch Gram und Wuth für wirklich geſchwächt anſieht, und einen natürlichen Trübſinn bey ihm vorausſetzt, der durch den Tod ſeines Vaters, durch den Verluſt ſeines Erbrechts zum Throne, durch die Furcht wegen ſeiner eignen Sicherheit, am meiſten aber durch die Erſcheinung des Geiſtes und die feyerliche Aufforderung deſſelben an ihn, ſeinen Tod zu rächen, bis zur völligen Schwärmerey erhöht worden iſt.

Gleich bey ſeinem erſten Auftritte auf der Bühne, wo er noch nichts von der Erſcheinung ſeines Vaters weiß, wo er nur noch eine ungewiſſe Vermuthung hat, daß der Tod deſſelben unnatürlich und gewaltſam geweſen ſey; wo er noch durch keine andere Leidenſchaft, als durch die Betrübniß über den Verluſt dieſes Vaters, und durch den Unwillen über den Leichtſinn ſeiner Mutter, in Bewegung geſetzt wird: — gleich bey dieſem erſten Auftritte iſt doch der Ausdruck ſeiner Empfindung, über alles gewöhnliche

Maß kindlicher Wehmuth, heftig und leidenſchaftlich. Schon redet er mit dem Könige in bildlichen Ausdrücken, die beynah unverſtändlich ſind, und einen ungewöhnlichen Gemüthszuſtand anzeigen *). Schon ſchildert er ſeine Betrübniß mit aller Ueppigkeit einer dichteriſchen Phantaſie **). Aber was noch mehr iſt: als ihn

*) 1ſter Act. 2te Scene.

Der König. Wie kommt es, daß noch immer dieſe Wolken über deinem Geſichte hängen?

Hamlet. Keine Wolken, gnädiger Herr! ich ſtehe vielmehr zu viel in der Sonne.

**) 1ſter Act. 2te Scene.

Die Königinn. Wenn das iſt, — (wenn der Tod eines Vaters ein allen Menſchen begegnendes Unglück iſt); warum ſcheint dir denn dieß Schickſal ſo außerordentlich?

Hamlet. Scheint Königinn? Nein, es iſt; ich kenne kein ſcheint. Es iſt nicht bloß dieß ſchwarze Gewand, liebe Mutter, nicht die gewöhnliche Tracht einer feyerlichen Trauer, nicht das windige Seufzen eines erzwungnen Athems, nicht der immerfort fließende Strom des Auges, noch das niedergeſchlagne Geſicht, noch irgend ein andres äußerliches Zeichen der Traurigkeit, was den wahren Zuſtand meines Herzens an den Tag legt. Dies alles iſt freylich nur Schein; denn es ſind Handlungen, die man ſpielen kann. Aber was ich innerlich fühle, geht über allen äußern Ausdruck; jenes ſind nur die Kleider und Verzierungen des Schmerzens.

König und Königin nach dieſer Unterredung verlaſſen, ſo iſt er, gleich in ſeinem erſten Monologe, (nicht in dem berühmten, welcher erſt ſpäter folgt) mit Gedanken des Selbſtmordes beſchäftigt *). Er ſehnt ſich nach dem Tode, und wünſcht, daß es erlaubt ſeyn möchte ſich ſelbſt von einem unglücklichen Leben zu befreyen. Iſt dieß eine natürliche und wahrſcheinliche Folge von der Betrübniß eines Sohns über den Tod eines geliebten Vaters? Iſt es ſelbſt ein begreifliches Symptom des Unwillens über erlittnes Unrecht, oder des Abſcheues gegen einen Verbrecher? Nie hat ein noch ſo zärtlicher Sohn ſich an dem Grabe ſeines Vaters ſelbſt zu entleiben verſucht: nie hat ein Zorniger, der ſich an einem andern zu rächen begie-

*) 1ſter Act. 2te Scene.

Hamlet. O! daß dieß allzu — allzu feſte Fleiſch zerſchmelzen, ſich auflöſen, und in Thränen zerrinnen möchte! — Oder daß der Ewige nicht ſein Geſetz wider den Selbſtmord aufgeſtellt hätte! O Gott! O Gott! Wie ermüdend, ſchaal, ſeicht und unnütz, ſcheint mir aller Genuß dieſer Welt zu ſeyn! — Pfui! o! pfui der Welt! Sie iſt ein unbearbeiteter Garten, wo alles in Saamen ſchießt; lauter Auswüchſe und Unkraut erfüllen ihn! —

rig war, den Dolch gegen ſich ſelbſt gekehrt *). Nur ein ſchon zerrüttetes, niedergeſchlagnes Gemüth, kann durch einen Verluſt, der ihn nur wehmüthig rühren, oder durch eine Beleidigung, die ihn nur aufbringen ſollte, zum Haſſe ſeiner ſelbſt, der Welt, und ſeines Lebens gebracht werden.

Nachdem Hamlet den Schatten ſeines Vaters geſehen, und deſſen fürchterliche Aufträge erhalten hatte, wird augenblicklich ſeine Einbildungskraft in einem Grade erhöht, und ſeine Reden werden in dem Maße unordentlicher und ausſchweifender: daß man dieſe Veränderung nicht aus ſeinem Vorſatze, den er erſt ſpäter faßt, ſondern aus der Erſchütterung, die dieſe außerordentliche Erſcheinung bey ihm hervorbringt, herleiten kann. Gleich gegen den Horatius und Marcellus, denen er doch in der Folge ſeinen Vorſatz ſich zu verſtellen vertraut, redet

*) Von den Japanern erzählen die Reiſebeſchreiber, daß ſie ſich ſelbſt entleiben, wenn ſie von andern beleidigt ſind. Aber dieß iſt eine ſo außerordentliche Erſcheinung in der Geſchichte der Menſchheit, und wenigſtens uns Europäern ſo fremd, daß ich hierauf keine Rückſicht zu nehmen brauche.

er wie ein Menſch in der Verwirrung *). Und welche ungeheure Idee iſt es, daß er alles, was er je gelernt, oder erfahren habe, aus ſeinem Gedächtniſſe auslöſchen will, um den Befehl ſeines Vaters unabänderlich in demſelben gegenwärtig zu erhalten.

Gehen wir weiter: ſo finden wir, daß er ſich ſelbſt einer gewiſſen Gemüthsſchwäche und einer Melancholie anklagt, deren ſich leicht ein böſer Geiſt, — wenn die Erſcheinung ſeines Vaters von einem ſolchen herrührte, — bedient haben könnte, um ihn zu einem ungerechten Morde zu verführen. **) Er will deßwegen

---

*) 1ſter Act. 5te Scen.

Hamlet. Es giebt keinen Böſewicht in ganz Dännemark, der nicht ein Erzſchurke wäre.

Horatio. Es braucht kein Geiſt erſt aus dem Grabe zu kommen, Prinz, um uns das zu ſagen.

Hamlet. Schon recht; ihr habt ganz Recht. Und darum halt' ichs, ohne weitre Umſtände, für rathſam, daß wir einander die Hände ſchütteln, und Abſchied nehmen.

**) 2ter Act. 2te Scen.

Hamlet. Der Geiſt, den ich ſah, iſt vielleicht der Teufel; und der Teufel hat die Macht, eine gefällige Geſtalt anzunehmen. — Freylich; und vielleicht mißbraucht er meine Schwäche und Schwermuth, da er über der-

nicht bloß der Ausſage des Geiſtes trauen, er will ſicherere Kennzeichen haben, daß der neue König ein Brudermörder ſey, und ſetzt eben deßwegen deſſen Gewiſſen auf die Probe, indem er in ſeiner Gegenwart ein Trauerſpiel aufführen läßt, deſſen Kataſtrophe auf einem ähnlichen Verbrechen beruht, als er dem Könige Schuld giebt.

Und nun von dem zweyten, ſo oft angeführten Monologen, was iſt der Inhalt anders, als eine neue Berathſchlagung über den Selbſtmord, die Abwegung der Gründe, die von ihm abrathen, gegen die Empfindungen und Eindrücke, welche ihn als die Zuflucht des Unglücklichen empfehlen können? Ich habe ſchon geſagt, daß dieſer Gedanke ſich ſelbſt zu vernichten, bey einem Sohne, der ſeinen Vater beweint, und bey einem Zornigen, der den Vorſatz und gewiſſer Maßen die Pflicht hat, ſich zu rächen, ganz unnatürlich iſt, und nur von einer, der jetzigen Begebenheit fremden, Melancholie, die aber durch dieſelbe verſtärkt worden iſt, herkommen kann. Die Be-

---

gleichen Geiſter ſehr viel ausrichten kann, mich zu einer verdammlichen That zu verleiten.

trachtungen Hamlets über das menſchliche Leben, ſind tief gedacht und viel umfaſſend, aber ſie ſind im höchſten Grade düſter und ſchwermüthig; und ſcheinen in dem Munde eines jungen Fürſten überdieß noch unnatürlich, — weil dieſer, wie man denken ſollte, bis zum Tode ſeines Vaters, die Welt nur noch von ihrer fröhlichen und angenehmen Seite gekannt haben müßte.

Die darauf folgende Unterredung Hamlets mit Ophelien iſt noch mehr unerklärlich, wenn man ſich nicht wirklich ſeinen Kopf, als angegriffen, und ſein Gemüth in Verwirrung denkt. Wenn Hamlet die Ophelia liebt: warum begegnet er ihr ſo hart, und ſelbſt ſo rauh und unartig? Wenn er ſie, ſeiner trocknen Verſicherung zu folge, nicht mehr liebt: wie konnte eine, vor kurzem noch ſo lebhafte Zuneigung, auf einmahl aus ſeinem Herzen vertilgt werden, wenn nicht alles darin in Unordnung wäre? Und warum ſpielt er auch gegen Ophelien den Wahnwitzigen? Etwa weil er deren Vater, oder den König verſteckt glaubt? Aber dann hätte er gerade den verliebten Wahnwitzigen, nicht den ſtürmiſchen, wilden, melancholiſchen ſpielen ſollen, wie er wirklich thut. Durch jenes hätte er die, welche ihm nachſtellten, von der

rechten Spur abgebracht, indem er ſie überredet hätte, daß ſeine Liebe zur Ophelia der Grund ſeines Wahnwitzes ſey. Durch dieſes mußte er ſie gerade auf das leiten, was er verbergen wollte, daß er mit einem ihm wiederfahrnen großen Unglücksfalle, und mit einem von jemanden verübten großen Verbrechen unaufhörlich beſchäftigt ſey.

Ein folgender Auftritt des Hamlets mit Ophelien, zeigt ihn in einer ganz entgegengeſetzten Art des Wahnwitzes: aber er ſcheint Shakespears ſo unwürdig, daß ihn auch deſſen Ausleger für einen Zuſatz der Schauſpieler jener Zeit halten.

Es folgt die Unterredung Hamlets mit ſeiner Mutter, wo er dieſer das Gewiſſen zu rühren ſucht, und wo er den, hinter einer Tapete verſteckten, Polonius ermordet. Jene Unterredung gehört unter die ſchönſten Stellen des Stücks, ſo voll von Vernunft, Kraft, Nachdruck und gemäßigter Leidenſchaft ſind die Reden Hamlets. Hier erſcheint er alſo, als ein vollkommen ſeiner ſelbſt bewußter Mann, der die Beredſamkeit des Herzens, mit der des philoſophirenden Verſtandes, verbindet. Dieſe Ermordung des Polonius hingegen hat etwas ſehr auffallendes. An ſich zwar nicht, — denn

Hamlet glaubt, daß es der König ſey, der ſich verſteckt habe, und auf dieſen zielte ſeine Rache ſchon längſt: — aber dadurch, daß, als er ſeinen Irrthum entdeckt, er mit ſo viel Gleichgültigkeit und Kälte den von ihm verübten Mord entſchuldigt. Dieß zeigt, entweder einen Leichtſinn und eine Unſittlichkeit an, die Hamlet im übrigen Stücke nicht hat, oder einen bis zur Raſerey geſtiegnen Zorn, welchen letztern er doch, in eben dieſem Auftritte, gegen ſeine Mutter nicht merken läßt.

Auf ſeiner Reiſe nach England, die er in Begleitung ſeiner beyden falſchen Freunde, Roſencranz und Gildenſtern, unternimmt, und bey der Ausführung des Plans, durch welchen er die verrätheriſche Abſicht dieſer Sendung vereitelt, erſcheint Hamlet von neuem, als ein geſunder, kaltblütiger, beobachtender, liſtiger Menſch.

Aber was bedeutet ſeine Handlung nach ſeiner Rückkehr, da er in das Grab der Ophelia, (die, während ihres Wahnwitzes, ſich in einen Fluß geſtürzt hatte und ertrunken war,) ſpringt, und mit dem Laertes, ihrem Bruder, bloß deßwegen, in Gegenwart des Königs, der Königin und des ganzen Leichengefolges, einen Zwey-

kampf beginnt, weil er nicht zugeben will, daß ein andrer ſeine Ophelia mehr geliebt haben ſoll, als er? Hier ſcheint er von neuem alles, was Umſtände, Schicklichkeit und ſein eignes Vorhaben von ihm fordern, gänzlich zu vergeſſen, und ſich einer Leidenſchaft, von der wir doch zuvor wenige Spuren mehr finden, durchaus Preis zu geben.

Wie ſollen wir uns alſo, alle dieſe Auftritte zuſammengenommen, den Charakter Hamlets denken? Iſt ſein Wahnſinn bloß Verſtellung, und die übrige Unregelmäßigkeit ſeines Betragens bloße Folge der Leidenſchaft? Oder iſt, neben dem Vorſatze, auch ſein Temperament, und der jetzige Zuſtand ſeines Körpers und Geiſtes, die Urſache ſeiner ausſchweifenden Reden und Handlungen? Hat der Tod ſeines Vaters ihn erſt in die tiefe Schwermuth geſtürzt, die ſeine geheimſten Selbſtgeſpräche ausdrücken; oder war die Anlage dazu ſchon älter, als die Begebenheit, welche ſie zum Ausbruche brachte?

Was uns verſuchen könnte, ſein Gehirn ſchon für zerrüttet zu halten, da er ſich entſchloß, ſich wahnſinnig zu ſtellen: iſt, daß, wie ſchon Johnſon anmerkt, dieſe Verſtellung eine ſehr un-

unſchickliche Maßregel, zu Erreichung des Zwecks, war, um deſſentwillen er ſie brauchte; daß ſie auch, nach dem Verlaufe der Geſchichte im Drama, ſeinen Plan der Rache nicht im mindeſten der Ausführung näher brachte. In der That konnte ſie nicht dazu dienen, geheime Anſchläge zu verbergen, und die, welche er mit ſeiner Rache überfallen wollte, einzuſchläfern. Im Gegentheile mußte ein ſo außerordentlicher Zuſtand die Augen des Königs und der Königinn unabläßig auf ihn lenken, und mußte ſie, bey ihrem böſen Gewiſſen, mit fürchterlichen Ahndungen ſchrecken. Und doch gab er ihnen zugleich den beſten Vorwand an die Hand, ſeine Anſchläge zu vernichten, indem ſie ihn, als einen Wahnwitzigen, mit Rechte entweder einſperren, oder, (welches auch wirklich geſchah,) aus dem Lande entfernen durften.

Ein zweyter Widerſpruch in Hamlets Charakter, iſt der Ungeſtüm, mit welchem ſich ſeine Rachſucht gegen den Mörder ſeines Vaters in Worten ausdrückt, und die Langſamkeit und Trägheit, mit welcher er wirklich zur Beſtrafung deſſelben ſchreitet. Er will, nachdem er mit ſeines Vaters Geiſt geſprochen hat, jeden andern Gedanken, als den Gedanken des ihm ge-

gebnen Auftrags zur Rache, aus ſeiner Seele verbannen: — und doch macht er, durch das ganze Stück, nicht die geringſte Anſtalt ihn auszuführen. Es iſt wahr, daß er anfangs noch zweifelt, ob das Geſpenſt die Wahrheit geſagt habe, und ob ſein Oheim wirklich ſchuldig ſey. Und um ſich davon zu verſichern, veranſtaltet er es, daß vor dem Könige das Schauſpiel eines ähnlichen Königsmords aufgeführt wird. Aber auch, nachdem deſſen Gewiſſen ſich deutlich genug verrathen hatte, zaudert Hamlet mit ſeiner Rache eben ſo, wie zuvor. Zwar glaubt er den König zu ermorden, da er den Polonius erſticht. Aber wenn er auch hier ſeinen Dolch in die Bruſt des wahrhaft Schuldigen geſtoßen, und hiermit ſeinen Endzweck erreicht hätte: ſo wäre dieſer Ausgang doch gar nicht durch ſeine Veranſtaltung, ſondern durch den bloßen Zufall, zu Stande gebracht worden. — In der Folge läßt er ſich ruhig aus Dännemark nach England abführen, ohne daß ſeines Vaters Geiſt befriedigt wäre. Und nachdem er durch einen neuen Zufall, den er nur nützt, nicht veranlaſſet, und eben ſo wenig vorherſehen konnte, die Abſicht dieſer Reiſe vereitelt, und ins Vaterland zurückkommt: iſt es zuletzt eine ganz fremde,

von dem Vorſatze, ſeines Vaters Tod zu rächen, unabhängige Urſache, welche den Tod des Königs herbeyführt. Ein bloßes Luſtgefecht, in welches ſich Hamlet, leichtſinnig genug, mit Laertes einläßt, das vom Könige veranſtaltet ward, um den erſtern, durch Dolch oder Gift, verrätheriſch aus dem Wege zu räumen, bringt ihn endlich, gleichſam gezwungen, zu der Handlung, welche das Werk ſeines Vorſatzes und ſeiner Veranſtaltung hätte ſeyn ſollen. Er rächt zuletzt ſich ſelbſt, nicht ſeinen Vater: indem er ſein Gewehr nicht eher gegen den König wendet, als da er erfährt, daß dieſer das Rappier, womit Laertes focht, vergiftet, und den Giftbecher, den ſeine Mutter aus Irrthum leert, für ihn gemiſcht habe.

Der Dichter ſelbſt ſcheint das Unſchickliche dieſes Zögerns, bey einem ſo feurigem Temperamente und bey ſo großen Aufforderungen zur Beſchleunigung der That, als Hamlet hatte, gefühlt zu haben. Er läßt zu zwey verſchiednen Zeiten Hamlet ſich ſelbſt deßhalb auf das bitterſte anklagen. Das erſtemahl, da er einen Schauſpieler die Rolle des Aeneas, — wie dieſer der Dido die Unglücksfälle Troias beſchreibt,

— hatte ſpielen ſehen, bricht er in dieſe, in der That merkwürdigen, Worte aus *):

„Nun bin ich allein! O welcher niedrige, „verächtliche Sklave bin ich nicht! Iſt es „nicht ſchrecklich, daß dieſer Komödiant hier, — „bey einer bloßen Erdichtung, bey dem bloßen „Traume einer Leidenſchaft, ſo ſeine ganze „Seele nach einer von ihm ſelbſt geſchaffnen „Idee ſtimmen konnte, daß ſie ſein Geſicht „blaß machte, Thränen in ſeine Augen lockte, „und Angſt und Verwirrung in ſeiner ganzen „Geſtalt zeigte. Seine Stimme war gebro„chen: und jede ſeiner Handlungen war mit „ſeiner angenommenen Empfindung übereinſtim„mend. Und für wen? für eine Hekuba, — „für ein Nichts. Was war er für Hekuba, „oder ſie für ihn, daß er um ihretwillen wei„nen ſollte? Was würde er gethan haben, „hätte ihn eine Urſache, wie die meinige, in „Leidenſchaft gebracht? — Gewiß, er hätte

*) Ich glaube, daß ich dieſe meine eigne, etwas freye, aber den Inhalt vollſtändig anzeigende Ueberſetzung, an die Stelle einer wörtlichen ſetzen darf, die jeder Leſer, in den beyden trefflichen Verdeutſchungen Shakespears von Wieland und Eſchenburg, finden kann.

„dann die ganze Schaubühne mit ſeinen Thrä„nen überſtrömt, und ſeine Rede wäre fürchter„lich genug geweſen, den Schuldigen wahnwitzig „zu machen, den Unſchuldigen zu erſchrecken, „und den Unwiſſenden in Verwirrung zu ſetzen. „Und ich elender, ſtumpfſinniger Kerl, ſitze da, „ohne Gefühl, ohne Thatkraft, und ſchweige „ſtille: — und dieß, da es einen König und „einen Vater betrifft, dem ein teufliſches Ver„brechen Leben und Eigenthum geraubt hat. „Bin ich feige? — Wer wagt es, mich einen „Schurken zu nennen *)? — Und doch ſollte „ich es mir gefallen laſſen, wenn es einer thäte. „— Wahrhaftig das heißt brav gehandelt! Ich, „der Sohn eines ermordeten, vortrefflichen Va„ters, von Himmel und Hölle zur Rache gegen „den Mörder aufgerufen, mache meinem Her„zen bloß durch Worte Luſt, und ſchelte und „fluche, wie ein gemeines Weibsbild, anſtatt daß „ich handeln ſollte.“

In der That, Hamlet ſagt das, was der Leſer denkt, obgleich mit Ausdrücken, die dieſer,

*) Shakeſpear häuft hier die ſchimpflichen Ausdrücke, bis zum Unanſtändigen.

bey der Achtung, welche ihm der Prinz im übrigen einflößt, mißbilliget. Indeß hilft dieſe Strafpredigt, die Hamlet ſich ſelbſt hält, zu nichts: ſondern er bleibt eben ſo unthätig und zaudernd wie zuvor; bis ein neuer Anlaß *), — der Durchmarſch der Truppen des Norwegiſchen Königs durch Dännemark, — ihn zum zweyten Mahle aus dem Schlafe erweckt. Er hört, daß dieſer Feldzug nach Pohlen geht, und daß die Urſache des Krieges ein Streit, um ein unbedeutendes Stück Landes an der Gränze, iſt, auf welchem die, welche darum fechten, nicht einmahl begraben werden könnten. Bey dieſer Erzählung fängt Hamlet Feuer. „Wie? „dieſe zwanzigtauſend Menſchen, — ein zärtlich „erzogner Prinz an ihrer Spitze, — gehen hin, „wo ſie nichts zu erwarten, kein Unrecht zu „rächen haben, und wagen um einer Nußſchale „willen, ihr Alles, Leib und Leben, weil die „Ehre ſie ruft: — und ich, dem ein Vater erſchlagen, eine Mutter geſchändet worden iſt, „deſſen Blut und deſſen Vernunft auf gleiche „Weiſe in Bewegung geſetzt wird: ich ſchlafe.

---

*) In der 4ten Scene des 4ten Acts.

„— Iſt es die Vergeſſenheit und Unempfind„lichkeit eines Thiers? ſind es Bedenklichkeiten „eines Feigen? iſt es ein zu ſorgfältiges Ueber„legen der Folgen: eine Ueberlegung, in welcher „immer nur ein Viertheil Weisheit iſt, und drey „Viertheile Feigheit ſind?“

Wer kann nun, nach allem dieſem, noch zweifeln, daß Shakespear wohl wußte, was er that, da er in Hamlets Aufführung und Reden dieſe Widerſprüche vereinigte, daß es ſeine Abſicht war, ihn ausſchweifend heftig in ſeinen Empfindungen, raſch und hitzig in ſeinen Entſchlüſſen, und zögernd, ungewiß, und vom Zufalle mehr als von ſeinen Vorſätzen abhänig, in ſeinen Handlungen zu zeigen? Er kannte wenigſtens ſehr wohl, was dem Zuhörer in ſeines Helden Charakter auffallen mußte, da er ſelbſt dieſe Unſchicklichkeiten mit ſo grellen Farben abmahlte. Aber er that deßwegen nichts, dem Fehler abzuhelfen, und die Ehre ſeines Helden, gegen die gerechten Beſchuldigungen, welche dieſer ſich ſelbſt macht, zu retten.

Meine dritte Frage betrifft den ſittlichen Charakter Hamlets überhaupt: und hier iſt es nicht weniger ſchwer, die Züge, welche ihn lie-

benswürdig machen, mit denen, welche ihn haſſenswerth darſtellen, zu vereinigen.

Er liebt ſeinen Vater mit einer Zärtlichkeit und Inbrunſt, die nur der Antheil guter und edler Seelen iſt; und er liebt ihn nicht bloß, als Vater, ſondern um ſeiner Verdienſte willen, die er kennt, die er beobachtet hat, und die er mit einem innigen Wohlgefallen aufzählt. Er hat ſelbſt, gegen ſeine mörderiſche und ehebreſcheriſche Mutter, noch die Achtung eines Sohns, — eine Achtung, welche ihn hindert, ſeine Rache auf ſie auszudehnen, aber ihn bewegt, ſeine ganze donnernde Beredſamkeit zur Erweckung ihres Gewiſſens anzuwenden. Er iſt ein treuer Freund ſeiner Freunde, — nicht nur rechtſchaffen, ſondern auch offen, wo ihn nicht die Verrätherey andrer nöthigt, ſich zu verbergen. Er vergißt unter ihnen ſeines Ranges, und geht mit ihnen als einer ihres Gleichen um. Grundſätze der Menſchlichkeit und des Wohlwollens, Mitleiden mit dem Elende der Niedrigen, Unwillen über den Uebermuth und die Ungerechtigkeit der Großen, herrſchen in allen ſeinen Reden. Er hat das menſchliche Leben nicht nur, als ein kalter Zuſchauer, beobachtet, ſondern er hat das Gute und das Böſe in dem-

ſelben, als eine an dem Schickſale andrer Menſchen Theil nehmende Perſon, empfunden: und ſein ſittliches Gefühl ſcheint von Natur zart, und durch eine ausgebreitete Weltkenntniß geübt zu ſeyn. Ob er gleich der Ophelia rauh begegnet: ſo iſt er doch ſelbſt in ſeinem Unſinne gegen ſie rechtſchaffen; und weit entfernt, ſich der Mittel der Verführung, welche er in Händen hat, gegen ſie zu bedienen, ſcheint er ſie gegen ſeine eignen Angriffe waffnen zu wollen. Endlich giebt ihm ſein eigner bitterſter Feind, der neue König, eben da er den Plan zu ſeiner Ermordung entwirft, das Zeugniß *), daß er von edlem Geiſte, und, weil er ſelbſt Ränke und Kunſtgriffe nicht kenne, unfähig ſey, andre im Verdachte zu haben. Eben auf Hamlets zur Redlichkeit gewöhnten und deßhalb unargwöhniſchen Charakter, gründet er die Hoffnung,

*) 4ter Act. 7te Scene.

Der König. Er iſt gar nicht argwöhniſch, ſehr edeldenkend, und frey von allen Kunſtgriffen. Und ſo kannſt du leicht, mit ein wenig Taſchenſpielerey, einen ſcharfen Degen, ſtatt des Rappiers, nehmen, und durch einen geſchickten Stoß deinen Vater rächen.

daß es leicht ſeyn werde, in dem Wettkampfe, den er zwiſchen ihm und Laertes veranſtaltet, ein Rappier mit unbedeckter Spitze in die Hand ſeines Gegners zu bringen, indeß Hamlet ein gewöhnliches abgeſtumpftes führe.

Dieſen, ſeinem ſittlichen Werthe ſo günſtigen, Zügen und Zeugniſſen ſtehen wieder andre entgegen, die unſer Urtheil aufhalten und ungewiß machen. Daß er allem Aberglauben ſeines Zeitalters anhängt, und in ſeine rachſüchtigen Entwürfe Begriffe der Religion miſcht, die mit der Rache doch ganz unverträglich ſind, und jene nur noch ſchwärzer machen: dieß können wir nicht als Schuld des Mannes anſehen, da es höchſtens zeigt, daß ſeine Philoſophie ſich nicht auf ſein religiöſes Syſtem erſtreckt hatte. Aber *) daß er den König, den er bethend antrifft, und nun zum erſtenmahl in ſeine Gewalt bekommt, darum nicht morden will, weil er ſeine Rache nicht für vollſtändig hält, wenn ſein Feind mit einer guten Handlung aus der Welt ginge; — daß er ſich vornimmt, den Augenblick zu ſeiner Rache auszuſuchen, wo der König, mit dem Ge-

*) Im dritten Auftritte des dritten Aufzugs.

nuſſe einer verbothenen Luſt, oder der Ausübung eines Laſters beſchäftigt, am wahrſcheinlichſten, wenn er ſtürbe, verdammt werden würde: dieſer Gedanke zeigt, bey einem Aberglauben, der wenigſtens in unſern Augen ſeinen Charakter herabwürdiget, einen Grad von Bosheit und Haß, der zu allen Zeiten für verabſcheuungswürdig gehalten werden muß. Ich habe der Gleichgültigkeit, mit welcher er den am Polonius verübten Mord, da er ihn gewahr wird, anſieht und entſchuldigt, ſchon oben erwähnt. Und es herrſcht überhaupt in dem Betragen Hamlets gegen dieſen Mann, dem er höchſtens doch nur Schwächen und Lächerlichkeiten, nicht Bosheit und Verbrechen Schuld geben kann, eine Bitterkeit und ein Stolz, der gegen ſeine ſonſtigen menſchenfreundlichen Geſinnungen abſticht.

Wenn er ſeine ehemahligen Freunde, Roſencranz und Gildenſtern, nach England zu einem gewiſſen Tode abſchickt: ſo hat er, im Stücke Shakespears ſelbſt, keine andre Rechtfertigung ſeiner Grauſamkeit, als daß ſie unredlich gegen ihn, und abgeſchickte Kundſchafter des Königs waren. Es iſt wahr, daß nach der Erzählung des alten Romans, woraus Shakespear den Stoff zu dieſem Trauerſpiel nahm, Roſencranz

und Gildenſtern um den verrätheriſchen Anſchlag des Königs, Hamlet in England aufopfern zu laſſen, wußten und ihn ausführen halfen; daß Hamlet hiervon unterrichtet war, und daß er nur das Vergeltungsrecht an ihnen ausübte. Aber Shakespear hat entweder ſeine Zuhörer mit der Geſchichte des Stücks ſo bekannt vorausgeſetzt, daß er nicht alle Umſtänden derſelben im Drama ſelbſt zu erzählen brauchte, ſondern einige nur durch ihre Folgen anzeigen durfte: oder er hat wirklich, da er jenen Umſtand ausließ, dieſe Rechtfertigung Hamlets nicht zur Abſicht gehabt; und ihn die bloße Verſtellung und Treuloſigkeit auf die beſagte Art wollen beſtrafen laſſen. Auch hier ſetzt er noch einen Zug von Bosheit zu ſeiner Rache hinzu, der durch den Aberglauben, womit er vermiſcht iſt, doppelt auffällt. Hamlet verlangt in dem von ihm untergeſchobnen Briefe, welchen er, in des Däniſchen Königs Nahmen, an den König von England ſchreibt, daß dieſer letztre die Ueberbringer auf der Stelle hinrichten ſolle, ohne ihnen Zeit zur Beichte zu laſſen.

Zur Auflöſung aller dieſer Schwierigkeiten kann die Vergleichung des Shakespeariſchen Trauerſpiels Hamlet, mit den Bruchſtücken

des alten Romans dieſes Nahmens, welche die Ausleger des erſteren uns aufbehalten haben, ohne Zweifel etwas beytragen. Sie zeigt uns nähmlich, daß Shakespear in der Zuſammenſetzung ſeiner Charaktere, weder allein ſeinem Genie, noch allein der Ueberlieferung gefolgt iſt. Die Thatſachen gab die Novelle gemeiniglich umſtändlich an: die geiſtige und ſittliche Beſchaffenheiten der Perſoneu beſtimmte ſie ſehr unvollkommen. Indem Shakespear jene größtentheils unverändert beybehielt, und dieſe nach dem Maßſtabe ſeines Geiſtes, nach ſeiner Menſchenkenntniß, und nach einer beſtimmten Abſicht, ausbildete: ſo mußte nothwendig zuweilen zwiſchen den Reden und zwiſchen den Handlungen, zwiſchen den Geſinnungen, welche die Perſonen in den erſtern äußern, und zwiſchen denen, welche bey den andern zum Grunde zu liegen ſcheinen, ein Widerſpruch entſtehn. Shakespears Geiſt war über den Geiſt des Novelliſten, aus welchen er die Fabeln ſeiner Stücke entlehnte, eben ſo erhaben, wie Homers und Sophakles Geiſt übet die erſten Erfinder der Mythen, welche dieſe beyden Dichter in der epiſchen und dramatiſchen Form, ausbildeten. Selbſt der Geiſt der Zeit war, zwiſchen der Epoche, da

dieſe Mährchen entſtanden waren, und der, da ſie dichteriſch bearbeitet wurden, fortgerückt. Und dieſer Umſtand allein mußte oft machen, daß ſich in dieſen erſten Werken der entſtehenden und der wiederhergeſtellten Dichtkunſt ſehr ungleichartige Theile zuſammengeſellten. Die Begebenheiten und Thaten zeigten ein noch rohes, die Reden der Helden ein ſchon mehr gebildetes und ſittliches Zeitalter an. Dieſe Widerſprüche mußten beym Shakespear häufiger ſeyn, als bey den Griechiſchen Dichtern: theils, weil dieſe ſich weit weniger wagten von ihren Mythen, als jener von ſeinen Romanen, abzugehn; theils, weil die Griechiſchen Fabeln ſehr einfach waren, und dem Genie des Dichters, der nach ihnen arbeitete, wenig Zwang auflegten, die Romanen der mittlern Zeit aber verwickelt und zuſammengeſetzt waren, und es dem Dichter ſchwerer machten, ſeine Gedanken und Empfindungen in ſie einzuweben; theils endlich, weil Shakespear ſeine Charaktere bis auf die kleinen Schattirungen ausbildet, unter denen ſo leicht eine Disharmonie entſteht, die Griechiſchen Dichter aber ſich auf die großen und entſcheidenden Züge einſchränkten, die ſich weit

eher, mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, durch ein ganzes Werk erhalten laſſen.

Es iſt ſehr wohl möglich, — da wir ſowohl den Stoff der Shakespearſchen, als den der Griechiſchen Dramen wenig aus andern Quellen, als aus ihnen ſelbſt, kennen: — daß wir zuweilen eine Schönheit in ihrem Plane, eine zweckmäßige Anlage in ihrer Fabel, den Dichtern zum Verdienſte anrechnen, wenn es doch mehr ihr Glück war, einen ſo bildſamen, oder einen ſo wohl geordneten Stoff gefunden zu haben. Von der andern Seite tadeln wir ſie vielleicht nicht ſelten, wegen Abweichungen von der Natur und Wahrſcheinlichkeit, wo wir nur ihre zu große Gewiſſenhaftigkeit, ihren Quellen treu zu bleiben, anklagen ſollten.

Bey dieſer Beſchaffenheit der Dinge, iſt es ſchwer, den Charakter Hamlets, wie Shakespear ihn nach ſeinem eignen Ideal ſchildern wollte, von dem Charakter, wie er ihn, zufolge ſeiner Nachrichten von ihm, ſchildern mußte, zu unterſcheiden. Es iſt indeß nicht unnütz, es zu verſuchen: und, was ich von der Geſchichte Hamlets durch die Commentatoren Shakespears weiß, zeigt mir, daß es auch nicht unmöglich iſt; weil Shakespear genug von dem Seinigen

hinzugethan hat, um das Gepräge ſeines Geiſtes in dem Ganzen kenntlich zu machen.

Wenn ich, nach wiederholter Durchleſung des Stücks, ein Bild von Hamlets Charakter entwerfen ſollte, in welchem ſich die anſcheinenden Widerſprüche in demſelben am beſten vereinigen: ſo würde ich eine Lebhaftigkeit der Phantaſie, die an die Schwärmerey gränzt, einen Tiefſinn, der ſich zur Melancholie neigt, und eine Empfindſamkeit, die durch ſeine Einbildungskraft und ſeinen grübelnden Verſtand geleitet wird, zur Grundlage deſſelben machen. Er iſt heftiger Leidenſchaften fähig, er liebt und haßt mit Ungeſtüm. Aber dieſe Eindrücke empfängt er nicht von den Dingen und Perſonen ſelbſt; er empfängt ſie nur von den Bildern, unter welchen er ſie ſich vorſtellt, und die ſeine Imagination mit den lebhafteſten Farben, und mit einer Menge Nebenzüge, wodurch ſie verſtärkt werden, ausmahlt. Er räſonnirt immer zugleich über die Gegenſtände ſeiner Affecten und über ſeinen Affect ſelbſt: und er bringt ſich, ſolange die Einwirkung der erſtern noch fortdauert, durch Ideen ſeines auf ſie gerichteten Verſtandes, in noch größere Hitze. Aber eben dieſe Anlage zum Dichten und Philoſophiren macht, daß

auch dieſe erſte Heftigkeit ſeiner Neigungen und ſeiner Leidenſchaften bald nachläßt, daß er über neuen Gegenſtänden, mit denen er ſich eben ſo lebhaft beſchäftigt, ſeine frühern Vorſätze und Beſtrebungen vergißt.

Ich erkenne in ihm einen großen Geiſt, der mehr, als ſich von ſeinem Stande und ſeinem Alter vermuthen läßt, die Welt im Ganzen mit unbefangnen Augen angeſehen, und ſich in den Standpunct aller verſchiednen Stände und Lagen des menſchlichen Lebens zu verſetzen gewußt hat. Seine Grundſätze ſind darnach geformt. Sie ſind nicht die durch Gewohnheit und Beyſpiel angenommenen Maximen eines Großen, ſondern die durch Nachdenken und Sympathie ſelbſt erworbnen Einſichten eines Weltbürgers. Er fühlt den Druck, den der Niedrige von dem Mächtigen leidet, ob er gleich nie durch denſelben beängſtigt worden iſt, mit eben dem Haſſe gegen den Unterdrücker, als er die Ungerechtigkeit des Kronräubers fühlt, der ſich ſeines Erbes bemächtigt hat. Er kennt die Pflichten jedes Geſchlechts, jedes Standes, und jedes Alters; er kennt die Gefahren, welchen die menſchliche Tugend in den verſchiednen Umſtänden des Lebens ausgeſetzt iſt: und iſt daher für ſich und

andre, ein ſehr lehrreicher Prediger der Moral. Aber er handelt ſelbſt bey weitem nicht in dem Grade moraliſch, als er ſpricht. Er handelt ſogar mit ſeinen Grundſätzen, da wo dieſelben fehlerhaft ſind, nicht übereinſtimmend: weil er überhaupt nicht mehr denkt und dichtet, als handelt; und weil er, wie es ſcheint, immer in der Gewalt der in ſeiner Phantaſie aufſteigenden Bilder, oder der in ſeinem Verſtande ſich an einander reihenden Ideen iſt. — Ich würde noch hinzuſehen, daß dieſe philoſophiſch-dichteriſchen Anlagen, die ihn unterſcheiden, durch irgend etwas, es ſey durch Temperament und Miſchung der Säfte, oder durch frühere Begebenheiten ſeines Lebens, einen Hang zum Finſtern und Traurigen, in ihren Aeußerungen, bekommen haben. Die Uebel der Welt ſcheinen einen größern Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als ihre Güter und Schönheiten. Er iſt von den Ungerechtigkeiten der Menſchen tiefer gerührt worden, als von ihren Tugenden. Er hat, in der Zeit der fröhlichen Jugend, den Ernſt und die ſittenrichterliche Strenge des Alters. Er ſtellt am Hofe die Betrachtungen eines Anachoreten an. Dieſe finſtre Gemüthsart ſcheint durch die wirklichen Unglücksfälle, die er erfahren hat, durch

den Tod ſeines Vaters, den er ſehr liebte, durch die ſchnelle Wiederverehlichung ſeiner Mutter, die er für eine Beſchimpfung dieſes Vaters hielt, durch die Ausſchließung ſeiner ſelbſt von der Thronfolge, die ihm gebührte, endlich durch den Verdacht eines Königsmordes, den er gegen ſeine Mutter und deſſen zweyten Gemahl faßte, bis zu einer wirklichen Schwermuth erhöht worden zu ſeyn: und die Erſcheinung von dem Geiſte ſeines Vaters, vollendet die Zerrüttung ſeines Gemüths. Er iſt nicht verrückt; aber er iſt außer ſich. Auch ſeine Kräfte bekommen eine größre Thätigkeit: aber die natürlichen Fehler in ſeinen Anlagen äußern ſich merklicher. Indem ſeine finſtern Leidenſchaften noch heftiger werden, wird auch die Herrſchaft ſeiner Einbildungskraft noch unumſchränkter, und ihr Uebergang von einem Gegenſtande zum andern wird ſchwärmeriſcher.

Man erkennt in ihm noch jetzt den moraliſch guten Jüngling daran, daß ſeine Wuth gegen ſeinen Oheim und ſeine Mutter, weit weniger Rachſucht, wegen der ihm zugefügten Beleidigung, als Zorn, über die begangne unnatürliche Mordthat, iſt. Er will nicht ſowohl ſich an einem Feinde rächen, als einen Verbre-

cher beſtrafen. Aber indem dieſer Zorn alles Maß überſchreitet, wird er zugleich in ſeinen Aeußerungen unſittlich. Und ſo wie er unſittlich wird, ſo wird er auch unwirkſam, weil er ſich gleichſam in ſeiner eignen Heftigkeit verzehrt. — Es iſt nicht ganz ungewöhnlich, Menſchen dieſer Art zu ſehen, deren Leidenſchaften durch eine bildreiche Phantaſie und einen nachforſchenden Scharfſinn erhitzt, — die aber eben deßwegen wenig durch dieſe Leidenſchaften in Handlung geſetzt werden: weil ſie dieſelben in Bildern und Ideen gleichſam vertauchen laſſen.

Wir ſehen zwar, während des Stücks, den Hamlet nie bey kaltem Blute und im natürlichen Zuſtande. Aber wir können, nach dem, was er mitten in der heftigſten Leidenſchaft iſt, ſchließen, daß er, ohne Leidenſchaft, ein redlicher und menſchenfreundlicher Mann ſeyn würde; daß er, wie alle Ideen-Menſchen, von den äußern Vortheilen des Glücks, des Reichthums und der Ehre, weniger als andre, geblendet werde; daß er Freunde brauche, denen er ſich ganz mittheilen könne, und einer großen Anhänglichkeit an die, welche ihm zuſagen, fähig ſey. Aber eben weil er redlich und offen iſt, und andre für redlich hält, wird er von der Un-

redlichkeit und dem Betruge als etwas unerwartetem überraſcht, und dadurch doppelt beleidigt. Weil er ſich ganz ſeinen Freunden hinzugeben pflegt: ſo fångt er ſie deſto mehr zu haſſen an, wenn er ſieht, daß ſie ſeine Freymüthigkeit mit Verſtellung erwiedern. Kundſchafter, die ihn ausforſchen wollen, ſind ihm deßwegen ſo gut, als erklårte Feinde. Dieß iſt der Aufſchluß von der Verachtung und Hårte, mit welcher er dem Polonius begegnet, und von dem Kaltſinne, mit welchem er den, an ihm vorſåtzlich verübten, Mord anſieht. Dieß iſt der Aufſchluß von ſeinem Verfahren gegen Roſencranz und Gildenſtern, die er, als ſie zum erſten Mahle im Stücke auftreten, mit aller Herzlichkeit eines alten Freundes empfångt, denen er, da er ſie ſchon für Abgeſandte des Königs und ſeiner Mutter erkennt, doch noch durch ſeine Freymüthigkeit ein Geſtåndniß ihrer Verſtellung abzulocken ſucht, um ſich wieder mit ihnen auszuſöhnen, die er aber zuletzt, da ſie treulos bleiben, durch einen gegenſeitig geſpielten Betrug, dem Tode überliefert.

Sey es nun durch ein Verſehn des Dichters geſchehn, — oder ſey es ſeine Abſicht geweſen, daß ſich der verſtellte Wahnwitz, in Ham-

lets Rolle, mit der ihm natürlichen Schwermuth und mit der durch die Umſtände veranlaßten Zerrüttung ſeines Gemüths, vermiſcht; — genug, ſo viel iſt gewiß, daß ſich hierdurch mehrere der oben angezeigten Widerſprüche vereinigen laſſen.

Die Liebe gegen Ophelien bleibt dabey am meiſten im Dunkeln: weil ſie ſich auch in keinem Auftritte völlig entwickelt. Zuerſt erfahren wir nur durch die Warnungen, welche Laertes ſeiner Schweſter giebt, daß ſie von dem Prinzen geliebt wird. Aber wir wiſſen nicht, ob ſeine Neigung bloß ein Reitz der Sinne, oder eine Angelegenheit des Herzens iſt. In den Geſtändniſſen, welche Ophelia ihrem Vater in einer folgenden Scene macht, lernen wir einige der Symptome dieſer Liebe kennen, und wir werden von der Wahrheit und Wärme ſeiner Leidenſchaft überzeugt. Dieſe Schilderung Opheliens von einem Auftritte, den Hamlet mit ihr gehabt hatte, gehört unter die vorzüglichſten Stellen des Stücks: aber ſie zeigt ihn neben ſeiner Liebe, noch von einer andern großen Leidenſchaft bewegt, die den Ausdruck der erſten nur ſtumm macht. *) Wir fragen uns, ob er

*) 2ter Act. 1ſte Scene.
Ophelia. Er faßte mich bey dem Gelenke der Hand

durch ſein zurückhaltendes Stillſchweigen, bloß ſeinen unglücklichen Zuſtand überhaupt, oder die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Liebe habe anzeigen wollen: und wir wiſſen uns nichts befriedigendes darauf zu antworten. Wir ſehen ihn in der Folge endlich ſelbſt mit Ophelien auf der Bühne erſcheinen: und die Kälte, mit welcher er ihr ſagt, daß er ſie nicht liebe, die Härte, mit welcher er die weiblichen Schwachheiten in ihrer Gegenwart aufzählt, und der Rath, den er ihr giebt, ins Kloſter zu gehn und keinem Manne zu trauen, leiden wieder eine doppelte Auslegung. Entweder iſt es eine bloß abſichtliche Verſtellung, um diejenigen irre zu führen, die

und hielt mich feſt. Dann trat er ſo weit, als ſein Arm lang war, zurück, hielt die andre Hand über die Stirne, und ſah mir ſo unverwandt ins Geſicht, als wenn er es abzeichnen wollte. Lange ſtand er ſo. Endlich ſchüttelte er mir den Arm ein wenig, bewegte dreymahl den Kopf auf und nieder, und holte dann einen ſo kläglichen und tiefen Seufzer: daß ſein ganzer Körper dadurch erſchüttert zu werden und ſein Leben aufzuhören ſchien. Darauf ließ er mich gehen, und mit ſeitwärts, über die Schulter gekehrtem Geſichte, ging er zur Thüre meines Zimmers, wohin er, wie es ſchien, ſeinen Weg ohne ſeine Augen fand: denn dieſe waren, ſo lange er mich ſehen konnte, unverwandt auf mich gerichtet.

ihn behorchen: oder es iſt zugleich der unwillkührliche Ausdruck der Ideen und Leidenſchaften, die ihn gegenwärtig wirklich beſchäftigen. Um das erſtere anzunehmen, iſt zu viel geheimer Sinn, zu viel Beziehung auf ſeine Lage, ſelbſt in dem Ungereimteſten, was Hamlet ſagt. Und dieſe Winke ſind überdieß ſo wenig geſchickt, die Horcher zu überreden, daß er bloß aus Liebe zur Ophelia wahnwitzig ſey, daß ſie vielmehr auf die wirkliche Urſache ſeines verſtörten Gemüths ſchließen laſſen. In dem andern Falle iſt es abermahls ſchwer zu ſagen, ob ſeine Liebe gegen Ophelien durch die größte Gewalt einer andern Leidenſchaft ſey unterdrückt worden; oder ob er nur eben deßwegen den Schein von Kaltſinn und Rauhigkeit annehme, um eine Liebe in ſich zu verſchließen, die, würde ſie von Ophelien erwiedert, ſie unglücklich machen müßte. Will er ſie ins Kloſter ſchicken, weil er nun nicht mehr an ſie denken kann, oder weil er ſie gleichſam vor ſich ſelbſt in Sicherheit ſetzen will? — Der Gemüthszuſtand Hamlets in dieſer Scene, die Abſichten ſeiner Rede, insofern ſie Folgen dieſes Gemüthszuſtandes ſind, werden in der That nicht ſo völlig deutlich, als der gute Dichter alle Reden und Handlungen ſeiner Perſonen machen ſoll. Der

letzte Auftritt Hamlets in Beziehung auf Ophelien, der Auftritt bey ihrer Beerdigung, ſcheint für diejenige Erklärung zu entſcheiden, welche in Hamlets härteſten Aeußerungen den Ausdruck einer heftigen Liebe findet, — einer Liebe, die innerlich deſto ſtärker brennt, je mehr die Umſtände ihr entgegen arbeiten, oder je mehr er ſich bemüht, ſie zu unterdrücken. Da er durch den Tod Opheliens alles verloren hat: ſo glaubt er ſich nicht mehr zurückhalten zu dürfen, er ſpringt in ihr Grab, er bricht in die lebhafteſten Betheurungen ſeiner Zärtlichkeit gegen ſie aus, er erklärt ſich mit einer wilden Heftigkeit zum Gegner eines jeden, der ſich anmaßen wollte, Ophelien mehr, als er, geliebt zu haben.

Wenn ich dann dieſe mir übrig bleibenden Dunkelheiten in dem Charakter Hamlets abrechne; — die unſtreitig daher entſtehn, daß der Dichter die Schöpfungen ſeines eignen Geiſtes mit den Erdichtungen, oder Geſchichten einer ältern Zeit zuſammenknüpfte, ohne immer zu prüfen, ob beyde mit einander übereinſtimmten, — und daß er über dem Ausmahlen einzelner Züge, von welchen er ſich Wirkung verſprach, die Haltung des ganzen Gemähldes zuweilen ver-

nachläßigte: ſo erhalte ich ungefähr folgende Ideen, als das Reſultat meiner bisherigen Betrachtungen.

Ein anderes iſt der eigenthümliche und natürliche Charakter Hamlets, ein anderes iſt die beſondre Gemüthsſtimmung, in die er durch den Tod ſeines Vaters gerathen iſt. Die Wirkungen von beyden ſind in ſeiner Rolle vermiſcht. Nach dem erſten iſt er ein philoſophirender, dichteriſcher Kopf, mit einem Herzen, das ſchneller und heftiger Eindrücke, beſonders aber einer großen Sympathie mit ſeinen Nebenmenſchen fähig iſt. Dieſe ſympathetiſchen Gefühle, verbunden mit einer Größe der Seele, die ihn über ſelbſtiſche Bedürfniſſe und Leidenſchaften hinwegſetzt, machen aus ihm einen biedern, redlichen, der Freundſchaft fähigen Mann. Aber dieſe natürliche Anlage zur Sittlichkeit wird, durch den Ungeſtüm ſchnell aufſteigender, beſonders finſtrer und trauriger Leidenſchaften, oft geſtört. Und dieſe Leidenſchaften ſtehen hinwiederum unter der Herrſchaft ſeiner Imagination und ſeiner Philoſophie, und werden, durch die Bilder der erſtern und die Nachforſchungen der andern, bald umgeſtaltet, bald unterbrochen. Er ergreift

jeden Gegenſtand, der ſich ihm darbiethet, mit einer außerordentlichen Hitze. Aber indem er von einem neuen eben ſo lebhaft angezogen wird, und ſich eben ſo ausführlich mit ihm beſchäftigt, erkaltet ſein Eifer in Abſicht des alten; — wenigſtens wird ſeine Thätigkeit in der Ausführung ſeiner Entwürfe gehemmt. Er denkt mehr noch, als er empfindet, und er empfindet mehr als er handelt. Auch bey ihm iſt, was jemand von Fontenellen ſagte, Gehirne an der Stelle, wo das Herz ſeyn ſollte. Im ganzen Stücke läßt er keine Gelegenheit vorbey, ſeine Ideen zu entwickeln. Ob er gleich, durch ſeines Vaters Tod und die Erſcheinung deſſelben, in eine Bewegung geſetzt worden iſt, welche die Aufmerkſamkeit auf jeden andern Gegenſtand auszuſchließen ſcheint: ſo iſt er doch im Stande, den Schauſpielern ſehr durchdachte Regeln für ihre Kunſt vorzuſchreiben, und bey dem Durchzuge des Norwegiſchen Heeres über das Thörichte der Kriege zu philoſophiren. Als er von der Reiſe zurückkommt, findet er auf dem Kirchhofe und an den geöffneten Gräbern einen neuen Stoff zur Meditation, und gerade einen ſolchen, wie er ſeinem natürlichen Hange am angemeſſenſten iſt. Er verliert ſich gleichſam in

ſeinen Ideen bey jedem Anlaſſe, und muß zu ſeinen Vorſätzen immer erſt wieder durch neue Aufforderungen zurückgerufen werden.

Zu dieſen natürlichen Anlagen ſeines Geiſtes, die ſich auch in ruhigen und glücklichen Zeiten würden entwickelt haben, kommt nun noch eine zufällige Modification deſſelben hinzu: und dieſe ſelbſt iſt zuſammengeſetzt, — eine wirkliche Verſtimmung des Gemüths, und eine gefliſſentliche Affectation des Wahnwitzes.

Man hört ſehr oft im gemeinen Umgange ſagen, daß es Leute gebe, welche Schwärmer und Betrüger zugleich ſind. Ich geſtehe es, daß ich dieſes niemahls recht habe begreiſen, noch dieſer Erklärung gewiſſer Erſcheinungen unſrer Tage meinen Beyfall geben können. Es ſcheint mir, daß das eine das andre nothwendig ausſchließe. Wer z. E. durch optiſche Maſchinen und chymiſche Operationen das Schattenbild eines Verſtorbenen hervorbringt, und damit die Anweſenden täuſcht, kann unmöglich ſelbſt im Irthume ſeyn, und dieſen Schatten für den Geiſt ſelbſt halten. Unmöglich kann der, welcher, wie der Betrüger thut, gewiſſe Wirkungen veranſtaltet, und alſo

ihre Natürlichkeit vollkommen kennt, zugleich ſie als übernatürlich anſtaunen.

Auf gleiche Weiſe glaube ich, daß verſtellter Wahnſinn und wirkliche Verwirrung des Gemüths nicht wohl, in einem und demſelben Menſchen, bey einander beſtehn können; und daß, wer ſo eine Larve annehmen und eine ſolche Rolle ſpielen will, in einem hohen Grade beſonnen und Herr über ſich ſelbſt ſeyn müſſe. Wenn ich alſo hierin nicht irre, daß in Hamlets Rolle beyde Sachen vermiſcht ſind: ſo kann ich dieß für nichts anders, als für eine Abweichung von der Natur und der Wahrheit gelten laſſen.

Es ſey indeſſen Hamlets Wahnſinn Kunſt, oder Natur, oder beydes zugleich: ſo erreicht er im Stücke immer den Zweck, von welchem ich oben geſagt habe, daß er bey dieſen Schilderungen geſucht wird. Er hilft dazu, daß Hamlets Charakter ſich auf eine mehr romantiſche Art entwickelt, und daß ſeine Gedanken und Empfindungen, ohne Nachtheil der Wahrſcheinlichkeit, ein höheres Colorit bekommen. Selbſt das Räthſelhafte in ſeinen Reden trägt bey, unſre Aufmerkſamkeit auf dieſelben zu ſchärfen:

und unſer Antheil an den Leiden des Unglücklichen wird lebhafter, da wir ſehen, welche große Zerrüttung ſie in ſeinem eignen Gemüthe angerichtet haben. Endlich der Eindruck davon im Ganzen iſt gewiß beym Leſer eben derſelbe, welchen Ophelia, nach ihrer Unterredung mit Hamlet zu erkennen giebt *), — ein ſchmerzliches Bedauern, daß ein ſo edler Geiſt von unglücklichen Zufällen überwältiget worden ſey.

*) O what a noble mine is here o'erthrown.
O welch ein edler Geiſt iſt hier zu Grunde gerichtet!

Breslau,
gedruckt bey Wilhelm Gottlieb Korn.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian, 1742-1798

Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben

Bd.: 2

Breslau (1796)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.286(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090688-3
VD18 90302990